

ETHIK DER NORMALITÄT.
ZUR EVOLUTION MORALISCHER SEMANTIK IN DER MODERNE

Dissertation

zur Erlangung des Grades eines
Doktors der Philosophie (Dr. phil.)

der Fakultät Humanwissenschaften und Theologie
der Technischen Universität Dortmund

vorgelegt von Simone Horstmann, M. Ed.

Dortmund,
Oktober 2013

Tag der mündlichen Prüfung: *29. April 2014*

INHALTSÜBERSICHT

I. VORÜBERLEGUNGEN.....	5
I.1 Normalität als Thema der Ethik: Drei Episoden.....	5
I.2 Problemstellung, Aufbau und Methodik der Arbeit.....	7
II. KONTEXTUALISIERUNGEN	15
II.1 Normalität als medizinhistorischer Reflexionsbegriff	15
II.2 Produktion von Normalität: Normalisierung und Normalismus	26
II.2.1 Proto- und Flexibilitätsnormalismus	33
II.2.2 Normalistische Wahrnehmungsdispositionen	38
III. WIE VERHALTEN SICH NORMATIVITÄT UND NORMALITÄT ZUEINANDER?.....	48
III.1 Die Sein-Sollen-Dichotomie.....	48
III.1.1 David Hume	51
III.1.2 George Edward Moore.....	54
III.1.3 Der normative Gehalt des ‚naturalistischen Fehlschlusses‘.....	57
III.1.4 Der normative Gehalt des ‚normalistischen Fehlschlusses‘	60
III.1.5 Quetelet und Galton: Von der Durchschnitts- zur Optimierungsnormalität.....	70
III.1.6 Normative Unschärfe der Normalität	75
III.2 Die Genese sozialer Ordnung.....	80
III.2.1 Thomas Hobbes: Ordnung als Vertrag.....	81
III.2.2 Niklas Luhmann: Überwindung doppelter Kontingenzen	84
III.2.3 Michel Foucault: Normalität als Ordnungsmacht	99
III.2.3.1 Bedingungen des Normalisierungswissens.....	101
III.2.3.2 Normalisierungsmacht	104
III.2.3.3 Subjektverhältnisse: Normalisierung als Selbstdisziplinierung.....	133
III.3 Die Relation von Norm und Abweichung	140
III.3.1 Was sind Normen?	141
III.3.2 Notwendige Kontingenzen: Aporien der Normbefolgung.....	152
III.3.3 Abweichungen oder Ausnahmen von Normen – was ist normal?.....	162
III.3.4 Carl Schmitt: Entscheidung über die Ausnahme als Ausweg?.....	185

IV. NORMALITÄT ALS NORMATIVE SEMANTIK..... 198

IV.1 Normalität und Moral in der Moderne	198
IV.2 Evolution der moralischen Semantik: Supercodierung von Normativität durch Normalität	214
IV.2.1 Moderne Selbstbeschreibung: Vom „Was ist“ zum „Wozu Semantik“	214
IV.2.2 Evolution moralischer Semantik	222
IV.2.3 Supercodierung von Moral durch Normalität	243

V. NORMALITÄT ALS THEMA DER MORALTHEOLOGIE248

V.1 Normalität und Naturalismuskritik	248
V.2 Kritik an Normalisierungsprozessen und biblische Moralkritik	255
V.3 Abweichungen als Ressource für Normkorrekturen	258
V.4 Kontingenzeröffnung: Umweltoffenheit und operative Geschlossenheit.....	262
V.5 Individualisierung von Religiösität – und von Moral?	270

LITERATURVERZEICHNIS

I. Vorüberlegungen

I.1 Normalität als Thema der Ethik: Drei Episoden

Erstens. 1795 entdeckt KARL FRIEDRICH GAUSS die symmetrische, glockenähnliche Normalverteilungskurve von zunächst astronomischen Messwerten, die später zu einem der wichtigsten normalistischen Dispositive in nahezu allen Geistes- und Sozialwissenschaften avancieren sollte. Die erste grafische Darstellung der *Normalverteilungskurve* geht auf den französischen Statistiker ABRAHAM DE MOIRVE bereits im Jahr 1733 zurück. Allerdings war seine Darstellung insofern hypothetischer Natur, als er sich nicht auf eine konkrete Datengrundlage bezog.¹ Gut einhundert Jahre später prägt KARL PEARSON, britischer Mathematiker, die Bezeichnung *Normalkurve* (*normal curve*), sieht aber bereits die damit verbundene Schwierigkeit: „Many years ago, I called the Laplace-Gaussian curve the normal curve, which name, while it avoids international question of priority, has the disadvantage of leading people to believe that all other distributions of frequency are in one sense or another ‚abnormal‘. That belief is, of course not justifiable.“² Der Ursache dafür, dass die Normalverteilungskurve wie wohl kein anderes statistisches Phänomen im kollektiven Gedächtnis der Moderne verhaftet ist, muss genauer nachgegangen werden. Eindeutig scheint aber die Beobachtung, dass alltägliche Statistiken und Datenkurven – vom Wetterbericht zum DAX-Index – nahezu anthropomorph lesbar geworden sind. Sie treffen auf ein intuitives Verständnis und erlauben eine schnellstmögliche Orientierung in zunächst unübersichtlichen Datenlandschaften. Insbesondere der deutliche Zusammenhang von Normalität bzw. Normalverteilungen und statistischen Methoden leitet zu der Frage an, wie deren Einflussverhalten auf menschliche Wahrnehmung und daraus folgenden normativen Resultaten einzuschätzen ist, aber auch danach, wie die Begriffe der Deskription, der Abbildbarkeit des vermeintlich rein Faktischen und letztlich auch der Begriff der Wahrheit Einzug in den Bereich der Ethik erhalten.

Zweitens. MICHEL FOUCAULT schildert an mehreren Stellen seines Werks *Die Anormalen* die Geschichte eines Kindsmordes aus dem Jahr 1826. HENRIETTE CORNIER, eine noch junge Frau, die selbst Kinder gehabt und diese verlassen hat, und die ihrerseits von ihrem ersten Mann verlassen wurde, findet Arbeit als Hausangestellte bei verschiedenen Pariser Familien. Nach

¹ Zur genaueren Geschichte der Normalverteilung vgl. FUNKHOUSER, H. Gray: Historical development of the graphical of statistical data, in: *Osiris* 3 (1937), 269-404, bes. 296; vgl. auch PATEL, Jaqdish, READ, Campell B.: *Handbook of the normal distribution*, 2. Aufl., New York: Marcel Dekker Inc. 1996.

² PEARSON, Karl: Notes on the History of Correlation, in: *Biometrika* 13 (1920), 25-45, 25.

mehrfachen Selbstmorddrohungen und Anzeichen von Niedergeschlagenheit geht sie zur Nachbarin und schlägt dieser vor, ein paar Minuten lang deren kleine Tochter, die neunzehn Monate alt ist, zu beaufsichtigen. Die Nachbarin zögert erst, willigt aber schließlich ein. Henriette Cornier nimmt das kleine Mädchen mit auf ihr Zimmer und durchtrennt ihm dort mit einem großen Messer den Hals, bleibt eine Viertelstunde vor der Leiche des Mädchens stehen, den Rumpf auf der eine Seite und den Kopf auf der anderen, und als die Mutter das kleine Mädchen abholen will, berichtet Cornier ihr frei heraus von ihrer Tat. Die Mutter, die zugleich beunruhigt ist und es nicht glauben kann, versucht in das Zimmer einzudringen; in diesem Augenblick nimmt Henriette Cornier ihre Schürze, legt den Kopf des Kindes in die Schürze und wirft ihn aus dem Fenster. Sie wird sofort verhaftet. Als sie nach dem Grund ihrer Tat gefragt wird, antwortet sie schlichtweg: „Das war so eine Idee“.³ Dass Foucault diesen Fall in Zusammenhang mit dem Begriff der Normalität bringt sowie besonders die spätere juristische Interpretation des Falls analysiert, ist einerseits vor dem Hintergrund seines Forschungsinteresses zu sehen, das auf die Rekonstruktion von Machtverhältnissen in sozialen Diskursen ausgerichtet ist. Speziell für ein Verständnis von Normalität stellt der Fall aber auch die Frage nach den unweigerlich mit jedem Hinweis auf Normalität verbundenen Rationalitäts- und Plausibilitätserwägungen sowie deren Unmöglichkeit. Gibt es Verbrechen, die jedes scheinbar normale, vernünftige Maß an Strafbarkeit überschreiten? Bringt der Hinweis auf die Anormalität einer Tat genau dieses sozial-verankerte Unverständnis zum Ausdruck?

Drittens. Der Protagonist in IAN MCEWANS Roman *Solar*⁴, MICHAEL BEARD, ist Professor für Physik und ständig unterwegs zu (nicht immer nur) beruflichen Terminen. Seine leidenschaftliche Vorliebe für Kartoffelchips bringt ihn während einer Bahnfahrt dabei in eine Situation, die, geschildert aus der Perspektive des Physik-Professors, zunächst an Eindeutigkeit kaum überbietbar scheint. Nachdem er sich am Bahnterminal zuvor eine Portion Chips gekauft hat, sitzt er im Zugabteil einem Mann gegenüber, der ihn zunächst nur optisch irritiert. Gedankenverloren greift Beard in die vor ihm liegende Chipstüte und muss kurz darauf beobachten, wie es sein Sitznachbar ihm gleichtut. Beard ist besorgt um seine ohnehin nur geringe Chipsmenge und schimpft in Gedanken auf den „Hippie“; das Spiel des abwechselnden Essens aus der einen Chipstüte wiederholt sich einige Male, zunehmend böse Blicke werden ausgetaucht. Zwar unterdrückt Beard den Gedanken an eine physische Konfrontation, aber als sein Gegenüber – es sind nur noch zwei

³ Vgl. FOUCAULT, Michel: Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France 1974/1975, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 148-162.

⁴ Vgl. MCEWAN, Ian: Solar, Zürich: Diogenes 2010.

Chips vorhanden – schließlich noch jovial die Tüte vom Tisch nimmt und ihm einen von Beards eigenen Chips anbietet, schäumt er innerlich angesichts des dreisten Verhaltens. Erst als er schließlich – in gebührenden Abstand zu seinem Sitznachbarn – den Zug verlässt, bemerkt er etwas in seiner Jackentasche: Die Chipstüte, die er vor der Fahrt am Bahnhof erstanden hatte.

Ohne dass McEwan hier auf die Begriffe von Normalität oder Anormalität zurückgreifen muss, zeigt die Episode seines Romans doch sehr deutlich, wie sehr Normalität und Anormalität besonders in Interaktionszusammenhängen beobachter- und voraussetzungsabhängig sind. Das abweichende Verhalten, der vermeintliche Etikette-Verstoß seines Sitznachbarn, fällt nolensvolens auf Beard zurück, schließlich muss er einsehen, selbst die Chips seines Nachbarn mitverzehrt und auf diese Weise eine hochgradig skurile Situation heraufbeschworen zu haben – ohne es selbst zu wissen. Diese Standpunktabhängigkeit aller vermeintlichen Normalität zeigt darüber hinaus aber auch, dass es sich bei Normalitätszuschreibungen um Fremd- und Selbstbeschreibungen handelt, die auch als solche rekonstruiert werden müssen.

I.2 Problemstellung, Aufbau und Methodik der Arbeit

Analytik ist selbst immer auch ein Moment des gesellschaftlichen Lebens,
und die gesellschaftlichen Situationen werden andere,
wenn wir lernen, sie anders aufzufassen.

(Niklas Luhmann: Soziologische Aufklärung, Band 4, 2. Aufl., Opladen: VS-Verlag 1994, 125.)

Die vorliegende Arbeit unternimmt den Versuch, aus Sicht der theologischen Ethik ein vertieftes Verständnis dessen zu gewinnen, was in vielfachen Bedeutungsnuancen unter dem Begriff 'Normalität' firmiert. Sie fragt danach, welche funktionale Bedeutung der Rekurs auf Normalität im ethischen Diskurs der Moderne einnehmen kann. Indem sie dabei der Intuition folgt, dass eben diese Normalität als moralische Ressource deutbar ist, geht sie gleichzeitig in kritische Distanz zu Theorieansätzen, die Normalität in einem ethischen Kontext einzig pejorativ interpretieren: Als gefährlichen Einfluss von Beliebigkeit, als Nivellierung und Relativierung von Norm- und Wertbeständen oder als stillschweigende Akzeptanz des moralisch eigentlich doch Unakzeptablen. Die Tatsache aber, dass auch diese Ansätze Normalität als Konkurrenzunternehmen wahrzunehmen scheinen, suggeriert dennoch eine (wenn auch unausgesprochene) Ähnlichkeit der Normalität zur Normativität der Moral, zumal diese Ansätze sich mit ihrer Kritik gegenüber der Normalität

selbst dem Vorwurf aussetzen, Normbestände unbegründet gegen Einwände immunisieren zu wollen.

Eine methodische Voraussetzung der Arbeit bildet zudem die Annahme, dass Normalität (wissenschafts-)bereichsspezifisch formuliert werden kann und muss: Auch wenn es zweifelsfrei Überschneidungen gibt, kann Normalität in einem ethischen Zusammenhang andere Konnotationen und Bedeutungsnuancen enthalten als in einem mathematischen oder soziologischen Kontext. Interdisziplinäre Überschneidungen ergeben sich für die Ethik besonders mit den Bereichen der Soziologie und der Philosophie, aber auch der Medizin(-geschichte). Das Kapitel II verdeutlicht daher zunächst diese Bezüge und die interdisziplinäre Einbettung eines ethischen Normalitätskonzeptes im Kontext anderer Wissenschaftsbereiche.

Mit den direkt ethisch-relevanten Bezügen der Normalität beschäftigt sich das Kapitel III. Die zunächst nur etymologische Nähe von (ethisch relevanter) Norm und Normalität bildet den Anlass, diesem Verhältnis angesichts der Frage nachzuspüren, ob in ihm eine genuine Vergleichbarkeit oder doch bloß eine rein äußerliche Nähe zum Ausdruck gebracht wird. Anhand von drei neuralgischen Schnittpunkten von Norm und Normalität soll diese Frage geklärt werden: (a) Die Sein-Sollen-Dichotomie scheint für eine solche strukturelle Nähe von Normativität und Normalität zu sprechen, da sie eine Denk- und Argumentationsfigur der Ethik darstellt, die vielfach auch für Beschreibungen von Normalität herangezogen wird, da diese ebenfalls in einer direkten Übertragung eines faktischen, etwa statistischen Befundes auf ein normativ Gesolltes zu bestehen scheint. Der daran anschließende historische Befund zu den verschiedenen Interpretationsformen von Normalität (besonders durch Quetelet und Galton) muss diese Eindeutigkeit allerdings einschränken. Er belegt, dass die normativen Implikationen von Normalität in der Moderne keinesfalls so evident sind, wie es naturalistische Argumente nahelegen scheinen, sondern sowohl als ein Mittelmaß-Plädoyer wie auch als Ablehnung einer Mittelmaß-Orientierung und dann als Verbesserungstreben aufgefasst werden können. Der folgende Abschnitt thematisiert (b) die Strukturanalogie von Normativität und Normalität unter dem Aspekt sozialer Ordnung. Dass deren Konstitution und strukturelle Analyse spätestens seit der Moderne nicht mehr allein in den Hoheitsbereich klassischer Normativität fällt, zeigen vor allem die Arbeiten von Michel Foucault. Auch Normalität kann Foucault zufolge als Ausdruck sozial-formender Machtdiskurse verstanden werden, und mehr noch: Normalität scheint als Machtmechanismus alle anderen sozialen Regulierungsformen längst abgelöst und zur Staffage degradiert zu haben. Mit (c) den Überlegungen zur Relation von Norm und Abweichung greift die Arbeit eine häufig vorzufindende Einschätzung auf, der zufolge Normalität als das genaue Gegenteil von Abweichungen (oder auch Ausnahmen) interpretierbar sei. Zur Prüfung dieser These wird zunächst der Begriff der Norm im Kontext der (theologischen) Ethik näher untersucht. Es zeigt sich, dass sowohl die der Norm

inhärenten Aporien der Normbefolgung als auch die oftmals zu beobachtende Unklarheit bei der Differenzierung von Abweichung und Ausnahme die direkte Gegenüberstellung von Normalität und Abweichung bzw. Ausnahme als nicht tragfähig erweisen; Normalität scheint vor diesem Hintergrund eher als eine Reaktion oder als Kommentar auf eine bereits bestehende Norm aufzufassen zu sein. Der Exkurs zum Normalitätsbegriff bei Carl Schmitt verdeutlicht abschließend, welche Theorie-Konsequenzen die Beibehaltung einer Konfrontation von Normalität und Ausnahme(-zustand) mit sich bringen.

Das folgende Kapitel IV ordnet den Befund zur strukturellen Ähnlichkeit von Normativität und Normalität, indem es in methodischer Anlehnung an die Systemtheorie Luhmanns Normalität als eine moralische Semantik, d. h. als eine sozial-strukturell kompatible Selbstbeschreibungsform von Moral deutet. Dazu wird Normalität als spezifisch modernes Phänomen in die Abfolge einer Entwicklung eingeordnet, die Luhmann als *semantische Evolution* charakterisiert. Auf der Grundlage dieser Perspektive kann es nicht darum gehen, Normalität konkret zu bestimmen (also beispielsweise anzugeben, was genau ‚normal‘ ist), sondern vielmehr darum, die Verwendungsform normativ-relevanter Aussagen zu betrachten, die auf den Begriff der Normalität Bezug nehmen. Das Verhältnis von Normalität und Normativität kann davon ausgehend als Supercodierung, d.h. als Form einer internen Relationierung innerhalb des Moralcodes aufgefasst werden. Sie erklärt, warum Normalität stets auf die Existenz bestehender Normativität in Form moralischer Kommunikation angewiesen ist. Indem sich Normalität auf Normativität als *re-entry* bezieht, gibt sie an, wann eine Abweichung normal oder aber eine (Erwartungs-)Erfüllung anormal ist. Normalität wendet auf diese Weise die Leitunterscheidung der moralischen Normativität auf diese selbst an. Innerhalb der klassischen Normativität der Moral ist die Dichotomie von Erfüllung und Abweichung an eine klare Präferenzstruktur gebunden: Konformität ist, schlicht gesprochen, gut, Abweichung schlecht. Die grundlegende Differenz von Erfüllung und Abweichung selbst kann so nur schwer beobachtet werden, es wäre also eine Instanz oder ein Beobachtungspunkt notwendig, von dem aus auch die eigene Leitunterscheidung in den Blick käme. Normalität kann diese Präferenzstruktur zum Thema machen: Sie kann z. B. eine überangepasste Normkonformität als anormal artikulieren oder die Abweichung von einer Norm als ‚normal‘ normalisieren.

Den konkreten Bezug zur Moraltheologie stellt das Kapitel V her. In Anknüpfung an die Ergebnisse der bisherigen Kapitel wird (a) zunächst die Ähnlichkeit von Normalität zum naturalistischen Fehlschluss aufgenommen; gefragt wird dabei nach Möglichkeiten, innerhalb der theologischen Ethik zwischen Norm und Empirie zu vermitteln, da insbesondere der Empiriebezug und seine Bewandnis in normativen Fragen durch den Begriff der Normalität stark in den Vordergrund rücken. Dabei steht die Frage nach der Berücksichtigung von Konsens-Kriterien in ethischen Regelbildungsprozessen im Fokus. Die (b) Kritik an Normalisierungsprozessen, die Fou-

cault formuliert, wird zudem mit der biblischen Moralkritik in Verbindung gebracht. Dass christliche Ethik nicht in bloßem Regelkonformismus aufgeht, zeigen auch die anschließenden Überlegungen, die (c) abweichendes Verhalten in bestimmbareren Grenzen als Ressource für Normkorrekturen interpretieren. Die formale Beziehung von Norm und Normalität in der Figur des *re-entry* wird schließlich aufgegriffen, um (d) die Erfahrung normativer Kontingenz nicht als Strukturdefizit, sondern als notwendige und theologisch-sinnvolle Perspektive verstehen zu können, die berechtigte Kritik am Verständnis von Religion als Kontingenzbewältigung übt. Abschließend wird die Normalitätssemantik in ihrer Bedeutung für die theologische Ethik gedeutet, indem (e) auf Möglichkeiten verwiesen wird, theologische Ethik in der Moderne als personal integriert, d. h. unter Einbezug der Individuen und damit jenseits einer starren Prinzipienethik zu entwerfen.

Mit ihrem Verständnis von Gesellschaft und Moderne, der Rekonstruktion von Normen und nicht zuletzt dem Analysebegriff der Semantik ist die Arbeit methodisch deutlich an die Systemtheorie Niklas Luhmanns angelehnt. Damit verlagert sie die für die Ethik interessante Frage nach dem WAS der Moral auf die Ebene der Funktionalität und fragt, WIE Moral funktioniert, und vor allem: Wie sie in sozial-historischen Bedingungsräumen und Kontexten funktioniert oder auch nicht funktioniert.⁵ Damit löst die ethische Betrachtung die Moral aus einer natural-fixierten Daseinsordnung und beobachtet sie als historisch-kontingente Erscheinung. Auf diese Weise wird es möglich, Normalität nicht als ontologisch gegeben hinzunehmen, und sie stattdessen historisch und funktional mit der jeweiligen Gesellschaftsform zu korrelieren. Anstatt Normen ausschließlich als Probleme zu betrachten, kehrt die Systemtheorie den Blickwinkel um und verleiht ihnen nur scheinbar paradox die Form einer Lösung für bestehende Probleme, die verstanden werden müssen, um dann wiederum die jeweilige Norm zu verstehen. Sie behandelt Normen (wie andere soziale Objekte auch) als variabel, um in den Bedingungen ihrer Ersetzbarkeit den Sinn ihrer Geltung zu erkennen.⁶ Wenn, wie gezeigt werden soll, Normalität ein spezifisch modernes Phänomen im moralischen Diskurs darstellt, muss auf diese Weise eine Erklärung dafür auch in den spezifisch modernen sozial-strukturellen Bedingungen der Moral zu suchen sein. Dass Ethik dann maßgeblich auf die Analyse von semantischen Strukturen, also auf Selbstbeschreibungsformen, angewiesen ist, erklärt sich aus ihrem problematischen Objektverhältnis, das sie vor allem seit der Neuzeit reflektiert: Ihr Gegenstand – die Moral und normative Aussagen über das Richtige und Falsche – ist ihr nicht mehr äußerlich vorgegeben, sondern muss kontinuierlich selbst

⁵ Vgl. BREITSAMETER, Christof: Nur Zehn Worte. Moral und Gesellschaft des Dekalogs, Fribourg – Freiburg: Academic Press/Herder 2012, 17.

⁶ Vgl. LUHMANN, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 1-4, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1980 ff.

erzeugt werden.⁷ Moral als ein Set von Semantiken zu beobachten bedeutet dann auch, sie aus dem Status einer unverfügbaren göttlichen Setzung zu lösen und Moral als menschliche Gestaltungsaufgabe zu interpretieren. Es bedeutet aber auch, dass jede Ethik ein genuines Interesse an semantischen Fragen insofern haben sollte, als sich an ihnen die kommunikative Anknüpfbarkeit und Bewährung im Diskurs erkennen lässt. Dies gilt besonders angesichts der systemtheoretischen Prämisse, Gesellschaft als ein Kommunikationszusammenhang zu verstehen, dessen eigenlogische und autonome Praxisformen soziale Strukturen gewissermaßen „bottom-up“ emergieren lassen; deren Stabilität und Tradierbarkeit hängt dann wesentlich davon ab, dass sie sich kommunikativ bewähren. Um verständlich zu bleiben, muss Ethik demnach auf Bedingungen stoßen bzw. diese nach Kräften herstellen, in denen ihre Aussagen gewinnbringend und sinnvoll erscheinen können.

Die Systemtheorie setzt dazu eine übergeordnete Theorie der Gesellschaft als funktionaldifferenziert voraus.⁸ Damit schreibt Luhmann ein Programm fort, das Kant bereits in seiner Schrift über den Streit der Fakultäten andeutet. Während dessen Überlegungen zur Emanzipation der wissenschaftlichen Erkenntnisgebiete noch als Forderung begegnet, sieht Luhmann in der autopoietischen Struktur der sozialen Systeme weder ein politisches Programm noch ein durchzusetzendes Lösungskonzept, sondern die schlichte Beobachtungstatsache, dass sich die soziale Umwelt aus unterschiedlichen Perspektiven auch unterschiedlich darstellt.⁹ Die Einheit und innere Konsistenz des Sozialen und der verschiedenen Funktionssysteme wird dann nur noch durch (ontologischen) Verzicht auf sie – etwa in Form von semantischen Einheitssuggestionen – erreicht.¹⁰ Gegenüber vorangegangenen Entwürfen der Gesellschaft, von Luhmann selbst gern als ‚alteuropäisch‘ karikiert, grenzt sich die Systemtheorie dabei insofern ab, als sie jeglichen Versuch zurückweist, ihre Verwobenheit mit ihrem Gegenstand, die Paradoxie einer Systembeschreibung im System, aufzulösen – mit der Konsequenz, dass die Systemtheorie vielfach als bürokratisch-getarnte Legitimation von Unzuständigkeitserklärungen kritisiert wurde.¹¹ Luhmann hält dem entgegen, dass das Ernstnehmen der sozialen Bedingungsstruktur, die auch die Grundlage ethischer Entscheidungsbildung und Handlungsermöglichung darstellt, sich nicht in einer Rhetorik

⁷ Vgl. NASSEHI, Armin: Die melancholische Theorie. Gesellschaft als Kommunikation, in: Ders.: Gesellschaft verstehen. Soziologische Exkursionen, Hamburg: Murmann 2011, 46-54, 46.

⁸ Vgl. LUHMANN, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 963.

⁹ Vgl. NASSEHI, Armin: Die melancholische Theorie. Gesellschaft als Kommunikation, in: Ders.: Gesellschaft verstehen. Soziologische Exkursionen, Hamburg: Murmann 2011, 46-54, 54: „Die Stärke dieses Modells besteht darin, dass es die gegenwärtigen Krisen der Moderne in Politik, Ökonomie, Recht und Wissenschaft in die Kontinuität der Moderne selbst stellt. Damit wird man keine andere und keine zweite Moderne konstruieren können, dafür aber eine Theorie, die nicht den gewohnten Selbstbeschreibungen der Moderne über sich selbst auf den Leim geht.“

¹⁰ Vgl. LUHMANN, Niklas: Normen in soziologischer Perspektive, in: Soziale Welt 20 (1969), 28-48, 37.

¹¹ Vgl. beispielsweise KOSCHORKE, Albrecht: Die Grenzen des Systems und die Rhetorik der Systemtheorie, in: Ders., VISMANN, Claudia (Hgg.): Widerstände der Systemtheorie. Kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann, Oldenbourg: Akademie-Verlag 1999, 49-60.

der Werte – als einem, so Luhmann, Lernstoff der Frankfurter Schule – verlieren darf, sondern der modernen Gesellschaft auch auf der Ebene der Beschreibung gerecht werden muss.¹² Auch für die theologische Ethik ergibt sich ganz analog dazu die Notwendigkeit, die vielfältigen Zwänge, aber auch die Steigerung der Handlungsoptionen innerhalb der modernen Gesellschaft realistisch einschätzen zu können.¹³ Der häufige Einwand, dass die Systemtheorie dabei gerade das Individuum aus dem Zentrum der Gesellschaft in dessen Umwelt vertreibe und von dort aus bestenfalls noch als Anhängsel sozialer Evolution ernst nehmen könne, kann dann ebenfalls als Chance, weniger als Gefahr begriffen werden: Luhmann, so Norbert Bolz, sei „antihumanistisch um des Einzelnen willen“¹⁴. Im Namen des konkreten Menschen plädiert Luhmann gegen dessen Vereinnahmung durch transzendente Konstruktionen, Menschenbilder oder anthropologische Konstanten. Damit stimmt er erstaunlich deutlich mit Michel Foucaults Kritik an klassischen, etwa in die Transzendentalphilosophie angelehnten Moralkonzepten überein und bietet eine Theorie, die das empirische Individuum möglicherweise ernster nimmt als traditionelle Entwürfe.¹⁵

Die Analyse von semantischen Strukturen in ethischen Diskursen deutet ebenfalls darauf hin, dass die metaphysische Welt- und Moralbeschreibung von einer funktionalen Betrachtung abgelöst wird, die Problem und Problemlösung systematisch aufeinander bezieht. Auch die Arbeit verfolgt diesen Ansatz, indem sie Normalität nicht als metaphysisch rekonstruierbare Gegebenheit zu bestimmen sucht, sondern nach der Funktion des Normalen in ethischen Zusammenhängen fragt. Normalität auf diese Weise funktional zu bestimmen hat überdies den methodischen Vorteil, eine rein synchrone Bestimmung von Normalität zu vermeiden, wie sie etwa Wilhelm Vossenkuhl¹⁶ oder auch Robert Spaemann¹⁷ anstreben. Eine synchrone Betrachtung steht immer in der Gefahr, die Kontingenz historischer Zusammenhänge zu invisibilisieren, so dass die sys-

¹² Vgl. LUHMANN, Niklas: Grundrechte als Institution. Ein Beitrag zur politischen Soziologie, 4. Aufl., Berlin: Duncker & Humblot 1999, 180 f.

¹³ Vgl. JOAS, Hans: Glaube und Moral im Zeichen der Kontingenz, in: LOB-HÜDEPOHL, Andreas (Hg.): Ethik im Konflikt der Überzeugungen (=Studien zur theologischen Ethik 105), Fribourg: Academic Press 2004, 11-24, hier: 11 f.

¹⁴ BOLZ, Norbert: Ratten im Labyrinth. Niklas Luhmann und die Grenzen der Aufklärung, München: Fink 2012, 74.

¹⁵ Diese können, so NASSEHI, Armin: Die melancholische Theorie. Gesellschaft als Kommunikation, in: Ders.: Gesellschaft verstehen. Soziologische Exkursionen, Hamburg: Murmann 2011, 46-54, 51, das „Subjekt theoretisch nur als Held feiern [...] – und praktisch-empirisch dann allenfalls auf gefallene Helden treffen: Figuren, die in ihrer Autonomie bedroht, in ihrer Kreativität behindert und dem falschen Bewusstsein verfallen sind.“

¹⁶ Ethische Normalität bedeutet nach VOSSENKUHL, Wilhelm: Die Möglichkeit des Guten. Ethik im 21. Jahrhundert, München: Beck 2006, 121: „Dass es für ein moralisches Problem eine – und nur eine – Regel gibt, der ich einfach folgen muss, wenn ich es lösen will. Es gehören noch eine Reihe anderer Merkmale zur ethischen Normalität, etwa das sogenannte Sollensprinzip, das die Regel nur gilt, wenn sie tatsächlich befolgt werden kann. [...] In knapper Form bedeutet ethische Normalität mindestens dies: Die Regeln gelten, werden allgemein anerkannt, können tatsächlich befolgt werden und gelten singular und konfliktfrei.“

¹⁷ Vgl. SPAEMANN, Robert: Christliche Spiritualität und pluralistische Normalität, in: *Communio* 26 (1997), 163-170, 164: „Die Normalität unserer Zivilisation ist sowohl kognitiv wie normativ eine andere als die christliche, auch wenn in ihr christliche Spurenelemente immer noch spürbar nachwirken.“

temtheoretische Methodik dieser Arbeit mit Hilfe der Korrelation von Gesellschaftsstruktur und Semantik eine stärker diachron ausgelegte Herangehensweise an das Thema der Normalität ermöglicht. Eine funktional-angelegte Methodik, die nach der jeweils angewandten und beobachtungsleitenden Unterscheidung fragt, setzt die Möglichkeit des Andersseins an die Stelle der Substanz: „Der Ontologe fragt nach dem, was der Fall ist. Der Funktionalist fragt nach dem, was anders sein könnte.“¹⁸ Indem die funktionale Beobachtung als Beobachtung zweiter Ordnung operiert, kann sie die Unterscheidung benennen, mittels derer die Metaphysik einen unmittelbar beobachtenden Zugriff auf die Welt behauptet. Ihr Problem liegt im Ausschließungseffekt der logischen Zweiwertigkeit, die ein Schema unkritisch übernimmt, ohne die Unterscheidung des Beobachters benennen zu können.¹⁹

Für die Theologie drängt sich dabei der Einwand auf, inwiefern Luhmanns Funktionalismus für sie überhaupt kompatibel erscheint, da auf diese Weise auch christlicher Glaube allein funktionell interpretierbar, das heißt auf die Erfüllung von Bedürfnissen bezogen zu werden scheint. Gegen eine solche Ansicht spricht Luhmann sich allerdings deutlich ablehnend aus: „Ich halte das für keinen ergiebigen Ausgangspunkt, schon deswegen, weil solche Bedürfnisse kaum unabhängig von religiösen Angeboten festgestellt werden können, aber auch, weil die „dem“ Menschen zugeschriebenen Bedürfnisse individuell variieren. [...] Wenn man Individuen empirisch ernst nimmt, kommt man mit anthropologischen Generalisierungen in Not.“²⁰

Die Anwendung der Systemtheorie für Fragestellungen der theologischen Ethik erklärt sich insofern aus der Einsicht, dass deren Probleme mit Bezug auf die Kommunikationsmöglichkeiten und -bedingungen der modernen Gesellschaft reformuliert werden müssen. Die Anpassung an eine Kultur der polykontextualen Beschreibungen stellt sie vor die Herausforderung einer neuen (auch theoretischen) Inkulturation in die Zusammenhänge der modernen Rationalität.²¹ Dass sie insofern auf die Annehmlichkeiten vermeintlicher Selbstverständlichkeiten der Theologie verzichten muss²², stellt die Frage nach einer Bestimmung von Normalität mit besonderer Vehemenz. Die Nähe zu den Disziplinen der Philosophie oder Soziologie muss so nicht als theologisches Defizit verstanden werden, sondern als der Theologie selbst entspringende Forderung: Die Theologie bedarf der vernunftbestimmten Reflexion ihrer Aussagen, ebenso wie umgekehrt das Ent-

¹⁸ BOLZ, Norbert: *Ratten im Labyrinth. Niklas Luhmann und die Grenzen der Aufklärung*, München: Fink 2012, 35.

¹⁹ Vgl. LUHMANN, Niklas: *Die Religion der Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000, 78 f.

²⁰ Ebd., 139. Vgl. auch ebd., 35: Religion ist „nicht dazu da, Sinnsuche mit Erfolgsaussichten auszustatten.“

²¹ Vgl. MERKS, Karl-Wilhelm: *Gott und die Moral. Theologische Ethik heute*, Münster: LIT 1998, 347-358.

²² Vgl. BOFF, Clodovis: *Theologie und Praxis. Die erkenntnistheologischen Grundlagen der Theologie der Befreiung*, München – Mainz: Kaiser 1983, 68, spricht in diesem Kontext von „Theologismen“, die darin bestehen, dass eine „theologische Interpretation für die einzig wahre oder angemessene Sicht des Realen“ gehalten wird.

deckungspotential der Theologie für andere Wissenschaften von bleibendem Gewicht ist.²³ Auch wenn die Begriffsbildung “theologische Ethik” den Gedanken nahelegt, dass Ethik erst durch einen (materialen) Zusatz zur speziell theologischen Disziplin avanciert, soll an der Überzeugung festgehalten werden, dass sich das Theologische der Ethik weder in klaren materialen Bestimmungen noch in autoritären Privilegien manifestiert. Theologische Ethik kann den modernen Diskurs nicht durch ein ekklesial-ontologisches oder autoritäres Argument überspringen, sondern bleibt auf das individuelle Bekenntnis zur Person Jesu angewiesen. Dass sie sich dazu verständlich halten und in die kommunikativen Strukturen der Gesellschaften einbringen muss, erwächst aus der Kantischen Einsicht, dass der Verpflichtungsgrund der Moral im vernünftigen Subjekt zu finden ist. Diese Einsicht variiert dann die theologische Erkenntnis, dass mit der Schöpfung die handlungsleitende Vernunft allen Menschen gegeben ist. Der Glaube kann dann kein berechtigtes Veto mehr gegen die menschliche Autonomie aussprechen, aber er erschließt der Vernünftigkeit der Vernunft ihren transzendenten Bezug. Auch die Rationalitätsstruktur theologischer Ethik kann sich dann nicht mehr material, sondern nur formal von einer säkularen Form unterscheiden. Damit ist keine Relativierung säkularer Gehalte behauptet, vielmehr eine Vertiefung des Theologischen²⁴, dem die modernen Strukturen der selbstreferentiellen Systembezüge es gerade auch ermöglichen, das Theologische nicht mehr in den Hintergrund stellen zu müssen.

²³ Vgl. MIETH, Dietmar: Wissenschaft, Religion und Kontingenz, in: GAZIAUX, Eric (Hg.): Philosophie et théologie (Festschrift für Emilio Brito), Leuven: Univ. Press 2007, 395-412, 397.

²⁴ Vgl. RÖMELT, Josef: Christliche Ethik in moderner Gesellschaft, Bd. 1: Grundlagen, Freiburg/Br.: Herder 2008, 150.

II. Kontextualisierungen

II.1 Normalität als medizinhistorischer Reflexionsbegriff

Vollkommenheit ist die Norm des Himmels,
Vollkommenheit wollen die Norm des Menschen.

(Johann Wolfgang von Goethe: Maximen und Reflexionen, in: Ders.: Werke, Hamburger Ausgabe, Bd. 12, 531.)

Die begriffliche Präsenz des Normalen im ethischen Kontext hat einen *locus classicus* im Bereich der Medizin, deren Referenz auf eine heilende Natur überhistorische Plausibilität beansprucht. Hier umfasst Normalität, zunächst aus einem Alltagsverständnis heraus abgeleitet, Bedeutungsnuancen wie ‚nicht deviant‘, ‚akzeptabel‘, ‚nicht störend‘ und ‚nicht zu Interventionen zwingend‘, und verweist so gleichfalls auf ihre prognostische Komponente im Rahmen der Medizin, die die Möglichkeit der Veränderung in einen anormalen und behandelnswerten Zustand beschreibt.²⁵ Von diesem ersten Eindruck her scheint sich also eine Parallele zwischen dem Code der Normalität (‚normal‘ – ‚anormal‘) und dem der Medizin (‚gesund‘ – ‚krank‘) aufzudrängen. Dass diese Parallelisierung nicht immer ganz einfach und konsistent ist, macht eine weitere Überlegung deutlich: In der klassischen Lesart können die Begriffspaare ‚gesund‘ – ‚krank‘ und ‚normal‘ – ‚anormal‘ als gegenseitig entsprechend verstanden werden. Gleichzeitig hat die Krankheit in der Medizin insofern ebenfalls den Stellenwert des Normalen, als nur die Krankheit für den medizinischen Code anschlussfähig ist – der gesunde Patient ist für die Medizin in der Regel uninteressant, allein der kranke Patient passiert die Hürde in das Behandlungszimmer.

Medizinhistorisch gilt diese Identifizierung beider Codewerte mit denen der Normalität also nur eingeschränkt, da sie jeweils die Extremwerte (gesund/krank) als normal oder anormal auszeichnen. Der antiken Medizin ist diese Entsprechung noch fremd, hier scheint Normalität im Sinne einer Homöostase eher den Mittelwert zwischen Gesundheit und Krankheit als einen einzigen der beiden Pole zu beschreiben.²⁶

Beispielhaft kann dies anhand der antiken Säftelehre verdeutlicht werden. Galen von Pergamon systematisierte im zweiten Jahrhundert n. Chr. die Humoralpathologie (Vier-Säfte-Lehre) des Hippokrates, der einen Zusammenhang zwischen Gesundheit und menschlichem Säftehaushalt

²⁵ Vgl. LINK, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, 126-131.

²⁶ Vgl. WALDSCHMIDT, Anne: Normalität, in: BRÖCKLING, Ulrich (Hg.): Glossar der Gegenwart, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 190-196.

(sowie den Jahreszeiten und Lebensaltern als weiteren Faktoren) vermutete. Bei Galen findet sich erstmals der Gedanke, dass die Ausgewogenheit des Säftehaushalts, das heißt der vier Säfte gelbe und schwarze Galle, Blut und Schleim, unmittelbar die Gesundheit beeinflusse: Während Krankheiten auf eine Gleichgewichtsstörung des Säftehaushalts zurückzuführen seien, konnte dessen Ausgewogenheit andererseits mit dem Zustand der Gesundheit assoziiert werden. Die Humoralpathologie beeinflusste maßgeblich die mittelalterliche Medizin (etwa bei Hildegard von Bingen), findet sich aber auch noch im 19. Jahrhundert in Sebastian Kneipps Ausführungen zur Theorie der Wasserbehandlungskur wieder.²⁷

Dass sich hinter derartigen antiken Bezugnahmen auf Mittelwert-Konzepte noch keine statistische Mittelwert-Berechnung verbirgt, verdeutlicht bereits die aristotelische *μεσότης*-Lehre: Die Verwirklichung des Guten als dem Mittleren ergibt sich nicht rechnerisch mit den Mitteln der Geometrie oder Arithmetik, sondern ist die „Mitte in Bezug auf uns“²⁸. Mittelmaß und Ideal können in diesem Konzept noch keinen Widerspruch darstellen: „Daher ist die Tugend ihrem Wesen nach [...] eine Mitte; im Hinblick darauf aber, was das Beste und das gute Handeln ist, ist sie ein Extrem.“²⁹ Analog dazu wurde in der mittelalterlichen Medizin mit dem Begriff der *neutralitas* versucht, zwischen dem Zustand des weder vollkommenen Krankseins (*aegritudo*) und dem vollständigen Gesundsein (*sanitas*), und damit zwischen Ideal- und Durchschnittszustand zu vermitteln.³⁰

Allgemein scheint das sich hier andeutende Problem der uneindeutigen, normativen oder deskriptiven Referenz sowohl für die weitere historische Entwicklung grundlegend, aber auch retrospektiv durch die etymologische Frage nach der Begriffsherkunft bestätigt zu werden: Während der Begriff ‚normal‘ einerseits auf die Norm (normativ) zurückgeführt wird³¹, sieht der Wissenschaftshistoriker Georges Canguilhem die begriffliche Quelle des Normalen im griechischen Begriff *ομαλός*, d. h. gleichmäßig, eben, glatt. Der Begriff „(a-)normal“ habe sich demnach über die Negationsform *av-ομαλός* gebildet.³² Canguilhems Sicht bestätigt unter den gegebenen Prämissen also die Verschiebung der Semantik von einer reinen Deskription zu einem normativen Begriff, die für die Entwicklung des modernen Normalitätsdiskurses innerhalb der Medizin die zentrale

²⁷ Vgl. JOUANNA, Jacques: Die Entstehung der Heilkunst im Westen, in: GRMEK, Mirko (Hg.): Die Geschichte des medizinischen Denkens. Antike und Mittelalter, München: Beck 1996, 28-80; vgl. ebenfalls JANKRIFT, Kay P.: Krankheit und Heilkunde im Mittelalter, Darmstadt: WBG 2011.

²⁸ ARISTOTELES: Nikomachische Ethik, übers. und hg. von WOLF, Ursula, 3. Aufl., Hamburg: Rowohlt 2011, Buch II, 6, 1.

²⁹ Ebd.

³⁰ Vgl. ENGELHARDT, Dietrich von, GLATZEL, Johann, HOLDEREGGER, Adrian: Abweichung und Norm, in: BÖCKLE, Franz, KAUFMANN, Franz-Xaver, RAHNER, Karl und WELTE, Bernhard (Hgg.): Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, Bd. 16, Freiburg – Basel – Wien: Herder 1982, 5-58, 9 f.

³¹ Vgl. RITTER, Hans: Artikel "Normal, Normalität", in: RITTER, Joachim et al. (Hgg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Basel – Stuttgart: Schwabe 1971ff, Bd. 6, 920-928, 928.

³² Vgl. CANGUILHEM, Georges: Das Normale und das Pathologische, München: Carl Hanser Verlag 1982 [1966], 86.

Rolle einnimmt. So verwundert es kaum, dass sich die Normalitätssemantik in Frankreich im Zuge der Französischen Revolution und den Reformen im Bereich des Erziehungs- und Gesundheitswesens durchsetzen konnte. Entsprechend zeigt ihre Geschichte zunächst, wie sehr Normalitäts- und Gesundheitsdiskurse mit je zeittypischen Ordnungsvorstellungen korrelieren und darüber hinaus, wie deutlich auch professionelle Akteure im Bereich der Medizin- und Gesundheitsberufen normativen Maßgaben folgen, sich in ihrem Selbstverständnis aber nach wie vor einem objektiv-deskriptiven Wissenschaftsideal verpflichtet fühlen.³³ Medizinhistorisch belegen die Ansätze von Francois Joseph Victor Broussias (1772-1838) und Claude Bernard (1813-1878) diese Tendenz der Zuspitzung eines vordergründig positivistischen Normalitätskonzepts im Bereich der medizinischen Anwendung. Beide stehen paradigmatisch für den Versuch, pathologische Diagnosen als rein quantitative Abweichungen von physiologischen Phänomenen zu deuten, ihnen gehen allerdings auch ähnliche Tendenzen voraus, die den Stellenwert der Statistik innerhalb der Medizin gegenüber dem subjektiven Ermessen deutlich anhoben: Als ein Vorläufer des Kontinuum-Modells gelten etwa die auf Sterbetafeln beruhenden Wahrscheinlichkeitskalküle von Cotton Mather und Tabdiel Boylston in Boston (1721), die auf diese Weise den Nachweis für die Wirksamkeit der Pockenimpfung zu führen suchten; auch die Gründung der Pariser *Société Médicale d'Observation* festigte den Platz der Statistik innerhalb der Medizin, zumal mit der Cholera-Epidemie von 1832 statistische Berechnungen immer mehr in den Fokus der öffentlichen Hygiene rückten. Mit Anklängen an die mechanistischen und auch neovitalistischen Strömungen der frühen Neuzeit bereitete eine solchermaßen hervorgerufene Akzentuierung des Körpers als Maschine die theoretischen Voraussetzungen für die Ablösung des Gesundheitsbegriffs von einem ganzheitlich-normativen Konzept durch eine rein funktional-regulative Metapher.³⁴ Bei Broussias erwächst das Bemühen um eine Eingrenzung des Krankheitsbegriffs wesentlich aus der Abgrenzung zum traditionellen Bild einer dichotomen Trennung von Gesundheit und Krankheit, dem er die Idee eines Kontinuums, das Normalität und Anormalität graduell verbindet und Abstufungen zulässt, entgegensetzt. Jede Krankheit wird in diesem Modell als Funktionsstörung eingeordnet, mit der Konsequenz, dass alle Krankheiten nicht mehr metaphysisch spezifiziert, sondern nur noch als unterschiedlich stark ausgeprägte Funktionsunterbrechungen aufgefasst werden.³⁵ Diese Abkehr von Krankheitsontologien sollte endgültig mit der Idee Pinels brechen, der eine Einteilung der Krankheiten auf symptomatologischer Ebene durchgesetzt und Krankheiten damit substanzontologisch einen eigenen Seinsstatus zugeschrieben hatte. Broussias Monismus bewegt sich

³³ Vgl. WALDSCHMIDT, Anne: Normalität, in: BRÖCKLING, Ulrich (Hg.): Glossar der Gegenwart, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 190-196, 190 ff.

³⁴ Vgl. FOUCAULT, Michel: Die Geburt der Klinik, 8. Aufl., Frankfurt/M.: Fischer 1998.

³⁵ Vgl. LUPTON, Deborah: Medicine as culture. Illness, disease and the body in western societies, London: Sage 1994.

dabei zudem nicht nur auf der Ebene der Erklärung der Krankheitsentstehung (hier war es wesentlich die Rückführung auf eine universelle, alle weiteren Krankheitsformen begründenden Krankheit, der Gastroenteritis), sondern zeitigte ebenfalls therapeutische Konsequenzen: Seine favorisierte Therapie bestand nahezu ausschließlich in Diäten und Aderlässen.³⁶ Auch Claude Bernard hält in der Folgezeit noch an diesem Konzept fest und zeigt sich überzeugt, dass letztlich alle pathologischen Phänomene physiologisch erklärbar seien³⁷.

Kurt Goldstein entwickelt in seinem Hauptwerk „Der Aufbau des Organismus“ (1934) eine Biomedizin-Theorie, der die Idee einer funktionalen Wechselbeziehung von Organismus und Umwelt zugrunde liegt. Normalität versteht er dabei als dynamischen Prozess, als eine gelungene Responsivbeziehung zwischen Leib und Umwelt. Er ergänzt also Broussias' Schema in dem Sinne, dass auch pathologische Phänomene als Antwort des Organismus verstanden werden können.³⁸ Während vor Broussias die schulmedizinische Ansicht noch in der wesenhaften Unterschiedlichkeit von Gesundheit und Krankheit bestand, man mit anderen Worten davon ausging, dass der pathologische Zustand von gänzlich anderen Gesetzen geleitet würde als der gesunde Normalzustand und die Erforschung des einen so kaum eine Bedeutung für die Beschreibung und Behandlung des anderen hatte³⁹, wurde mit Broussias' Ansatz erstmals eine auf dem Prinzip der Normalverteilung basierende Schematisierung von Gesundheit und Krankheit vorgenommen, die beide nicht mehr substantiell, sondern lediglich hinsichtlich der Intensitätsgrade voneinander unterschied. Eine wesentliche Schwäche merkt Canguilhem für die Uneindeutigkeit der von Broussias verwendeten Mängel- bzw. Übermaß-Begrifflichkeiten an, ihm zufolge versuche dieser durch den Verweis auf die Messbarkeit zudem, deren impliziten normativen Gehalt zu überdecken: „Eine Definition des Anormalen durch ein Zuviel oder ein Zuwenig anerkennt notwendig den normativen Charakter des normal genannten Zustandes. Denn dieser normale oder physiologische Zustand ist nicht mehr bloß eine gleich einer Tatsache nachweisbare und erklärbare körperliche Verfassung, sondern er zeugt vom Festhalten an einem bestimmten Wert.“⁴⁰ Sinnvoller sei es, so Canguilhem, die normativen Implikationen nicht unter der Hand zu verwenden, sondern explizit zu thematisieren und den Normalitätsbegriff als wesentlich normativ beeinflusst zu betrachten: Das Leben selbst, nicht erst das medizinische Urteil machen demzufolge aus dem

³⁶ Vgl. LEPENIES, Wolf: Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts, München: Hanser 1976, 172-176.

³⁷ Vgl. BERNARD, Claude: Introduction à l'étude de la médecine expérimentale, Paris: Ballière 1865.

³⁸ Vgl. GOLDSTEIN, Kurt: Der Aufbau des Organismus. Einführung in die Biologie unter besonderer Berücksichtigung der Erfahrungen am kranken Menschen, München: Fink 2012 [1934], bes. 11 f.

³⁹ Vgl. CANGUILHEM, Georges: Das Normale und das Pathologische, München: Carl Hanser Verlag 1982 [1966], 26.

⁴⁰ Ebd., 32.

biologisch Normalen einen Wertbegriff.⁴¹ Der Einschätzung, dass es sich bei einem medizinisch-relevanten Verständnis von Normalität also um eine statistisch-bemessene Grundlage handle, erteilt Canguilhem eine Absage. Anstelle einer quantitativen geht er von vermeintlich objektiven qualitativen Differenzen aus, die Normalität und Anormalität definieren. ‚Normal‘ könne demnach nicht einfach nur das statistisch gehäuft auftretende Symptom sein, vielmehr müsse nach Canguilhem auch deutlich werden, dass mit einer solchen Zuschreibung über die statistische Beschreibung hinaus zugleich eine Wertung vorgenommen werde. Das Normale wird so ausdrücklich zur normativen Kategorie, wenn es an den subjektiven Wahrnehmungen von gesundheitlicher Normalität, gemessen wird. Die statistische Häufung erscheint dann eher als Effekt denn als Grundlage der Norm, das normativ Gewünschte kann erst „normale“ Häufigkeiten evozieren. Dafür spricht auch die Überlegung, dass die Definition des Gesunden mit Blick auf die rein statistische Häufigkeit zu einem Gesundheitsbegriff führen würde, der die andauernde Gesundheit als nicht normal ausweise, vielmehr sei sie aber das Ergebnis einer normativen Setzung, die den Status andauernder Gesundheit als Idealzustand charakterisiere. Das Konzept der Norm kann somit auch im medizinhistorischen Kontext nicht leichtfertig zugunsten einer rein deskriptiv verwendeten Normalverteilung verabschiedet werden.⁴² Klar ist aber auch, dass sich trotz der argumentativen Unklarheiten, wie sie Canguilhem beschreibt, das „Principe de Broussias“ historisch als wegweisend für physikalische und biologische Ansätze erwiesen hat. Auguste Comte, Gründerfigur des Positivismus, steht paradigmatisch für diese Übertragung in die weiteren Disziplinen. Bei ihm zeigt sich aber ebenfalls bereits, dass die bei Broussias auf einer graduellen Skala entgegengesetzt platzierten Begriffe von Gesundheit und Krankheit keineswegs als gleichrangig behandelt werden. Allein der Begriff „gesund“ avanciert bei ihm zum Standardausdruck, etwa bei der Beschreibung einer „gesunden“ philosophischen Methode, bei der öffentlichen Erziehung oder der Theorie der Geschichte. Für die Medizintheorie sind Krankheiten zwar nicht uninteressant, aber doch nur von zweitrangigem Interesse: „Wenn man Ausnahmen betrachtet wie die wirklichen Krankheiten, deren Ursprung älter ist, die weniger bekannt und die ihrer Natur nach in der Regel eher unheilbar sind, so muss man ihnen, im Prinzip, einen geringeren medizinischen Wert zumessen.“⁴³ Krankheiten werden hier konträr zu Broussias mit wertenden Begriffen als Abweichungen und Störungen, nicht nur als Veränderungen beschrieben. Eine Aufnahme dieser Zuschreibung findet sich in der Tatsache, dass auch in klinischen Umfeldern häufig eine negative Definition von Normalität vertreten wird, wie Canguilhem bereits in den 1960er Jahren fest-

⁴¹ Vgl. ebd., 85 f.; zur sich an diesen Gedanken anschließenden Wende zur Homöopathie und Psychosomatik siehe LENZEN, Dieter: Krankheit als Erfindung. Medizinische Eingriffe in die Kultur, Frankfurt/M.: Fischer 1991; vgl. auch ILLICH, Ivan: Die Nemesis der Medizin. Von den Grenzen des Gesundheitswesens, Hamburg: Beck 1977.

⁴² Vgl. BARTZ, Christina, KRAUSE, Marcus: Einleitung, in: Dies. (Hgg.): Spektakel der Normalisierung, München: Fink 2007, 7-23, 9-12.

⁴³ COMTE, Auguste: Essai Sur Le Systeme Psychologique, Lyon: Aug. George 1908, 179.

stellt.⁴⁴ Ein Beispiel dafür nennt auch die Soziologin Anne Beaulieu mit Blick auf die Anforderungen an Kontrollgruppen in klinischen Untersuchungen: Die Teilnehmer sind demzufolge normal, wenn sie nicht traumatisiert, nicht medikamentös behandelt, nicht abhängig, nicht diabetisch, nicht schwanger und ohne vorherige neurologische Eingriffe sind.⁴⁵ Gegenüber einer bei Comte besonders deutlich werdenden Invisibilisierung der normativen Implikationen von Normalität sei daher noch einmal Canguilhem's Appell in Erinnerung gerufen, der sich insbesondere für die moderne Medizin und Medizinethik als ausgesprochen hellsichtig erweist. Wie die Ausführungen zu Michels Foucaults Fassung des Normalitätsbegriffs noch verdeutlichen werden, muss gerade hier immer wieder betont werden, auf welche Weise Normalität als Steuerungs-begriff in Gesundheitsfragen relevant wird. Dass also Normalitätsdiskurse immer auch Gesundheitsdiskurse sind⁴⁶, rückt die Aufmerksamkeit ebenfalls auf die Gesundheit, die so betrachtet als Herstellungsfeld sozial akzeptabler und geforderter Verhaltensweisen und Habitusformen erscheint, in dem mit anderen Worten nicht zuletzt soziale Kontrolle organisiert und kommuniziert wird. Diese Kontrollmechanismen müssen dabei überhaupt nicht die Form der direktiven Fremdkontrolle einnehmen, sie funktionieren wesentlich als Selbstkontrolle und zielen auf das Innerste des Subjekts, das seine eigene Identitätspolitik vor dem Hintergrund nur scheinbar objektiver Normalitätsbegrifflichkeiten aushandelt und selbstwirksam inkorporiert.

Eine weitere Unterschlagung des normativ-gesetzten Anteils des Normalitätsbegriffs im 19. Jahrhundert hat unter dem Begriff der *Kompositfotografie* Eingang in die Medizin- und Sozialgeschichte gefunden. Francis Galton (s. genauer Kap. III.1.5) entwickelte diese Fotografieform als Diagnoseinstrument, um von der äußeren Erscheinung Schlüsse auf die genetische Disposition eines Menschen zuzulassen, überzeugt davon, im menschlichen Gesicht Rückschlüsse über genetische „Qualitäten“ finden zu können. Diese Kompositfotografie entsprach methodisch der Erstellung eines prototypischen, visuellen Durchschnittsgesichts, indem mehrere Einzelporträts dabei übereinander geheftet und anschließend nacheinander während eines einzigen langen Belichtungs-vorgangs wieder entfernt wurden. Auf diese Weise ergab sich eine neue Fotografie, die alle vorherigen Porträts enthielt, in der aber auch die markanten und vor allem häufig auftretenden Merkmale besonders deutlich hervortraten. Die hier technisch-operationalisierte Suche nach dem idealtypischen Menschen mit den Mitteln der Durchschnittsbildung hat seine Wurzeln maßgeblich auch

⁴⁴ Vgl. CANGUILHEM, Georges: *Le normal et le pathologique*, Paris: Galien 1966, 188: „Sous le rapport du fait, il y a donc entre le normal et l'anormal un rapport d'exclusion. Mais cette négation est subordonnée à l'opération de négation, à la correction appelée par l'anormalité. Il n'y a donc aucun paradoxe à dire que l'anormale, logiquement second, est existentiellement premier.“

⁴⁵ Vgl. BEAULIEU, Anne: *Voxels in the brain: Neuroscience, informatics and changing notion of objectivity*, in: *Social Studies of Science* 31 (2001), 635-680, 646.

⁴⁶ Vgl. KEUPP, Heiner: *Normalität und Abweichung*. Vortrag bei der 6. bundesweiten Fachtagung Erlebnispädagogik am 06.-08. September 2007 in Freiburg, 9 f., online verfügbar unter http://www.bsj-marburg.de/fileadmin/pdf_fachbeitraege/Normalitaet-Abweichung-Heiner_Keupp.pdf [zuletzt geprüft am 06.09.2010].

in der Renaissance und in deren kombinatorischem Bemühen, in der Schnittstelle von Ästhetik und Anthropologie Aussagen über den Idealtypus ‚Mensch‘ zu generieren. Nahezu spiegelbildlich stand diesem Streben die Suche nach der Möglichkeit entgegen, Individualität eindeutig identifizieren zu können, wobei bis ins 18. Jahrhundert hinein ein Begriff von Individualität zugrunde gelegt war, der nicht von der Unverwechselbarkeit, sondern von der Vergleichbarkeit der Menschen ausging. Dabei setzte man bei der Existenz einer fiktiven Normalerscheinung an, von der der Einzelne auf solch eine Weise abweiche, dass man ihn eindeutig nicht nur vom Normalmenschen, sondern auch von allen anderen unterscheiden könne.⁴⁷



Abb.: Galtons
Kompositfotografien.

Quelle:
<http://www.univie.ac.at/identifizierung/php/?tag=fotografie>

Galton bestimmte in einem Aufsatz vier Anwendungsmöglichkeiten für seine Technik: Die Erstellung von Rassentypologien, den Vergleich durchschnittlicher Gesichter von Elterngenerationen mit denen der Kinder, die Identifizierung jener Darstellung historischer Persönlichkeiten, die deren ‚wahrem‘ Antlitz am nächsten kam und die Enthüllung des ‚wahren‘ Charakters einer Person.⁴⁸ Eine Beobachtung Galtons fand dabei besonders auch im zwanzigsten Jahrhundert Anklang: Ihm fiel bei der Fotografie auf, dass die Ergebnisse der Kompositfotografien in der Regel einen größeren Attraktivitätsgrad besaßen als die individuellen Gesichter, die deren Grundlage bildeten. Dies erklärte er durch den Ausgleich von Unregelmäßigkeiten, da sich bei der Kompositfotografie im Ergebnis ein jeweils symmetrischerer Gesichtsausdruck ergab. Wesentlich in den 1990er Jahren findet sich dieses Topos der Durchschnittlichkeit auch im Zusammenhang mit Attraktivitätsgraden wieder. Judith Langlois und Lori Roggman prägten 1990 dafür die einschlägige Formel: „Attractive faces are only average“⁴⁹. Zwar berufen sich beide Forscherinnen in ihren Studien ausdrücklich auf Galton, wobei diese Referenz aber insofern einseitig ausfällt, als

⁴⁷ Vgl. VOWINKEL, Annette: Das Relationale Zeitalter. Individualität, Normalität und Mittelmaß in der Kultur der Renaissance, München: Fink 2011, 38-45.

⁴⁸ Vgl. GALTON, Francis: Composite Portraits Made by Combining Those of Many Different Persons into a Single Figure, in: *Nature* 18 (1878), 97-100.

⁴⁹ LANGLOIS, Judith H., ROGGMAN, Lori: Attractive faces are only average, in: *Psychological Science* 1 (1990), 115-121.

die von Galton intendierten Anwendungszwecke bei Langlois und Roggman völlig fehlen und ihre Intention und normativen Konsequenzen, die Galton noch in aller Drastik schildert, unklar bleiben. So bleibt die selektive Rezeption Galtons, die dessen Fokussierung auf die Verbindung von Wissen und Macht unterschlägt, nicht unproblematisch.

Die moderne Medizinethik nimmt die Debatte vor dem Hintergrund der normativen Implikationen des Normalitätsbegriffs wieder auf und diskutiert die sich aus einem statistischen Modell ergebenden Definitionsmöglichkeiten von Gesundheit und Krankheit. Dabei lassen sich im Groben zunächst die Konzepte eines einerseits *naturalistischen bzw. objektivistischen* und andererseits *radikal subjektivistischen* Krankheitsverständnisses differenzieren. *Objektivistische Ansätze* delegieren die Entscheidung über Gesundheit und Krankheit in den Zuständigkeitsbereich eines objektiven Beobachters, der aufgrund der gewonnenen Beobachtungsdaten eine eindeutige Aussage über die Einschätzung eines Phänomens als gesund oder krank entwickeln kann. Subjektive Präferenzen, Wahrnehmungen oder wandelnde sozio-kulturelle Einflüsse haben gegenüber den objektiven Daten keine diagnostische Kraft. Die trivialste Variante einer solchen naturalistischen Deutung besteht etwa in der Orientierung an rein statistisch-errechneten Krankheitsdefinitionen, d. h. in deren Bestimmung über die Abweichung von konkreten Schwellenwerten (so z. B. bei der Einordnung von Blutdruckmessungen als hyper- oder hypotonisch). In vielen Fällen wird eine solche statische Norm aber auch nicht ernsthaft verfolgt, hier zeigen Beispiele wie überdurchschnittliche Intelligenz, die kaum als krankhaft bezeichnet wird, aber auch statistisch-normale Zustände wie kariöse Zähne, die dennoch als Krankheit eingestuft werden, einem solch streng-objektivistischen Ansatz die Grenzen auf.⁵⁰ Differenziertere naturalistische Konzepte modifizieren die strenge Orientierung an der Statistik aus diesem Grund dahingehend, dass sie auch Zusatzannahmen und Ergänzungen erlauben, so etwa bei Christopher Boorse, der die Krankheitsdefinition innerhalb der von ihm formulierten „Biostatistischen Theorie“ zwar zunächst über den statistischen Durchschnitt und den Vergleich mit einer Referenzgruppe generiert, über die Annahme einer vormodern-teleologischen Physiologie der Lebewesen aber eine Einschränkung vornimmt, die Krankheiten nur als jene Formen der Abweichung beschreibt, die dieser organischen Teleologie entgegenwirken.⁵¹ Mit diesem Entwurf tritt demnach neben die statistische

⁵⁰ Vgl. BOBBERT, Monika: Die Problematik des Krankheitsbegriffs und der Entwurf eines moralisch-informativen Krankheitsbegriffs im Anschluss an die Moralphilosophie von Alan Gewirth, in: *Ethica* 8,4 (2000), 405-440, 410 ff.; D'AMICO, Robert: Is Disease a Natural Kind?, in: *The Journal of Medicine and Philosophy* 20 (1995), 551-569; LANZERATH, Dirk: Krankheit und ärztliches Handeln: Zur Funktion des Krankheitsbegriffs in der medizinischen Ethik, Freiburg i. Br. – München: Alber 2000, 131 ff.

⁵¹ Vgl. BOORSE, Christopher: What a Theory of Mental Health Should be, in: *Journal of the Theory of Social Behaviour* 6 (1976), 61-84; vgl. BOORSE, Christopher: On the Distinction between Disease and Illness, in: CAPLAN, Arthur L., ENGELHARDT, Tristram H., MCCARTNEY, James J. (Hgg.): *Concepts of Health and Disease: Interdisciplinary Perspectives*, Reading, Mass.: Addison-Wesley, 1981, 545-560.

Komponente erneut eine dezidiert normative Prämisse⁵², ohne dass diese als solche kenntlich gemacht würde. Faktisch rückt Boorse damit wieder hinter Canguilhems Position zurück.

Anders als naturalistische Ansätze erheben Vertreter *subjektivistischer Konzepte* deutliche Einwände gegen eine solch vermeintlich objektive Definition der Begriffe Gesundheit/Krankheit. Diese seien ohne Bezug auf die subjektive Einschätzung im je individuellen Fall nicht sinnvoll zuzuordnen. Dabei werden auch in dieser Gruppe unterschiedliche Schwerpunkte bei der Theoriebildung vertreten, die zwischen den Werten der Betroffenen⁵³, den Werten der Gesellschaft bzw. sozialer Sprecherpositionen⁵⁴, den im Spannungsfeld von Moral und Recht diskutierten Werten⁵⁵ oder den im Dialog hergestellten Wertkonsensen⁵⁶ differenzieren. Normative Bedeutsamkeit gewinnen beide Modelle darüber hinaus in konkreten Fragen etwa von Verteilungsgerechtigkeit im Gesundheitswesen. Micha H. Werner zeigt etwa, dass Vertreter einer radikal subjektivistischen Konzeption in der Regel auch kein solidarisch finanziertes Gesundheitssystem rechtfertigen, da sie die normative Schnittmenge dessen, was das Gesundheitssystem schützen bzw. abwehren soll, als zu individuell-verschieden und diffus einschätzen und die Erstellung eines standardisierten Leistungskataloges in Frage stellen bzw. zugunsten einer marktliberalen Organisation ablehnen⁵⁷; Vertreter egalitaristischer Gesundheitssystem-Entwürfe würden dagegen häufiger auf der Grundlage von naturalistischen Konzepten argumentieren.⁵⁸

Eine besonders in den letzten Jahren diskutierte Relevanz hat der Begriff der Normalität im medizinischen Kontext der *Enhancement*-Debatte erfahren. Maßgeblich geht es dabei um die ethische Einschätzung der Zulässigkeit von medizinischen Eingriffen oder Verfahren, die die kognitive oder physische Leistungsfähigkeit des Menschen überdurchschnittlich erhöhen. Bei der Definition des Enhancement-Begriffs wird dabei regelmäßig auf den der Normalität bzw. die Überschreitung einer durch die Normalität zum Ausdruck gebrachten Grenzmarke zurückgegriffen.⁵⁹ Ebenso regelmäßig verbindet sich diese Referenz aber auch mit der Schwierigkeit, dass die unterschiedlichen Daten eines bestimmten Phänomens zwar auf einer Achse abgetragen, markiert und vergli-

⁵² Vgl. SEARLE, John R.: *The Construction of Social Reality*, London: Penguin Books 1995, 14 ff.

⁵³ Vgl. NORDENFELT, Lennart: *On the Nature of Health: An Action-Theoretic Approach*, Dordrecht: Reidel 1987.

⁵⁴ Vgl. GÖCKENJAN, Gerd: *Kurieren und Staat machen: Gesundheit und Medizin in der bürgerlichen Welt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1985, 59 ff.

⁵⁵ Vgl. BOBBERT, Monika: Die Problematik des Krankheitsbegriffs und der Entwurf eines moralisch-informativen Krankheitsbegriffs im Anschluss an die Moralphilosophie von Alan Gewirth, in: *Ethica* 8,4 (2000), 405-440.

⁵⁶ Vgl. LANZERATH, Dirk: *Krankheit und ärztliches Handeln: Zur Funktion des Krankheitsbegriffs in der medizinischen Ethik*, Freiburg i. Br. – München: Alber 2000.

⁵⁷ Vgl. BAIER, Horst: *Gesundheit als Lebensqualität: Folgen für Staat, Markt und Medizin*, Zürich: Edition Interfrom 1997; vgl. auch ENGELHARDT, Tristram H.: *The Foundations of Bioethics*, 2. Aufl., New York – Oxford: Oxford University Press 1996.

⁵⁸ Vgl. WERNER, Micha H.: Ethische Implikationen der Grenzziehung zwischen Gesundheit und Krankheit, in: *Ethik und Unterricht* 4 (2001), 11-15.

⁵⁹ Vgl. SCULLY, Jackie Leach, REHMANN-SUTTER, Christoph: When Norms Normalize: The Case of Genetic „Enhancement“, in: *Human Gene Therapy* 12 (2001), 87-95, bes. 88.

chen werden können, die Bestimmung des normativ interessanten Mittelwerts aber unklar bleibt. Wird dieser schlicht als gegeben unterstellt oder konventionell als gesetzt angenommen, dann ist, so etwa die Kritik Eric T. Juengsts, dieser Standard immer noch blind gegenüber der Einschätzung, ob es sich um Enhancement zugunsten der körperlichen Gesundheit oder um eine sonst wie zu verstehende Verbesserung (auch auf Kosten der Gesundheit) handelt.⁶⁰ Üblicherweise findet der Naturbegriff als telos-Formel hier Verwendung, um als Unterscheidungsmöglichkeit zwischen zielführenden, im Sinne von gesundheitsförderlichen und (art-)typischen Eingriffen einerseits und untypischen Eingriffen andererseits zu unterscheiden. Eine solche Argumentation, die Normalität an einen Begriff der Natur(-teleologie) bindet, stößt dann auf Probleme, wenn etwa Phänomene wie die angeborene Taubheit ontogenetisch zwar normal erscheinen und insbesondere Betroffene selbst für eine Normalisierung eintreten, der Naturbegriff aber oft vor dem Hintergrund der statistischen Häufigkeit innerhalb der Spezies-Referenzgruppe von einer Auszeichnung des Phänomens als normal absehen muss⁶¹ – und dies erstaunlicherweise mit einem normalistischen Argument hinsichtlich der Referenzindividuen. Normalität wäre nach diesem Verständnis synonym mit einer Vorstellung von „species-typical functioning“.⁶² Festzuhalten bleibt demnach einerseits zwar die ausgesprochen häufig Verwendung von Normalitäts- und Natürlichkeitsargumenten, andererseits aber auch die Einsicht in deren faktische Uneindeutigkeit, die noch einmal verdeutlicht, wie sehr insbesondere bioethische Debatten sich häufig als Debatten über die Grenzen des Menschen im Spannungsfeld von Natur und Kultur erweisen: „Natürlichkeit im phänomenologischen Sinn kann künstlich geschaffen sein, Natürlichkeit im genetischen Sinn als künstlich erscheinen.“⁶³ Enhancement oder auch Eingriffe der ästhetischen Chirurgie wäre demnach nur mit Rückgriff auf Natürlichkeits- oder Normalitätsstandards nicht ausreichend ethisch einzuordnen, da die subjektiven und die (statistisch-)objektiven Auffassungen von Normalität differieren und auseinanderfallen können: Angeborene Taubheit kann für die betreffende Person normal, für den Arzt anormal und behandlungswürdig erscheinen; ein chirurgischer Eingriff kann zu einem scheinbar unnatürlichen Ergebnis führen, das für den betroffenen Patienten dennoch annehmbarer erscheinen mag als der vorherige Zustand etwa nach einem Unfall. Der Blick in die medizinhistorische Entwicklung bestätigt eine ähnliche Annahme auch für das analoge Begriffspaar von Natur und Kultur: Die zuvor bereits thematisierte Tendenz einer

⁶⁰ Vgl. JUENGST, Eric T.: Can enhancement be distinguished from prevention in genetic medicine?, in: *Journal of Medicine and Philosophy* 22 (1997), 125-142, 134.

⁶¹ Vgl. GROCE, Nora E.: *Everyone Here Spoke Sign Language: Hereditary Deafness on Matha's Vineyard*, Cambridge: Univ. Press 1985; vgl. ebenfalls SCULLY, Jackie Leach: *Genetic technology, disability and difference*, in: CAROLL, Amber, SKIDMORE, Chris (Hgg.): *Inventing Heaven?*, Bedford: Sowler Press 1999, 54-65.

⁶² BOORSE, Christopher: *A rebuttal on health*, in: HUMBER, James M., ALMEDER, Robert F. (Hgg.): *What is Disease?*, Totowa: Humana Press 1997, 1-134.

⁶³ BREITSAMETER, Christof: *Das Körperbild der Neuzeit als ethisches Dispositiv für die moderne ästhetische Chirurgie*, in: *Journal für Ästhetische Chirurgie* 4 (2011), 55-60, 58.

frühmodernen Idee rein mechanischer, regulativ-funktionaler Gesundheitsdefinition wurde so etwa mit dem Argument abgefangen, dass auch ein nach mechanischen Gesetzen funktionierender Körper sich in seiner Umwelt doch in einer für ihn spezifischen Weise eingerichtet und seine vermeintliche Natur damit in Teilen auch geschaffen habe.⁶⁴ Christoph Wilhelm Hufeland und Georges Cabanis haben diese Argumentation noch verstärkt, indem sie die Notwendigkeit der Modifizierung und Veredelung der Natur durch den Menschen in den Vordergrund hoben und dementsprechend einer Lehre naturgemäßer Gesundheit und Pflege eine Absage erteilten.⁶⁵ Auf die Spitze getrieben wird dieses Denken von John Brown und seiner These vom Leben als einem erzwungenen Zustand: Man darf nie vergessen, dass wir für uns selbst nicht bestehen; sondern dass [...] wir gänzlich von den erregenden Thätigkeiten [...] abhängen; fehlen diese ganz, so erfolgt der Tod.⁶⁶

Die ärztliche Kunst erscheint vor diesem Hintergrund maßgeblich als eine „Dialektik der Natur“⁶⁷: Zwar wird auf einen normativ-eindeutigen Naturbegriff verzichtet, aber im Begriff der Normalität kommt nun eine Bedeutungskomponente zum Tragen, die im medizinischen Kontext Normalität als Reflexionsbegriff für die Eingriffsmöglichkeiten seitens des Arztes verwendet.

⁶⁴ Vgl. HOFFMANN, Friedrich: Gründliche Anweisung wie ein Mensch von dem frühzeitigen Tod und allerhand Arten Krankheiten durch ordentliche Lebens-Art sich verwaren könne, Bd. 1, Halle: Renger 1715.

⁶⁵ Vgl. HUFELAND, Christoph W.: Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern, Jena: Akademische Buchhandlung 1800.

⁶⁶ BROWN, John: Anfangsgründe der Medizin, Frankfurt/M.: Andreäische Buchhandlung 1806, 393.

⁶⁷ CANGUILHEM, Georges: Gesundheit. Eine Frage der Philosophie, Berlin: Merve 2004, 13.

II.2 Produktion von Normalität: Normalisierung und Normalismus

Was heißt definieren? Dem Worte nach: in bestimmte Grenzen
einschließen. Definieren läßt sich daher nichts,
als was von Natur in bestimmte Grenzen eingeschlossen ist.

(Friedrich Schelling: Über die Natur der Philosophie als Wissenschaft, in: Bubner, Rüdiger (Hrsg.):
Geschichte der Philosophie, Stuttgart: Reclam 1978, 289.)

Der Begriff der Normalität wird neben dem medizinethischen Implikationen in den zentralen Diskursen von zwei weiteren Konzepten flankiert, die es kurz zu erläutern und einzuordnen gilt. Dies betrifft zunächst den Begriff der Normalisierung, meist verstanden als Herstellung von Normalität bzw. Einreihung eines Phänomens in eine Gruppe vergleichbarer Phänomene. So wurde das ‚Normalisierungsprinzip‘ in den 1950er Jahren als Leitlinie sozialer Arbeit formuliert⁶⁸ und sollte die Normalisierung der Lebensbedingungen von behinderten Menschen anstreben; das Normalisierungsprinzip wurde terminologisch im Behindertengleichstellungsgesetz durch die Formulierung des ‚Anspruchs auf Gleichstellung‘ ersetzt.⁶⁹ Dass der Prozess der Normalisierung dabei jedoch positiv wie negativ konnotiert erscheinen kann, macht beispielhaft angedeutet seine inhaltlich gegenteilige Verwendung im Rahmen der in Deutschland geführten Sterbehilfe-Diskussion klar. Hier begegnet er in der Bedeutung sublimen Einnormalisierung von Tötungshandlungen als Konsequenz juristischer Legalisierung. Ohne überhaupt von Euthanasie sprechen zu müssen, sei aufgrund eines divergenten Konglomerats gesundheitspolitischer Entscheidungen und juristischer Kasuistiken der Weg zur kulturellen Akzeptanz und regelrechten Einforderung von Tötungshandlungen seitens der Medizin geebnet.⁷⁰ Auch Hannah Arendts epochenprägendes Diktum von der *Banalität des Bösen* lässt sich in diesem Sinne als Bedingungsgeschichte jener historischen Anormalitäten lesen, denen dennoch gänzliche Normalität bescheinigt wurde.⁷¹ Sie ist verbunden mit der Frage nach ‚absoluten‘ Normalitätsgrenzen.

Allein diese kurze Skizze macht auf die moralische Doppelbödigkeit von Normalisierungsprozessen aufmerksam. Normalität scheint normativ unterbestimmt, so dass es ethisch angemessen

⁶⁸ Vgl. für einen Überblick KESSL, Fabian, PLÖBER, Melanie: Differenzierung, Normalisierung, Andersheit: Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen, Wiesbaden: VS-Verlag 2010; vgl. auch ZIRDEN, Heike: Erfindung der Normalität, in: LUTZ, Petra (Hg.): Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung, Köln: Böhlau 2003, 28-29.

⁶⁹ Vgl. GRÖSCHKE, Dieter: Das Normalisierungsprinzip – zwischen Gerechtigkeit und gutem Leben: Eine Betrachtung aus ethischer Sicht, in: Zeitschrift für Heilpädagogik 51,4 (2000), 134-140; vgl. ebenfalls SCHILDMANN, Ulrike: Normalismusforschung über Behinderung und Geschlecht. Eine empirische Untersuchung der Werke von Barbara Rohr und Annedore Prengel (=Konstruktionen von Normalität 4), Opladen: Leske und Budrich 2004.

⁷⁰ Vgl. MÜRNER, Christian, SCHMITZ, Adelheid, SIERCK, Udo (Hgg): Schöne, heile Welt? Biomedizin und Normierung des Menschen, Hamburg: Lib. Assoziation 2000.

⁷¹ Vgl. ARENDT, Hannah: Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen, 2. Aufl., München: Piper 2011.

scheint, sie angesichts dieser Ausgangslage nicht vorschnell *in toto* zu verurteilen und zunächst näher zu bestimmen. Hinzu kommt eine Beobachtung, die sich an den oben angeführten Beispielen verdeutlichen lässt: Denn auch wenn hier scheinbar identische Prozesse unter dem Begriff Normalisierung firmieren, scheinen sich die beschriebenen Eigenlogiken der jeweiligen Normalisierung doch an entscheidenden Stellen zu unterscheiden. So wird auf der einen Seite eine gesteuerte, nach festgelegten Regeln und von einer Gruppe von Subjekten initiierte Entscheidung und Zielsetzung als Normalisierung begriffen, wohin gegen das zweite Beispiel der Sterbehilfe-Diskussion einen deutlich sublimeren, ungesteuerten Prozess der Eigendynamik zu beschreiben scheint. Ganz entscheidend ist ebenfalls die Kontextualisierung von Normalisierung und damit die ethische Notwendigkeit, Normalisierung relational, auf einen konkreten Kontext bezogen, aufzufassen. Angesichts moderner Differenzierung kann es als angemessen gelten, Normalisierung als Korrelat autonomer Teilsysteme aufzufassen, und den jeweiligen Bezugspunkt deutlich zu kommunizieren. Normalität kann in der Moderne mit anderen Worten nur als Plural vorkommen und so auf ausgesprochen divergente Leistungen des Verstehens, Anpassens und Übertragens abzielen: Link hält daher die Begrifflichkeit einer *sektoriellen Normalität* für angebracht.⁷² Die Ausfaltung des Begriffs bringt es mit sich, dass die verschiedensten Disziplinen je eigene Schwerpunkte bei der Bestimmung von Normalisierung setzen. Die medientheoretische Begriffsannäherung fasst Normalisierung etwa als Distributionsinstanz der Aufmerksamkeit, sie steuert und vergibt Beobachterpositionen durch die Inszenierung von normalem bzw. anormalem Verhalten. Tendenziell verhält sich unsere Aufmerksamkeit aus Gründen der Überkomplexität und drohender Reizüberflutung gleichgültig gegenüber den meisten Gegebenheiten; diese Normallage reguliert die Aufnahme verarbeitbarer Reize. Für ein Konzept von Normalisierung sind insofern besonders die Aufmerksamkeitsschwellen von Bedeutung, die aus einer vielschichtigen Verbindung sozialer Normierung, individueller Erfahrung und Gewohnheit entstehen. Dass die Normalitätsschwellen sich dabei aus internen wie externen Quellen speisen, macht diachron ihre historische Abhängigkeit sichtbar, bestimmt Normalität also nicht als transhistorische Kategorie, sondern verweist auf die synchrone Möglichkeit verschiedener, z. B. rollen- oder subjektspezifischer Ausprägungen. Alois Hahn spricht von ‚Korridoren der Aufmerksamkeit‘, innerhalb derer die Aufmerksamkeit entspannt bleibt, hingegen bei Unter- oder Überschreitung alarmierend und irritierend wirken. Anormalität hat vor diesem Hintergrund der Wahrnehmung und Aufmerksamkeit eine Tendenz zum Auffälligen und Unwahrscheinlichen, und es bleibt zu fragen, wie sich Funktionssysteme in ihrer spezifischen Form der etablierten Normalität und deren Ausprägung

⁷² Vgl. LINK, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, 30.

der Unterscheidung von normal und anormal, unterscheiden.⁷³ Normalisierung wirkt zudem im Sinne einer Produktion von Selbstverständlichkeiten. Max Weber hat diesen Komplex für die Soziologie unter dem Schlagwort ‚traditional‘ unterhalb der bewussten Reflexionsebene angesiedelt. Es umfasst ‚abgesunkene‘, kondensierte Normen, Gebräuche und Regulierungen, die als Veralltäglichungen Eingang in die Gesellschaft erfahren haben. Diese Kombinatorik von Normalisierung und Selbstverständlichkeit steht in Opposition zum oben genannten Verständnis von Normalisierung als direkter Herstellung von Normalität, der durch Normierung erzeugten Regelmäßigkeit.⁷⁴

Ein zweites Konzept firmiert neben der Normalisierung unter dem Begriff des Normalismus, der sich in theoretisch am prägnantesten ausgearbeiteter Fassung bei dem Literaturwissenschaftler Jürgen Link findet. Der Ausdruck ‚Normalismus‘ variiert dabei zwischen einer allgemein epistemologischen Fassung (als Konstruktion von Wirklichkeit), über eine mittlere Spielart, die Normalität in die Nähe von Gewohnheit, Habitus und Ritual rückt, bis zu einer historischen Lesart als engster Fassung, wie sie in der Ausarbeitung von Links Formulierungen des Proto- und Flexibilitätsnormalismus vorliegt. In dieser Fassung kann Normalismus als diskursives und zeitabhängiges Netz von Normalitätsdispositiven verstanden werden; diese erscheinen als an die Bedingungen der Moderne adaptierte Normalität, als Regulierung des ‚produktiven Chaos‘ der Moderne. Deren exponentielle Dynamiken, die der Normalismus als steigende oder fallende Kurven abbildbar macht, reguliert er so gleichzeitig durch Bestimmung des ‚normalen‘ Wachstums.⁷⁵

Begrifflich und methodisch lehnt Link sich dabei an Michel Foucault und dessen Dispositiv-Formulierung an, die eng mit dessen Diskurs-Konzept verbunden ist. Was ist jeweils mit dem Diskurs- bzw. Dispositiv-Begriff gemeint? Aus der zunächst im französischen Raum geführten Diskussion von Protagonisten wie Michel Foucault, Roland Barthes, Jacques Lacan und Jacques Derrida entwickelte sich ein Diskurskonzept, welches „Kommunikation sowie die Entstehung, Zirkulation und Distribution von Wissen als kontingente Effekte ‚überindividueller‘, sozial strukturierter Praktiken“⁷⁶ erfasst. Foucault gibt dem Begriff seine spezifische Prägung, indem er ihn

⁷³ Vgl. HAHN, Alois: Aufmerksamkeit und Normalität, in: LINK, Jürgen, LOER, Thomas, NEUENDORF, Hartmut (Hgg.): „Normalität“ im Diskursnetz soziologischer Begriffe, Heidelberg: Synchron-Wiss. Verlag 2003, 23-37, 25 ff.

⁷⁴ Vgl. WEBER, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss einer verstehenden Soziologie, 5. Aufl., hg. von WINCKELMANN, Johannes, Tübingen: Mohr-Siebeck 1972, 20-26, 240-250; für eine Zusammenfassung zu Webers Norm(alitäts)begriff siehe HOPF, Christel: Normen und Interessen als soziologische Grundbegriffe. Kontroversen über Max Weber, in: Analyse & Kritik 8 (1986), 191-210; sowie HOPF, Christel: Normen in formalen Organisationen, in: Zeitschrift für Soziologie 16 (1987), 239-253.

⁷⁵ Vgl. LINK, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, 313.

⁷⁶ KELLER, Rainer, HIRSELAND, Andreas, SCHNEIDER, Werner, VIEHHÖVER, Willy: Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Einleitende Bemerkungen zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung, in: Dies. (Hgg.): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung, Konstanz: UVK 2005, 7-21, 8.

verstärkt auf Praktiken bezieht: Anders als die Systemtheorie zielt er damit nicht auf alltägliche *face-to-face*-Kommunikationen und die sich daran anschließenden subjektiven Interpretations- und Sinngebungsverfahren als Paradigma, vielmehr macht sein Diskurs-Begriff die Bedeutung der überindividuell geregelten, institutionalisierten und auf Dauerhaftigkeit gerichteten kommunikativen Praktiken verschiedenster sozialer Handlungsfelder stark. Diskurse sichern über diese Formen der Verfestigung, in denen jeweils Wissen prozessiert wird, Machteffekte und Machtmonopole. Es geht gerade nicht einfach nur um symbolische, zeichenhafte Verbindungen von Bedeutungsrelationen oder um expressives, sprachliches Handeln im Sinne von Sprechakten, sondern um ein Gesamt an anonymen, historischen, stets im Raum und in der Zeit determinierten Regeln, die in einer gegebenen Epoche und für eine gegebene soziale, ökonomische, geografische oder sprachliche Umgebung die Wirkungsbedingungen der Aussagefunktion definiert haben.⁷⁷ Mit seinem Ursprung in der artikulatorischen Praxis ebnet der Diskurs einer strukturierten Totalität den Weg, die Sinn generiert, Bedeutungen zuweist und (symbolische) Ordnungen aufrecht erhält.⁷⁸ Unterschiedliche Aussagen verbinden sich Foucault zufolge dann zu einem diskursiven Geflecht, wenn sich die Menge dieser Aussagen durch nennbare Regeln ihrer praktischen Hervorbringung ausweisen lässt. Jene Regeln und Reglementierungen, die es zu benennen gilt, ordnen die Produktionsprozesse in den Aussagesystemen und sichern so Wahrheit im Sinne geltenden Wissens über die Wirklichkeit.⁷⁹ Der Foucaultsche Diskurs funktioniert demnach über die Trias von Macht, Ordnung und Wissen als den fundamentalen Kategorien. Gleichzeitig öffnet diese Vorstellung von Diskursen den Blick auf deren Kontingenz, gerade wenn die Wahrnehmungsweisen, mit denen sich Menschen ihre Welt als real gegeben erschließen, sich auf der Grundlage eines solchen Diskursverständnisses als Ausdruck der jeweils vorherrschenden, objektivierten Wissensordnungen fassen lassen, welche diese Wahrnehmungsweisen im Zuge von Sozialisations- und Enkulturationsleistungen gleichsam in die Menschen ‚einsetzen‘.⁸⁰ Angelehnt an Peter L. Bergers und Thomas Luckmanns Wissenssoziologie-Entwurf⁸¹ erscheint die Diskursivität der Wirklichkeit so auf die subjektiven und – im alltäglichen Austausch mit Anderen – intersubjektiv geteilte und konstruierte Wirklichkeit zu verweisen.

⁷⁷ Vgl. FOUCAULT, Michel: Die Archäologie des Wissens, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988, 171.

⁷⁸ Vgl. LACLAU, Ernesto, MOUFFE, Chantal: Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus, Wien: Böhlau 1991, 155.

⁷⁹ Vgl. BÜHRMANN, Andrea, SCHNEIDER, Werner: Vom Diskurs zum Dispositiv. Einführung in die Dispositivanalyse, Bielefeld: transcript-Verlag 2008, 24-33.

⁸⁰ Vgl. ebd., 28.

⁸¹ Vgl. BERGER, Peter L., LUCKMANN, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, 23. Aufl., Frankfurt/M.: Fischer 2009.

Michel Foucault selbst kennzeichnet seine Position vor dem Gesamteindruck seiner Arbeiten als *kritische Ontologie*⁸². Das Ensemble gesellschaftlicher Phänomene, die den Gegenstand der Forschung bilden, können weder als einfach existierende, ahistorische Sachverhalte betrachtet werden, hinter denen universell gültige Strukturen des menschlichen Zusammenlebens operieren, noch als das Ergebnis zwangsläufig ablaufender historischer Gesetzmäßigkeiten, die unser Denken und Handeln wirkmächtig determinieren. Ebenso wenig ist es möglich, die Erforschung der Gegenstände von einem objektiven, neutralen Beobachtungsstandpunkt außerhalb des Geltungseinflusses der diskursiven Einflüsse von Macht und Wissen auszuüben. Wie auch bei Luhmann wird hier also auf das Postulat einer Zentralperspektive verzichtet, die lediglich einzunehmen wäre, um wissenschaftliche Erkenntnis und Wahrheit freizulegen. Die „archäologische“ Aufgabe angesichts der von den Diskursen durchdrungenen und von ihnen reglementierten Wirklichkeit besteht vielmehr darin, diese aus einer sozialkonstruktivistischen Sicht heraus nicht als ontologisches Fundament, sondern in ihrer sozialen Vermitteltheit zu sehen. Gerade in der Frage, wann und unter welchen Umständen wir einen Sachverhalt als gegeben oder existent annehmen, bildet die Annahme diskursiver Strukturen ein Instrumentarium, gesamtgesellschaftliche Komplexität durch die Unterstellung von deren Ontologie nicht vorschnell in unterkomplexe Annahmen zu überführen. Die Annahme von Diskursen strukturiert somit den Weg für die Erkenntnis, dass die Art und Weise, wie wir die Wirklichkeit in ihren unterschiedlichen Facetten und ontologischen Qualitäten wahrnehmen, nicht aus festen Einheiten und geschichtlich gewachsenen, eingeschliffenen Strukturen besteht, sondern dass sich in ihr historisch kontingente Erscheinungen manifestieren, die als Ergebnis einer Koinzidenz von Macht- und Wissensprozessen sowie Praxisformen aufzufassen sind. Das ontologische So-Sein der Gegenstände erscheint in dieser Fassung erst in seiner Nachträglichkeit als Effekt einer Institutionalisierung, die sich in der Regel unserer synchronen Alltagswahrnehmung entzieht. Der notwendige Rekonstruktionsprozess erfasst die gesellschaftliche Ordnung demnach als Resultat von zunächst kontingenten Handlungen und Dynamiken und versucht, deren Bedingungen und Möglichkeiten aufzuzeigen. Die kritische Ontologie Foucaults kennzeichnet somit eine methodische Haltung der Infragestellung von Evidenzen und Gewissheiten und setzt ein reflexives Bewusstsein der eigenen Erkenntnisperspektive voraus, bei der es nicht mehr bloß darum geht, den gewohnten empirischen Blick auf die Forschungsgegenstände, z. B. auf Diskurse, auf Praktiken, auf die Subjekte und ihre Alltagserfahrungen, weiter zu schärfen. Denn zu hinterfragen sind auch die Strukturen – die „Episteme“⁸³ – die die jeweils vorherrschenden Wissens- und Erkenntnisformen bilden, die das eigene wissenschaftliche Den-

⁸² Vgl. FOUCAULT, Michel: Was ist Aufklärung?, in: ERDMANN, Eva, FORST, Rainer, HONNETH, Axel (Hgg.): Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung, Frankfurt/M.: Campus 1990, 35-54.

⁸³ Vgl. FOUCAULT, Michel: Die Ordnung der Dinge, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988.

ken als systematisches und methodisch zu kontrollierendes Erkennen von Welt formen. Foucaults ‚Episteme‘ meinen dabei keine abstrakt fassbaren oder metaphysischen Prinzipien, sondern Formen der Praxis, die einer spezifischen, material-historischen Erkenntnispraxis der gesellschaftlichen Wissensordnungen Struktur verleihen, durch die in ihnen enthaltenen Wissenschaftskulturen, ihren jeweiligen kontrollierenden Regeln, Regulierungs- und Reglementierungsformen und den Weisen der Wissensproduktion und -durchsetzung. Die Benennung und das Aufzeigen der Episteme und Diskurse folgt dem Programm Foucaults, das jeweilige historische Apriori eines Gegenstands oder Sachverhalts ans Licht zu bringen, um so seiner ontologische Hypostasierung und der aufklärerischen Vorstellung historischen Fortschritts und von Kontinuität in Geschichte und menschlicher Natur im Sinne einer letztgültigen Wahrheit den Boden zu entziehen.⁸⁴ Foucault sieht dabei drei zentrale Erfahrungsbereiche historischer Ontologie, die nur in ihrem Verhältnis zueinander gänzlich zu verstehen sind: „Erstens eine historische Ontologie unserer selbst im Verhältnis zur Wahrheit, durch das wir uns als Subjekte des Wissens konstituieren. Zweitens eine historische Ontologie unserer selbst im Verhältnis zu einem Machtfeld, durch das wir uns als Subjekte konstituieren, die auf andere einwirken; drittens eine historische Ontologie im Verhältnis zur Ethik, durch das wir uns als moralisch Handelnde konstituieren.“⁸⁵ Die epistemologische Form von Foucaults Kritik fasst mit anderen Worten die Erkenntnisgrenzen als die spezifischen Grenzen des gegenwärtigen, historisch-konkreten Seins. Der Schwerpunkt liegt dabei weniger in der bloß theoretischen Frage nach universalen Erkenntnis- und Wissensgrenzen, sondern zielt eher noch auf die praktischen Fragen nach allem Kontingenten und Singulären in den sich als universell und notwendig gebärdenden Formen gesellschaftlicher Wissensproduktion. Diskurse lassen Gegebenheiten auf diese Weise überhaupt erst wahrnehmbar werden, indem sie den Menschen diese in Form von Gebrauchswissen, normativen Skripts, bedeutsam machen.⁸⁶

Gegenüber dem Diskurs besteht ein Dispositiv allgemein gesprochen sowohl aus diskursiven wie auch nicht-diskursiven Praktiken, die aus Elementen wie Institutionen, architekturellen Einrichtungen, reglementierenden Entscheidungen, Gesetzen, administrativen Maßnahmen, wissenschaftlichen Aussagen, kurz: Gesagtem ebenso wie Ungesagtem zusammensetzen können. Dispositive bilden so gesehen Möglichkeitsräume für gültiges, wahres Wissen und sind selbst aber in diesem Sinne immer schon Effekte von Machtbeziehungen. Das bedeutet: Die zentrale strategische Funktion von Dispositiven liegt Foucault zufolge darin, dass sie zu einem gegebenen historischen Zeitpunkt auf einen Notstand antworten, in gewisser Weise also als Operatoren zur Bear-

⁸⁴ Vgl. GANDER, Hans-Helmuth: „Ich weiß nicht, ob wir jemals mündig werden“: Anmerkungen zu Foucaults Aufklärungskritik, in: FLUDERNIK, Monika et al. (Hgg.): Das 18. Jahrhundert, Trier: WVT 1998, 199-213, 203.

⁸⁵ FOUCAULT, Michel: Genealogie der Ethik, in: DREYFUS, Hubert L., RABINOW, Paul (Hgg.): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Frankfurt/M.: Athenäum 1994, 265-292, 275.

⁸⁶ Vgl. BÜHRMANN, Andrea, SCHNEIDER, Werner: Vom Diskurs zum Dispositiv. Einführung in die Dispositivanalyse, Bielefeld: transcript-Verlag 2008, 41, 57.

beitung und Lösung gesellschaftlicher Problemlagen und Transformationsphasen verstanden werden können.⁸⁷ Weiterhin stellt der Dispositiv-Begriff weniger die summative Ansammlung dieser Elemente als vielmehr deren Beziehungen zueinander dar und ist Abbild interner Relationierungen. So kann verdeutlicht werden, wie sich die Elemente zueinander verhalten, welche Funktions- oder Positionswechsel sie erfahren und welche Spannungen sich so ergeben. Darüber hinaus verweist Foucault auf die strategische Funktion des Dispositivs und seine Genese aus einem historischen Zusammenhang. Insbesondere der Ausweis der strategischen Natur des Dispositivs macht dabei auf seine Einbettung in einen machtpolitischen Zusammenhang aufmerksam, so dass er die Abbildung von Kräfteverhältnissen und Wissenstypen beinhaltet.⁸⁸ Ganz analog spricht Link von der „Installation eines flexiblen Dispositivs im Subjekt, das ihm imaginäre Datenvergleiche, Kurvenentwürfe und Durchschnittskalküle erlaubt. Es geht also sozusagen um die Installation eines ‚inneren Cockpit-Dispositivs.‘“⁸⁹ Dispositive entstehen weder zufällig, noch sind sie intentional bedingt, sondern sie antworten mit einer strategischen Zielsetzung auf eine konkrete historische Situation. Foucaults Verweis auf die Vorstellung einer Strategie ohne dahinter stehenden Strategen soll dabei dennoch nicht die Interessenskalküle der beteiligten Akteure in Abrede stellen, es wird vielmehr deutlich gemacht, dass die (Herrschafts-)Interessen individueller oder auch kollektiver Akteure für sich allein genommen keine ausreichende Erklärung von dem darstellt, was als Erfahrungs-Zusammenhang die Selbstverhältnisse von Subjekten und ihre Beziehungen untereinander als je historisch spezifische Form konstituiert und formiert.⁹⁰

⁸⁷ Vgl. ebd., 53.

⁸⁸ Vgl. FOUCAULT, Michel: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin: Merve 1978, 119-123.

⁸⁹ LINK, Jürgen: *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, 338.

⁹⁰ Vgl. FOUCAULT, Michel: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin: Merve 1978, 132 ff.

II.2.1 Proto- und Flexibilitätsnormalismus

Niemand weiss, dass einige Leute enorme Energie aufwenden,
nur um normal zu sein.

(Albert Camus: Notizbücher 1942-1951, Chicago: Ivan-R.-Dee-Verlag 2010, Nr. 4.)

Mit seinen Ausführungen zu Proto- und Flexibilitätsnormalismus bestimmt Link das Verhältnis von Normativität und Normalität näher. Als spezifisch moderne Phänomene haben sowohl der Proto- als auch der Flexibilitätsnormalismus pränormalistische historische Vorläufer. Im juristischen Diskurs gibt es lange Zeit keine Kopplung von Norm und Normalität, beide Wortfelder scheinen hermetisch getrennt und semantisch nicht ineinander überführbar. Dabei muss allerdings die Tatsache berücksichtigt werden, dass der Begriff der Norm zwar zentrale Verwendung im juristischen Diskurs erfährt, er bildet mithin ein selbstverständliches funktionales Element der Rechtsprechung und -setzung, so dass seine reflexive Aufarbeitung und begriffliche Analyse allerdings erst sehr spät einsetzt. Link sieht die Veröffentlichung von Karl Bindings zweibändigem Werk ‚Die Normen und ihre Übertretung. Eine Untersuchung über die rechtmäßige Handlung und die Arten des Delikts‘⁹¹ als gewichtigsten Einschnitt hin zu einer Diskussion des Normbegriffs. Frühindustrielle Beispiele führen die Konzepte von Norm und Normalität hingegen deutlich enger zusammen. Der Begriff des Normalen verweist in diesem Kontext auf die Vorstellung einer Masse genormter Produkte, er ist analog zur mechanistisch-technisierten Normung und Standardisierung zu sehen, die Link innerhalb von fünf Entwicklungssektoren ansiedelt: die militärische Uniformierung und Schablonisierung, die beginnende Vereinheitlichung der Maße und Gewichte, die Messwertpräzisierungen bei astronomischen und physikalischen Messungen, die Flussregulierung sowie die pädagogische Standardisierung.⁹² Zu ergänzen bliebe noch die Normierung der Zeit durch präzisere Uhrwerke und wachsende globale Abstimmung, z. B. durch Einführung der Zeitzonen.⁹³

Die Terminologie der Normalisierung scheint zunächst die Existenz eines graduellen Kontinuums nahelegen, das im Gegensatz zur Trennschärfe normativer Abgrenzung keine starren Grenzen kennt. Jürgen Links programmatisches Normalismus-Konzept beschreibt Normalität

⁹¹ Vgl. BINDING, Karl: Die Normen und ihre Übertretung. Eine Untersuchung über die rechtmäßige Handlung und die Arten des Delikts, 2 Bde., Leipzig: Scientia 1872.

⁹² Vgl. LINK, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, 190.

⁹³ Vgl. MAURER, Michael: Alltagsleben, in: HAMMERSTEIN, Notker, HERRMANN, Ulrich (Hgg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. II: Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Neuordnung Deutschlands um 1800, München: Beck, 33-68, bes. 35-38.

und Normativität ganz in diesem Sinne als „grundlegendes Gegensatzpaar“⁹⁴ und trennt methodologisch zwischen normalisierenden und Norm-setzenden Diskursen: Normalität gilt demnach jenseits expliziter Normen, auch wenn die scheinbar widersprüchliche Rede von „normalistischen Normen“ von Link beibehalten wird, um das Konzept des Protonormalismus zu erläutern. In einer Gegenüberstellung charakterisiert Link Normalität zunächst streng dichotom zur Normativität: Während Normalität als Orientierungsnorm graduelle Abstufungen erlaubt, stellt Normativität eine Erfüllungsnorm dar, deren präskriptives Grundmuster in der Unterscheidung von Erfüllung und Abweichung besteht. Normalität hingegen konstituiert sich aus zunächst deskriptiven Daten und besitzt eine Tendenz, kollektives Handeln abzubilden, sie kennt die Abweichung, die Normativität nur verurteilen kann, als Exploration der um den Durchschnitt situierten ‚normal ranges‘. Die Normalitätsgrenzen erlauben auf semantischer Ebene zudem das Einsetzen von Risiko- bzw. Versicherungsdispositiven, analog zu normativen Sanktionsmechanismen. Handlungstheoretisch ist die Norm der Handlung präexistent, der Handelnde weiß um sie und integriert sie in seine Handlungskalkulation, Normalität stellt hingegen eine nachträgliche Kategorie dar, die die typisch moderne Verdattung und statistische Durchleuchtung des Normalfeldes voraussetzt. Interessant für eine ethische Bestimmung ist somit zunächst die Analyse (absoluter) Normalitätsgrenzen, die Link vor dem Hintergrund von Hannah Arendts Einschätzung der ‚erschreckenden Normalität‘ Adolf Eichmanns⁹⁵ aufwirft: Hat Normalität Grenzen, wie sind sie beschreib- und ausmachbar, wie werden sie konstituiert und rezipiert? Und schließlich: Welche Relevanz hat die Feststellung von Normalitäts-Grenzen für die unterstellte Abgrenzung zur Normativität?

Jürgen Link unterscheidet dazu zwei „fundamental verschiedene normalistische Strategien“⁹⁶. Diese sieht er in ihrem jeweiligen historisch-spezifischen Normalfeld, das die konkrete strategische Ausrichtung, den Normalisierungsbedarf prädeterminiert. Aufgrund der statistischen Verdattung kann dieser Bedarf grundsätzlich in zwei Richtungen deutlich werden: Normalisierung kann dann die maximale Komprimierung oder die maximale Expandierung der Normalitätszone betreffen, beide Weisen operieren dabei auf der Grundlage eines statistisch-generierten Normalfeldes in Form der Gaußkurve. Im Anschluss daran fasst Link die erste Ausprägung unter der Bezeichnung einer protonormalistischen Strategie, die zweite als flexibel-normalistische Strategie. Der Protonormalismus kann dabei in enger Anlehnung an Normativität beschrieben werden.

⁹⁴ LINK, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, 15. Vgl. auch LINK, Jürgen: "Normativ" oder "Normal"? Diskursgeschichtliches zur Sonderstellung der Industrienorm im Normalismus, mit einem Blick auf Walter Cannon, in: SOHN, Werner (Hg.): Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag 1999, 30-44.

⁹⁵ Vgl. ARENDT, Hannah: Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen, 2. Aufl., München: Piper 2011, 326.

⁹⁶ LINK, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, 77.

Zwar funktioniert er auf der Basis eines graduellen Normalfeldes, kann aber dennoch deutliche Grenzziehungen zwischen den Bereichen der Normalität und Anormalität angeben und diese Grenzen auch stabilisieren. In dieser kompakten Ausrichtung verfügt er über harte semantische und symbolische Formen der Grenzmarkierung, die er nicht zuletzt aus der Nähe zur Industrienorm gewinnt. Die Festlegung des IQs (der medizinisch-psychiatrische Diskurs bildet wohl die leitende Ausprägung des Protonormalismus) stellt ein Beispiel dar, das auf einem statistisch fundierten Kontinuum aufbaut, die systeminternen Differenzierungen (unterdurchschnittlich, durchschnittlich und überdurchschnittlich intelligent) aber dennoch trennscharf benennen kann. Für die Subjektformierung macht Link darauf aufmerksam, dass gerade der Protonormalismus und die mit ihm einhergehende Außenlenkung zu einer Fassaden-Normalität neigt: Subjekte, die der Öffentlichkeit gegenüber als ‚normal‘ gelten, können diese Einschätzung durch privatisierte Anormalitäten (z.B. Ausleben von Süchten) unterminieren⁹⁷. Die auf Dynamisierung und maximale Expansion der Normalitätszone hin angelegte Strategie des flexiblen Normalismus kennt demgegenüber fließende und entsprechend prekäre Grenzen. Im Vergleich zum annähernd normativen Protonormalismus erscheinen die ohnehin kaum auszumachenden Grenzen weich und diffus. Im Innersten des flexiblen Normalfeldes zeichnen sich zwar auch normativ-anmutende Grenzen ab, die das akzeptierte, indiskutabel und zweifelsfrei Normale fassen. Und an den Randgebieten des Normalfeldes zeichnet sich außerdem ein Bereich ebenfalls deutlicher Anormalität und Devianz ab, ohne dass zwischen beiden Zonen jedoch klare Demarkationslinien auszumachen wären. Als Beispiel ließe sich die Einschätzung zur Bestimmung von Alkoholismus anführen: Hier mag es Faustregeln geben, die eine Zuordnung von Alkoholgenuss und Normalität bzw. Anormalität ermöglichen. Diese fluktuieren jedoch, sind abhängig von gesellschaftlicher Akzeptanz. Die so eröffneten Korridore flexibler Normalität erlauben ein dynamisches Einpendeln und Diffundieren der Toleranzbereiche in beide Richtungen, ohne dass sie direkt benennbar wären: So verstandene Normalität ist wesentlich graduell, zeitlich variabel und tendiert zur maximalen Expansion der Normalitätszone. Allerdings ist auch diese Expansion nur begrenzt denkbar, sie muss einreguliert werden, indem auch die flexiblen Grenzen gelegentlich und zur Erhaltung des Gesamtsystems, das ansonsten vollständig zu diffundieren und kollabieren drohte, statisch gefasst werden müssen.

Sehr wichtig ist demnach der unterschiedliche Status der Normalitätsgrenzen in den beiden Strategien: Während die Normalitätsgrenze im Protonormalismus von ihrer Überschreitung abschrecken soll, weshalb sie symbolisch massiv und eng wie Gefängnis- oder Anstaltsmauern strukturiert erscheinen, ist die Grenze im flexiblen Normalismus hochgradig ambivalent: Sie lockt zur Überschreitung mit gesteigerten Intensitäten der Erfahrung und warnt zugleich vor der

⁹⁷ Vgl. ebd., 78 ff.

Denormalisierung. Das flexibel-normalistische Subjekt wählt seine persönlichen Normalitätsgrenzen, allerdings unter Berücksichtigung der Gesamtnormalität. Link sieht eine verbreitete Taktik im Umgang mit den Normalitätsgrenzen z. B. darin, eine extrem gedehnte Normalität in einem Lebensbereich durch knappe Normalitäten in anderen Bereichen zu kompensieren.⁹⁸

Damit ist klar, dass auch der flexible Normalismus gelegentlich zur Verfestigung der Grenzen und damit zum Kippen in den Protonormalismus neigt. Seine Grenzen bewegen sich ständig, und aus dieser Bewegung gewinnt der flexible Normalismus seine Bedeutung, die analog zu Franz Kafkas Türhüter-Parabel plausibilisiert werden kann: Dass also die Grenzen zwischen Normalität und Anormalität gleichzeitig geöffnet und geschlossen sind, erklärt sich durch das dynamisierte Diffundieren und die beständige Verschiebung der Normalitätskorridore. Das Fluktuieren der Demarkationen bleibt für das Subjekt nicht ohne Folgen. Während der Protonormalismus die für das Subjekt verpflichtenden Grenzen deutlich und autoritär ausweist, gewinnt der flexible Normalismus seine verschleierte, aber nicht weniger existente und wirksame Direktivität aus der Uneindeutigkeit, mit der er seine Grenzen reguliert: So ist es für das Subjekt nur in den wenigsten Fällen direkt einsehbar, ob es sich innerhalb akzeptierter Normalspannen bewegt oder die Normalitätsgrenze bereits berührt oder überschritten hat. Die resultierende *Denormalisierungsangst* bringt diese Unsicherheit auf den Punkt. Zu ihrer Vermeidung ist das Subjekt einem beständigen Druck zur Selbst-Normalisierung ausgeliefert und der Notwendigkeit, sich der eigenen Positionierung im Normalfeld zu versichern. Mit anderen Worten: Man gehört zum Normalfeld, solange man nicht zu weit um den Durchschnitt streut, ohne diesen Durchschnitt allerdings jemals absolut genau treffen zu können. Für die einzelnen Subjekte besteht das Zentrum der Normalität, der Durchschnitt, aus einer bloß theoretischen Größe und damit gewissermaßen aus einer wahrgenommenen Singularität. Ohne vollständig normal zu sein, gibt es demnach auch keine eindeutige Sicherheit für das jeweilige Individuum.⁹⁹ Den Hintergrund dieser Annahme bildet die Offenheit einer flexibel-normalistischen Gesellschaft, die zur Unterbindung von Panikreaktionen ihren Subjekten genügend Orientierungsfläche wie Beruhigungspotential in Form von Sicherheit liefern muss. Die so zur Verfügung gestellten Orientierungslandschaften erlauben dem Subjekt die eigene Situierung, den Vergleich mit anderen Positionen und die zumindest annäherungsweise genaue Bestimmung von Distanzen. So findet das Subjekt immer wieder neu die Antwort auf die normalistische Ordnungsproblematik und die Frage: Bin ich normal? Auch im Protonormalismus sollen entsprechend enge Grenzen gegen Denormalisierungsangst versichern, allerdings liegt das

⁹⁸ Vgl. LINK, Jürgen: „Ganz normaler Wahnsinn“? Über den Anteil des Normalismus an der Postmoderne, in: *Kulturrevolution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie* 44 (2002), 59-65, 61.

⁹⁹ Vgl. HARK, Sabine: *Deviante Subjekte. Normalisierung und Subjektformierung*, in: SOHN, Werner (Hg.): *Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1999, 65-84, 74.

Risiko dieser Strategie darin, dass starre Grenzziehungen Wachstumsdynamiken oftmals verhindern und die geringe Adaptionfähigkeit des jeweiligen Systems dann wiederum zum Kollaps führen kann. Dieser ‚Deichbruch‘, das Ende der Fassaden-Normalität, birgt dann das Risiko katastrophischer Denormalisierungen.¹⁰⁰

Die flexible Normalitätsgrenze kann demnach weniger als klassische ‚Grenze‘, sondern vielmehr als in ständiger Verschiebung begriffene Bandbreite aufgefasst werden, die Übergänge und Toleranzen kennt. Flexibel-normalistische Systeme konzeptualisieren akzeptierte Normalität gewissermaßen als Leerstelle, die gegenüber der protonormalistischen Eindeutigkeit undeutlich bleibt. Dennoch, und diese Feststellung ist wichtig, kommt auch das flexible Normalitätskonzept nicht ohne Grenzen aus. Die mit ihr verbundene Denormalisierungsangst der Subjekte spricht in diesem Sinne vom Wissen der Subjekte um die Existenz der Grenze, wenn auch nicht von der genauen Situierung der Trennung. Die Diskussion über die flexibel-normalistische Grenze muss demnach mit der Unterscheidung von subjektiv und objektiv arbeiten. Die Streitfrage etwa, ob es objektive Belastungsgrenzen beispielsweise in der Einwanderungsfrage gibt, macht auf genau diese prekäre Lage aufmerksam und erinnert stark an Zenon von Eleas Formulierung der sog. ‚Sorites-Paradoxie‘: Ähnlich einem Sandhaufen, dem nach und nach jeweils ein Sandkorn entfernt wird, ohne dass er seine Eigenschaft als Haufen verliert, scheint diese kontinuierliche Uneindeutigkeit auch im flexiblen Normalismus zu gelten: Sie ist epistemologisch unbestimmt und scheint auf den ersten Blick eine trennscharfe Grenzfestlegung abzulehnen. Im Gegensatz zu den Stigma-Grenzen des Proto-Normalismus ist die Grenze des flexiblen Normalismus keine harte semantische Markierung. Allerdings, so gesteht Link zu, besitzen sie eine subjektive Härte genau dort, wo sie faktisch wirken und vom Subjekt als solche wahrgenommen werden, sie bestehen als Imperativ, ohne genau bezeichnet werden zu können. Die Flexibilität des Normalismus darf also gerade nicht darüber hinwegtäuschen, dass er es keineswegs mit Grenzenlosigkeit oder frei vagabundierenden Grenzen zu tun hätte, sondern muss vielmehr die Existenz nur undeutlich fassbarer Grenzen ins Kalkül ziehen.¹⁰¹ Diskussionswürdig bleibt nach dieser Bestimmung die zuvor wiedergegebene Einschätzung Links, dass der flexible Normalismus lediglich deskriptiv wirke; es scheint sich eher so zu verhalten, dass auch die flexibel-normalistischen Grenzen stark normativ wirken, und das Subjekt gerade auch aus dem Bewusstsein dieser Normativität heraus handelt.

¹⁰⁰ Vgl. JÄGER, Margarete, JÄGER, Siegfried: Normalität und jeden Preis? Normalismus und Normalisierung als diskurstragende Kategorien in modernen Industriegesellschaften, in: Dies. (Hgg.): Deutungskämpfe. Theorie und Praxis kritischer Diskursanalyse, Wiesbaden: VS-Verlag 2007, 61-69, 63.

¹⁰¹ Vgl. LINK, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, 339.

Was bedeutet dies für die wechselseitige Verhältnisbestimmung von Normativität und Normalität? Link formuliert die Differenz wie folgt: „Das juristische Teilsystem [...] teilt das Verhalten binär nach der Unterscheidung ‚Recht/Unrecht‘ und legt entsprechende Verfahren und Sanktionen fest. Die Normalität etabliert ‚parallel‘ dazu eine zweidimensionale und graduelle Ebene, die das entsprechende Verhalten rein statistisch erfasst und nach seiner Verteilung zwischen Extrempolen und Durchschnitten anordnet.“¹⁰² Normalität müsse demnach als parallele Ebene zur Normativität betrachtet werden, die mittels statistischer Verdattung die Distanzmessung zu anderen normalistischen Subjekten ermöglicht. Ungeachtet der rein juristischen Normativität bleibt Link dennoch die Antwort schuldig, in welcher Form Normalität und Normativität hinsichtlich ihrer Funktionen derart divergieren, dass die Zuschreibung der bloßen Deskriptivitätsfunktion von Normalität auf der einen bzw. der Präskriptivitätsfunktion der Normativität auf der anderen Seite beibehalten werden könnte.

II.2.2 Normalistische Wahrnehmungsdispositionen

What gets measured, gets done.

(Tom Peters: Circle of Innovation. You Can't Shrink Your Way to Greatness, New York: Knopf 1998, 284.)

Normalität unter der Fragestellung der Wahrnehmung zu diskutieren, lässt zunächst zwei Möglichkeiten zu, die in den Formen einer strukturellen Disposition einerseits und einer alltagsweltlichen Wahrnehmung von Selbstverständlichkeiten greifbar sind. Letztere versteht Normalität als das nicht Auffällige, kaum beachtenswerte Alltagsgeschehen, das in der Regel kein Aufsehen erregt und in der Wahrnehmung tendenziell eher unterzugehen droht. Interessanter scheinen demgegenüber unsere Möglichkeiten, Normalität im Sinne einer strukturell gegebenen, spezifisch modernen Deutungsfolie¹⁰³ verwenden zu können. Normalistische Gesellschaften dieser Art zeichnen sich fundamental durch einen hohen Grad an Verdattung aus, ohne die die Herstellung von Normalität nicht möglich wäre. Die ihr zugrunde liegende Statistik ist gesamtgesellschaftlich

¹⁰² Ebd., 344.

¹⁰³ Der Begriff der Deutungsfolie verbindet hier die auf Überindividuelles bezogene Begrifflichkeit der Struktur und die auf Individuelles abzielende Begrifflichkeit der Disposition.

zum „epistemologischen Flugschiff“¹⁰⁴ avanciert und hat die Grenzen ihrer Ausgangswissenschaften, der Mathematik, der Physik und der Biologie, längst zugunsten eines ausgeweiteten Einflussgebiets überschritten. Auf der Basis dieser statistischen Verteilungen homogenisierter Objekte, die die Vergleichbarkeit und Quantifizierbarkeit gewährleisten, hält die Gesellschaft sich so permanent für sich selbst transparent und misst das soziale Funktionieren am Grad ihrer jeweiligen Normalität. Normalisierung baut damit auf die „Einführung von Normierungs- und Skalierungsverfahren in den Bereich sozialer Wirklichkeiten, deren Funktionsmechanismus die Einführung von Ordnungseinheiten und Achsen ist, auf denen Graduierungen vorgenommen werden und deren Ergebnis die gesellschaftskonstitutive „Macht der Norm“¹⁰⁵ ist. Die Normalverteilungskurve dient dabei als ‚Schablone‘ und weist eine Verteilung als umso ‚normaler‘ aus, je symmetrisch zentrierter die Kurve erscheint und je symmetrischer die Extrembereiche gegen Null absinken.¹⁰⁶ Normalistische Normierungsverfahren dieser Art basieren maßgeblich auf drei zentralen Formalisierungsprozessen innerhalb statistischer Erhebungen: (I) Die grundlegende *Standardisierung* dient der Erschaffung formaler Normen und Konventionen für die Objektivierung von Prozessen bzw. Objekten, um sie kategorisierbar bzw. messbar zu machen. Sie erfüllt so eine Orientierungsfunktion: Anstelle der Schwierigkeit, durch eine Welt voller unerwarteter Erfahrungen manövrieren zu müssen, kann eine derart standardisierte Welt die Wahrnehmung strukturieren. Standards beschreiben dann das Ergebnis konsentierter Kategorisierung: Die Länge eines Meters, der Grad einer körperlichen Beeinträchtigung u. v. m.¹⁰⁷ Objekte, die standardisiert und kategorisiert wurden, erscheinen dann als *“boundary objects”*: Diese klassifizierten Informationseinheiten können sich zwischen z. B. gesellschaftlichen Subsystemen mit weniger Spannung und Reibung bewegen, sie fungieren als trojanische Pferde über Systemgrenzen hinaus, deren Überschreitung ihnen ihre standardisierte Form ermöglicht, die systemübergreifend anschlussfähig ist. Standards erzeugen außerdem Wissen, das – zumindest hinsichtlich seiner Verwendung – unverbunden ist mit Wissenssystemen und systeminterner Information.¹⁰⁸ Nach Star und Griesmer ergibt sich daraus ein Problem, da ein Wissensobjekt, um innerhalb eines System sichtbar zu sein, mit Referenz zum jeweiligen System gesehen werden muss, und von einem anderen System aus notwendig als ein

¹⁰⁴ KULLENBERG, Christopher: *Sociology in the Making. Statistics as a Mediator between the Social Sciences, Practice, and the State*, in: RUDINOW SAETNAN, Ann, MORK LOMELL, Heidi, HAMMER, Svein (Hgg.): *The Mutual Construction of Statistics and Society*, Routledge: Chapman & Hall 2010, 64-78, 66.

¹⁰⁵ BUBLITZ, Hannelore: *Diskurs und Habitus als zentrale Kategorien der Konstitution gesellschaftlicher Normalität*, in: LINK, Jürgen, LOER, Thomas, NEUENDORFF, Hartmut (Hgg.): *'Normalität' im Diskursnetz soziologischer Begriffe*, Heidelberg: Synchron-Verlag 2003, 151-162, 152.

¹⁰⁶ Vgl. LINK, Jürgen: *„Ganz normaler Wahnsinn“? Über den Anteil des Normalismus an der Postmoderne*, in: *Kulturrevolution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie* 44 (2002), 59-65, 60.

¹⁰⁷ Vgl. BOWKER, Geoffrey C., STAR, Susan L.: *Sorting Things Out: Classification and its Consequences*, Cambridge: Univ. Press 1999.

¹⁰⁸ Vgl. HOOD, Christopher: *Public Service Management by Numbers: Why Does it Vary? Where has Come from? What Are the Gaps and Puzzles?*, in: *Public Money and Management* 27 (2007), 95-102.

„anderes“ Objekt erscheint. Dies führt zu Anomalien, weil die unterschiedlichen Perspektiven eine Möglichkeit entstehen lassen, über unterschiedliche Beobachtungsobjekte zu sprechen, da auch durch Standardisierung Inhalte nicht gänzlich identisch für verschiedene Systeme erscheinen.¹⁰⁹ (II) Normalisierungsprozesse setzen weiterhin die Transformation von Objekten in quantifizierbares Material voraus. *Quantifizierung* ermöglicht es, umfangreiches Wissen anzuhäufen, meint aber mehr als bloßes Messen: Während standardisierte Objekte als Zahlen oder auch in einer anderen Größe vorliegen können, werden sie durch Quantifizierung definitiv in Zahlen transformiert. Deutlich hängt die Quantifizierung von bestehenden Konventionen ab: So könnten wir etwa auch Liebe quantifizieren, sofern eine Methode konsensfähig erscheint, sie zu messen.¹¹⁰ (III) Schließlich umfasst der Prozess der *Modellierung* die Umsetzung von Realität in greifbare Mechanismen, wie etwa die Verwendung von Zahlen, um auf Korrelationen, Muster oder Kausalitäten zu schließen. Modelle können in einer erweiterten Lesart verstanden werden als Mediatoren, die aus geordneten Objekten, Relationen und Operationen bestehen. Diese Generierung von Ordnung verweist ebenfalls auf die Eigenschaft von z. B. Kausalitätserklärungen, unsere Handlungen und Erfahrungen zu rationalisieren, aber auch auf die inhärente Gefahr jener sich selbst produzierenden Ergebnisse, das Modell nicht länger als Konstrukt und methodische Verständnishilfe zu sehen, sondern als nahezu ontologische Selbstverständlichkeit zu akzeptieren.¹¹¹ Für die individuelle wie auch die kollektive, sich beispielsweise in Konventionen niederschlagende Wahrnehmung bleibt dieser Umstand nicht ohne Folgen: Die durch die Verdatung geschaffenen Kurvenlandschaften sind Jürgen Link zufolge schon längst subjektiv konsumierbar und problemlos rezipier- und adaptierbar, und so in ihrer formalen Reduziertheit ins kollektive Verständnis übergegangen. Das moderne Subjekt sei demnach bereits vollständig auf die Deutung einer fallenden Kurve als pessimistisch bzw. regelrecht fatal konditioniert, während eine steil ansteigende Kurve Wachstum, Euphorie und positive Entwicklung suggeriert. Diese Kollektivsymbolik, aus der zunächst abstrakten Statistik gewonnen, ist in ihrer Einfachheit unmittelbar wirksam. Das normalistische Subjekt, das in der Lage ist, auch das eigene Leben als ‚Ritt auf der Kurve‘ der Hochs und Tiefs des Lebens aufzufassen, hat dazu ein Arsenal an Begrifflichkeiten zur Hand: So zeugen die Begriffe des Senkrechtstarts, der Wende, Talfahrt, Achterbahn, der Abwärts- oder Aufwärtsspirale, des Absturzes oder Aufschwungs von einer solchen normalistischen Prägung. Dazu Link: „Die BILD-Zeitung hat sich seit einiger Zeit dem aus den USA stammen-

¹⁰⁹ Vgl. STAR, Susan L., GRIESEMER, James R.: Institutional Ecology, ‘Translation’ and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley’s Museum of Vertebrate Zoology, in: *Social Studies of Science* 19 (1989), 387-420.

¹¹⁰ Vgl. DESROSIÈRES, Alain: From Cournot to Public Policy Evaluation: Paradoxes and Controversies involving Quantification, in: *Prisme* 4 (2006), 1-46.

¹¹¹ Vgl. HOVLAND, Jon: Numbers. Their Relation and Power to Organization, in: Rudinow Saetnan, Ann, MORK LOMELL, Heidi, HAMMER, Svein (Hgg.): *The Mutual Construction of Statistics and Society*, Routledge: Chapman & Hall 2010, 21-40, 30.

den Trend angeschlossen, das Horoskop in Kurvenform darzustellen. Dabei zeigt die zwischen + und - schwingende Kurve den jeweiligen ‚Glücks‘-Grad an. Ein solches Verfahren setzt natürlich auf die Voraussetzung, dass die ‚normale‘ Leserin (der normale Leser) bereits in Kurvenform lebt, d. h. ihr/sein existentielles Feeling wie einen ökonomischen Kurs zwischen ups and downs schwingend wahrnimmt.“¹¹² Statistisch generierte Normalität repräsentiert die Möglichkeit der Generalisierung, indem sie vom Individuellen und Konkreten absieht und einen Überblick über größere (Daten-)Mengen schafft. Gleichzeitig aber funktionieren diese Zahlen und ihre Verteilung als eine Individualisierungstechnik: Durch das Kategorisieren zeigen sie uns an, wohin wir gehören und mit welchen Faktoren unser Leben verbunden ist.¹¹³ Wie die Ausführungen zu Foucault noch zeigen werden, war diese Dualität besonders im Diskurs des Wohlfahrtsstaates wichtig, weil sie eine Verbindung zwischen holistischen Langzeit-Planungen und einzelnen Eingriffs- und Interventionsmöglichkeiten angesichts von Abweichungen ermöglichte. In staatstheoretischen Begriffen greift die Individualisierungstechnik der Statistik aber auch vor dem Hintergrund eines weiteren Gedankens: Jemanden oder etwas *zählen* zu lassen (und zwar in beiden semantischen Lesarten), ihn sichtbar oder unsichtbar werden zu lassen, bringt die Technik des Zählens auch in die Nähe einer Theorie der Anerkennung, innerhalb derer sie einen Prozess der *mutual-co-construction* darstellt. Im Akt des Zählens bringt sich der Staat demnach auch selbst hervor, ebenso wie seine Bürgerinnen und Bürger.¹¹⁴

Epistemologisch ist diese Überlegung zunächst auch insofern anschlussfähig, als sie den Direktzugriff der Subjekte auf reine Fakten in Frage stellt. Die moderne Kognitionspsychologie hat über den Begriff der Heuristik ein Instrumentarium entwickelt, um Wahrnehmungs- und Verarbeitungsroutinen zu erklären, und es ist noch zu klären, inwiefern die normalistische Disposition zur Deutung und Anthropomorphisierung von Kurvenlandschaften ebenfalls als eine solche Heuristik einschließlich der sie maßgeblich begleitenden Fehldeutungen, den sog. Biases, darstellen kann.¹¹⁵ Eine Basisfunktion dieser normalistisch geprägten Wahrnehmungsdispositionen kann dann darin gesehen werden, dass den Subjekten zunächst weitläufiges und unüberschaubares Datenmaterial vermittelt wird, an dem sie ebenfalls versichernde und verunsichernde Trends ab-

¹¹² LINK, Jürgen: Das ‚normalistische‘ Subjekt und seine Kurven. Zur symbolischen Visualisierung orientierender Daten, in: GÜGERLI, David, ORLAND, Barbara (Hgg.): Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit, Zürich: Chronos 2002, 107-128, 110.

¹¹³ Vgl. HAMMER, Svein: Governing by Indicators and Outcomes. A neoliberal Gouvernmentality?, in: RUDINOW SAETNAN, Ann, MORK LOMELL, Heidi, HAMMER, Svein (Hgg.): The Mutual Construction of Statistics and Society, Routledge: Chapman & Hall 2010, 79-95, 80.

¹¹⁴ Vgl. RUDINOW Saetnan, Ann, MORK LOMELL, Heidi, HAMMER, Svein: By the very Act of Counting. The Mutual Construction of Statistics and Society. Introduction, in: Dies. (Hgg.): The Mutual Construction of Statistics and Society, Routledge: Chapman & Hall 2010, 1-17, 2.

¹¹⁵ Vgl. dazu beispielsweise die Untersuchung von NÜESCH, Stephan, HAAS, Hartmut: Normality bias in the field: evidence from panel data, Working Paper Series No. 112, Institute for Strategy and Business Economics, University of Zurich, online verfügbar unter http://www.econbiz.de/de/search/detailed-view/doc/all/normality-bias-in-the-field-evidence-from-panel-data-n%C3%BCesch-stephan/10003911957/?no_cache=1 [Zugriff am 12.11.2012].

lesen können. Die wahrnehmungspsychologisch dankbare, weil einfach zugängliche Form der Normalverteilung distribuiert so bereits durch die Datenauswahl die Sichtbarkeit bzw. Unsichtbarkeit spezifischer Datenlagen und strukturiert das Wissen entlang ihrer Normalverteilung. Die funktionale Zuständigkeit dieser Aufarbeitung und Datenvermittlung ist nicht zuletzt bei den Massenmedien zu sehen, die wiederum stark auf die Stimulation von Identifikations- und Gegenidentifikationsprozessen ausgelegt sind.¹¹⁶ Die Massenmedien tragen darüber hinaus zur Veröffentlichung von Meinungsumfragen und Trends bei, indem sie diese organisieren, ausstrahlen und kommentieren. Meinungsumfragen erfüllen in einem doppelten Sinne eine grundsätzliche normalistische Funktion: Sie weisen bestimmten Ereignissen, persönlichen oder auch öffentlichen Optionen einen Platz innerhalb einer standardisierten Verteilungskurve zu (z. B. die Orientierung im politischen Links-Mitte-Rechts-Verhältnis), und suggerieren Normalität durch die Orientierung innerhalb dieses Schemas. So verstandene Normalität fügt sich passgenau in ein intuitives Normalitätsverständnis im Sinne eines gemeinsamen Orientierungshintergrunds, der im Regelfall unbewusst bleibt und fraglos gegeben erscheint.¹¹⁷ Andererseits beeinflussen sie den erfragten Wert immer aufs Neue, indem sie Rückkopplungsprozesse angesichts von wahrgenommenen Normalitätseinschätzungen (wo sehe ich meine eigene Meinung gegenüber dem Massespektrum? Sollte ich meine Meinung noch revidieren, für den Fall, dass sie nicht ‚normal‘ genug ist?) einleiten und so einen Wirkprozess zwischen den ursprünglich erhobenen und den prognostizierten Daten anregen.¹¹⁸ Trotz dieser normalisierenden Wirkung ist die Metaperspektive, die der Normalität typisch scheint, (zumindest semantisch) nicht ausgeschlossen: Auch ein Ergebnis (z. B. einer Meinungsumfrage), das sich nicht mit dem standardisierten Normalverteilungsschema deckt, kann weiterhin als ‚normal‘ bezeichnet werden. Diese Feststellung, dass also Zuschreibungsprozesse von Normalität in einem nicht abzuschließenden Prozess auch auf sich selbst anwendbar sind, wird auch für die weiteren Überlegungen richtungsweisend sein. Der US-amerikanische Geologe und Evolutionsforscher Steven Jay Gould geht noch einen Schritt weiter und diskutiert, inwieweit standardisierte, kanonisch gewordene Visualisierungen (etwa der die Evolution symbolisierende verzweigte Baum) das wissenschaftliche Denken beeinflussen. Wenn

¹¹⁶ Vgl. dazu LINK, Jürgen: Zum Anteil des flexiblen Normalismus an der medialen Konsensproduktion, in: HABSCHEID, Stephan, KNOBLOCH, Clemens (Hgg.): Einigkeitsdiskurse. Zur Inszenierung von Konsens in organisationaler und öffentlicher Kommunikation, Wiesbaden: VS-Verlag 2009, 20-32, 24: „Werden z. B. Asylanten bildlich als ‚Flut‘ dunkler Köpfe mit Turbanen usw. neben eine exponentiell steigende Kurve montiert, so ist die Gegenidentifikation des Betrachters einprogrammiert. Die gefährliche Flut sind immer die Anderen.“

¹¹⁷ Vgl. SEELMEYER, Udo: Das Ende der Normalisierung? Soziale Arbeit zwischen Normativität und Normalität, Weinheim: Juventa-Verlag 2008, 175.

¹¹⁸ Vgl. JÄGER, Margarete, JÄGER, Siegfried: Normalität und jeden Preis? Normalismus und Normalisierung als diskurstragende Kategorien in modernen Industriegesellschaften, in: Dies. (Hgg.): Deutungskämpfe. Theorie und Praxis kritischer Diskursanalyse, Wiesbaden: VS-Verlag 2007, 61-69, 65: „Dabei kann die Tatsache, dass die Medien plural darüber berichten, selbst noch einmal dafür sorgen, dass Normalisierung integrierend wirkt. Keines der Organe definiert verbindlich, was normal ist und was nicht; es ist die Gesamtheit des Diskurses, die diese Funktion wahrnimmt.“

Gould dabei von *canonical icons* spricht, sind wissenschaftliche Repräsentationen von Daten gemeint, die bereits zur generell akzeptierten Norm ‚normalisiert‘ wurden: „Nothing is more unconscious, and therefore more influential through its subliminal effect, than a standard and widely used picture for a subject that could, in theory, be rendered visually in a hundred different ways, some with strikingly different philosophical implications. The shock of seeing nonstandard imagery can be revealing: we instantly realize how constraining the canonical icon had been, though the limitation had never before crossed our mind.“¹¹⁹ Ähnlich argumentiert Uwe Pörksen und spricht von ‚Visiotyping‘ als einem Mittel, Realität durch visuelle Strategien zugänglich zu machen. Ebenso wie *canonical icons* sind auch Visiotype in der Lage, ein „Eigenleben“ insofern zu führen, als sie, um wirksam zu sein, die Anbindung an ihren Bildspender und damit an die ihnen zugrunde liegenden Datengrundlagen nicht länger aufrechterhalten müssen, sofern sie einmal etabliert sind.¹²⁰ Dass diese normalistischen Wahrnehmungsdispositionen dabei auch unmittelbaren Einfluss auf klassische Anwendungsgebiete der Ethik haben können, zeigt Barbara Orland für die In-Vitro-Fertilisation im Bereich der Reproduktionsmedizin. Obwohl insbesondere die Naturwissenschaften von ihrem Wissenschaftsverständnis her ästhetische Standards ablehnen, kann Orland zeigen, dass in diesem Anwendungsfeld die vermeintliche „Qualität“ der Embryonen nachweislich auch über ästhetische (Normalitäts-)Standards, etwa über die symmetrische Form der zellulären Struktur, festgestellt wird.¹²¹

Hinzu kommt eine weitere Form epistemologischer Prägung, die besonders auf die technische Vermitteltheit von Wahrnehmungsinhalten abzielt. Am Beispiel von Produkten aus Techniken der Visualisierung in medizinischer und allgemein wissenschaftlicher Forschung haben die beiden Wissenschaftshistoriker Barbara Orland und David Gugglerli das Konzept der Normalisierung als eine Überführung von Inhalten in einen Rahmen gesellschaftlicher Akzeptanz diskutiert.¹²² Normalisierung von Techniken und Verfahren, sowie von deren jeweiligen Produkten, zielt also auf einen Moment sozialer Unauffälligkeit und kommunikativer Selbstverständlichkeit: Prozesse, Verfahren, Techniken oder deren Produkte werden als normal wahrgenommen, wenn ihnen ein bestimmter, verhältnismäßig hoher Grad an gesellschaftlicher Akzeptanz, verbunden etwa mit einer Institutionalisierung des Sachverhalts, zukommt. Bruno Latour kommentiert diese latente Gefahr unter dem Stichwort der „Janusköpfigkeit der Wissenschaft(sproduktion)“: Auf der einen Seite gibt es demnach eine Form der „science-in-the-making“, auf der anderen Seite die „ready-

¹¹⁹ GOULD, Stephen Jay: Ladders and cones: Constraining evolution by canonical icons, in: SILVERS, Robert B. (Hg.): Hidden histories of science, New York: New York Review Books 1995, 37-67, 41 f.

¹²⁰ Vgl. PÖRKSEN, Uwe: Weltmarkt der Bilder. Eine Philosophie der Visiotype, Stuttgart: Klett-Cotta 1997.

¹²¹ Vgl. ORLAND, Barbara: Repräsentation von Leben. Visualisierung, Embryonenmanagement und Qualitätskontrolle im reproduktionsmedizinischen Labor, in: HINTERWALDNER, Inge, BUSCHHAUS, Markus (Hgg.): The picture's image. Wissenschaftliche Visualisierung als Komposit, München: Fink 2006, 222-242.

¹²² Vgl. ORLAND, Barbara, GUGGERLI, David: Einführung, in: Dies. (Hgg.): Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit, Zürich: Chronos 2002, 9-16, bes. 10.

made-science“¹²³. Auch wenn also Wissenschaft als fertiges Produkt und verpacktes Wissen verkauft wird, arbeiten die Teilnehmenden am Prozess der Wissensproduktion der Überlegung entsprechend, dass das Wissen als etwas im Entstehen Begriffenes betrachtet wird.¹²³ Die betreffenden Verfahren oder Ergebnisse rücken damit epistemologisch in den Rang eines unauffälligen Gemeinguts, dessen mögliche Kontingenz systematisch unsichtbar zu werden scheint: Ihre instrumentellen, technisch-bedingten Voraussetzungen verschwinden damit gleichzeitig. Lara Huber zeigt, dass dieser sozialen Ebene von Normalität als sozialer Akzeptanz, die sich vornehmlich auf die epistemologischen Produkte der verschiedenen Diskurse bezieht, eine weitere Ebene vorgeschaltet werden muss. Hier stehen die normalistischen Formen und Etablierungsprozesse wissenschaftlicher Standards, Referenzgrößen und Verfahren im Vordergrund. Die hier angesprochene Normalisierung vollzieht sich im Sinne einer empirischen Durchschnittsbildung etwa in den bildgebenden Verfahren der Neurowissenschaften, wenn zum Vergleich verschiedener einzelner Daten eine Referenzgröße der Datensätze, etwa in Form des sog. ‚Referenzgehirns‘, notwendig ist: „An die räumliche Transformation bzw. Normalisierung auf dieses Standardhirn schließt sich in der Regel zudem eine räumliche ‚Glättung‘ der Datensätze an, um verbleibende interindividuelle Unterschiede auszugleichen. Die Normalisierung nach Maßstäben der verfahrenstechnologischen Qualitätssicherung zeichnet sich im Gegensatz zur Normalisierung der ersten Ebene dadurch aus, dass die Referenzsysteme, auf die hierbei rekurriert wird, selbst experimentellen Räumen entstammen und als deren Produkte ebenfalls den Mechanismen wissenschaftlicher Standardisierung unterworfen sind. Referenzsysteme beruhen folglich entweder auf Erhebungen statistischer Normalität oder haben wie im Falle der ‚Standardgehirne‘ über die Bereitstellung von uniformer Referenzialität Anteil an der Erzeugung von ‚Normalität‘.“¹²⁴ Normalität muss somit als eine ontologische, aber epistemologisch wichtige Fiktion verstanden werden.¹²⁵ Sie wird als ontologische Fiktion verstanden, weil im Bereich der empirisch-verfahrenen Wissenschaften Maßstäbe von Normalität oftmals unterschiedlich und auch problematisch gewonnen werden und insofern gerade nicht auf einem festen ontologischen Fundament beruhen: Wenn etwa für psychologische Tests und deren Validierung normative ‚Samples‘ aufgestellt wer-

¹²³ Vgl. LATOUR, Bruno: *Science in Action: How to Follow Scientists and Engineers through Society*, Milton Keynes: Univ. Press 1987.

¹²⁴ HUBER, Lara: Operationalisierung – Standardisierung – Normalisierung. Die Produktion und Visualisierung von Daten in der kognitiven Neurowissenschaft, in: DUMBADZE, Devi et al. (Hgg.): *Erkenntnis und Kritik. Zeitgenössische Positionen*, Bielefeld: transcript 2009, 167-192, bes. 179.

¹²⁵ Vgl. HUBER, Lara: Norming Normality: On Scientific Fictions and Canonical Visualisations, in: *Medicine studies* 3 (2011), 41-52, bes. 42 f. Normalität wird hier als ontologische Fiktion verstanden, weil im Bereich der empirisch-verfahrenen Wissenschaften Maßstäbe von Normalität oftmals unterschiedlich und auch problematisch gewonnen werden: Wenn etwa für psychologische Tests und deren Validierung normative ‚Samples‘ aufgestellt werden müssen, werden diese als hochgradig repräsentativ angesehen. Im anatomischen Bereich wird der ‚normale‘ Körper hingegen zugänglich über post-mortem-Untersuchungen, und die Frage stellt sich, welche der wissenschaftlichen Ansätze hier eine epistemisch höherwertigere Realisierung von Normalität darstellt.

den müssen, werden diese als hochgradig repräsentativ angesehen. Im anatomischen Bereich wird der ‚normale‘ Körper hingegen zugänglich über post-mortem-Untersuchungen, und die Frage stellt sich, welche der wissenschaftlichen Ansätze hier eine epistemologisch höherwertigere Realisierung von Normalität darstellt. Der Bezug auf Normalität als einer ontologischen Fiktion schließt auch die Anerkennung der Tatsache ein, dass es Normalität nicht als Entität in der Welt selbst gibt. Dennoch ist es wichtig anzumerken, dass (wissenschaftliche) Inanspruchnahmen des Begriffskonstrukts oftmals sehr hilfreich, wenn nicht gar unumgänglich sind: Allgemein machen wissenschaftliche Referenznormen Daten überhaupt erst vergleichbar und stellen darüber hinaus uniforme Referenzstandards zur Verfügung. Diese Überlegungen lassen weitreichende Schlüsse zu einer Epistemologie der (statistischen) Normalität zu: Zunächst kann – beinahe kontraintuitiv – festgehalten werden, dass der jeder Normalitätsbestimmung zugrunde liegende Akt des Zählens den Beobachter nicht vollständig neutral jenseits des Objekts platziert, sondern ihn wesentlich auch in das Ergebnis mit einbezieht. Der „God-Trick“ als Beobachtungsperspektive ist eine Illusion.¹²⁶ So erhält auch die Tatsache, was (also nicht nur: wie viel) gezählt wird, wer zählt, was nicht gezählt wird, eine eminente Bedeutung und büßt den Nimbus der Objektivität ein.¹²⁷ Zwar ist die statistische Mathematik eine Sprache, die nicht schlechter oder besser als andere die Welt beschreibt, der aber dennoch ein prominenter Platz zugesprochen wird, wenn eine privilegierte Zugriffsform auf die Welt benötigt wird. Demgegenüber muss betont werden, dass auch statistische Mathematik und ihr Anspruch auf Objektivität keine Wahrheitsfragen klärt, sondern ein Deutungsangebot unterbreitet, das mit ersterem dennoch häufig verwechselt wird. T. M. Porter hat diese Verschiebung von Objekten als wahren Objekten hin zur Objektivität, also der Zurückhaltung des Beobachters im Kontext einer Geschichte sozial-historischer Errungenschaften beschrieben.¹²⁸

Insbesondere die dabei angewendeten Kategorien, etwa die Normalverteilungskurve, werden dem epistemologischen Status der reinen Beschreibung somit nicht mehr gerecht, sie wenden vielmehr eine Form auf die Beobachtung der Welt an, die sie zu Werkzeugen der konstruktiven Welt-Schaffung werden lässt.¹²⁹ Da die sozio-kulturelle Welt, innerhalb derer Statistiken entstehen, kaum als harmonisch oder homogen zu beschreiben ist, haben Statistiken aufgrund ihrer mathematischen Referenz aber auch die Möglichkeit, in verschiedenen Kontexten gelesen zu werden und auf diese Art verschiedene Interpretationen zu erfahren und in andere Interessenszu-

¹²⁶ Vgl. HARAWAY, Donna: *Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature*, London: Free Association Books 1991, 191.

¹²⁷ Vgl. RUDINOW Saetnan, Ann, MORK LOMELL, Heidi, HAMMER, Svein: *By the very Act of Counting. The Mutual Construction of Statistics and Society*. Introduction, in: Dies. (Hgg.): *The Mutual Construction of Statistics and Society*, Routledge: Chapman & Hall 2010, 1-17, bes. 1 ff.

¹²⁸ Vgl. PORTER, Theodore M.: *The Rise of Statistical Thinking 1820-1900*, Princeton: Univ. Press 1986.

¹²⁹ Vgl. DESROSIÈRES, Alain: *The Politics of Large Numbers: A History of Statistical Reasoning*, Cambridge: Univ. Press 1998.

sammenhänge eingebunden zu werden. Statistik kann so als Hilfsmittel aufgefasst werden, Interessen über Grenzen hinweg zu transportieren, verbunden immer auch mit der latenten Gefahr einer Umdeutung gegenüber der implizierten Aussage.

Über diesen wahrnehmungsbezogenen Aspekt der Normalität lässt sich zeigen, dass die semantische Spanne des Normalitätsbegriffs mehr umfasst als die „normative Kraft des Faktischen“, weil das Faktische immer nur als (bereits normalistisch geprägte) Konstruktion in Form von Beschreibungen vorliegt. So eröffnet der Normalitätsbegriff bereits ein erstes Verständnis von Kontingenz, indem er auf die Vorprägung und Konstruktion der jeweils grundgelegten Daten verweist, deren Grund dann aber eben nur noch als Zwischenstufe, nicht mehr als festes Fundament aufgefasst wird. Dies scheint auch Teil des funktionalen Mehrwerts einer normalistischen Theorie zu sein, dass sie also den Bereich des Faktischen, aus dem sich sowohl Normalität als auch die deskriptive Ebene, auf die der Naturalismus die Moral reduziert, als das Ergebnis einer Konstruktion begreift, die bereits selbst normalistisch geprägt ist. Zugleich scheint sich mit der Frage nach normalistischen Wahrnehmungsdispositionen auch jene Frage nach ebensolchen Handlungsvoraussetzungen und -bedingungen insbesondere für die Ethik zu stellen. Hier ist es mithin der Risikobegriff, der zwischen Normalität und Handlung gerade in der Moderne vermittelt, schließlich wird nur dann etwas zum Risiko, wenn es mit der vermeintlich richtigen Entscheidung hätte verhindert werden können. Die Risiko-Semantik kann als normalistische Technik aufgefasst werden: Ihre Kalkulation verleiht dem Ergebnis den Status eines Durchschnittsphänomens, an dem sich Aussagen über individuelle Risiken orientieren können.

Im (insbesondere medizinischen) Alltag kommt die Deutungskompetenz in der Regel den Experten zu, die diagnostische Daten auf einzelne Patienten beziehen müssen und diesen helfen sollen, sich selbst im weiten Feld der Normalität zu positionieren. Die Geschichte der Normalität ist somit immer schon eine Geschichte der Experten und ihrer Etablierung und Professionalisierung: Es sind Mediziner, Statistiker, Sozialwissenschaftler, Betriebswirtschaftler, Psychologen usw., die Normalitäten und Abweichungen produzieren und interpretieren, denn im therapeutischen Paradigma gilt es zu wissen, wann und wo Behandlungsbedarf besteht. Die Entscheidung muss möglichst technisch-operativ sein, um die Objektivität zu haben, die innerhalb der Profession und gegenüber anderen Professionen vertretbar ist. Man kann die Geschichte der Normalisierungsbemühungen als eine Etablierung von Professionsmacht lesen, die auf einer Rhetorik der Vertrauensbildung durch Quantifizierung, Verdattung und Objektivierung beruht. Die professionelle Wahrnehmungs- und Abbildungstechnik muss der Klientel allerdings gegen deren eigene Wahrnehmungsweisen und Erfahrungen beigebracht werden, bevor das Vertrauen in Zahlen zu einem funktionierenden Element der moralischen Ökonomie zwischen Profession und Klientel

wird. Wichtig ist dabei auch, dass Statistik als Beschreibungsgrundlage von Normalität (anders als das Argument von Link) nicht unmissverständlich ist, sondern der Interpretation und in professionellen Anwendungszusammenhängen der nicht-interessengeleiteten Erklärung bedarf¹³⁰. Zu fragen wäre also danach, wie betroffene Patienten mit angebotenen statistischen Deutungsmustern umgehen, ob sie mit anderen Worten überhaupt in der Lage sind, die erwartete rationale Selbststeuerung zu vollziehen. Häufiger scheint es sich allerdings umgekehrt zu verhalten, so dass die eigene Einordnung in die dargestellten normalistischen Orientierungslandschaften zumindest nicht problemlos erfolgt, sondern von zusätzlichen Deutungsleistungen z. B. durch den Arzt abhängt.¹³¹ Die Konzepte von Normalität und Risiko stellen aus dieser Perspektive weniger eine konkrete Hilfestellung für Betroffene, als vielmehr häufig ein sublimes Zwangsmittel dar, das über den Imperativ der Selbststeuerung erzeugt wird.

¹³⁰ Vgl. BREITSAMETER, Christof: Problems of transparent medical risk communication using the example of mammography screening, in: *The International Journal of Person Centered Medicine* 1 (2011), 782-787.

¹³¹ Vgl. WALDSCHMIDT, Anne: Risiken, Zahlen, Landschaften. Pränataldiagnostik in der flexiblen Normalisierungsgesellschaft, in: LUTZ, Petra (Hg.): *Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung*, Köln: Böhlau 2003, 95-107, bes. 99-107.

III. Wie verhalten sich Normativität und Normalität zueinander?

Die begriffliche Herkunft der ‚Normalität‘ hat bereits auf die in ihr stattfindende Verknüpfung von Normativität und Deskriptivität verwiesen. Die Tatsache, dass Normalität zum Teil direkt als Variation von Normativität verstanden wird¹³², zum Teil (so etwa bei Jürgen Link) von Normativität unterschieden wird, macht eine Verhältnisbestimmung und genauere Abgrenzung beider Begriffe notwendig. Als Doubletten-Begriff enthält Normalität demnach sowohl beschreibende als auch normierende Aspekte und es gilt das Verhältnis auszuleuchten, indem sich beide Aspekte miteinander verschränken. Bedingt die (in Kapitel III.1 noch näher zu bestimmende) Beschreibung etwa eines statistischen Phänomens dessen normative Fassung, oder nehmen auch der normierende Aspekt und die Spezifika von Normativität allgemein Einfluss auf den deskriptiven Anteil? Erschließt sich Normalität vollständig durch eine Verhältnisbestimmung beider Komponenten? Zur Klärung soll nun zunächst der Bereich der Normativität auf mögliche einflussnehmende Faktoren untersucht werden. Dazu werden drei operationalisierbare neuralgische Punkte von Normativität untersucht, nämlich das Sein-Sollen-Verhältnis, die Herstellung (sozialer) Ordnung und die Diskussion um die Relationierbarkeit von Norm und Abweichung.

III.1 Die Sein-Sollen-Dichotomie

Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt,
man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.

(Johann Wolfgang von Goethe: Naturwissenschaftliche Schriften. Die Natur [Fragment],
in: Ders.: Werke, Bd. 13, 8. Aufl. München: dtv 1981, 47.)

Mit der Grundfrage der Ethik „Was soll ich tun?“ ist immer schon eine bestimmte Qualität der Antwort vorgezeichnet. Moralische Urteile, die sich als Antwort auf diese Frage verstehen, zeichnen sich durch ihren bewertenden Charakter aus, sie geben also nicht nur an, was ist, sondern sind verbunden mit dem Anspruch, sagen zu können, was sein soll. Diese Bestimmung der Empfehlung oder Bewertung reicht zur Einordnung des moralischen Urteils allerdings noch nicht aus. Die Klasse der normativen Aussagen ist also nicht deckungsgleich mit der der moralischen Urtei-

¹³² So etwa bei PIEPER, Annemarie: Art. Norm, in: KRINGS, Hermann, BAUMGARTNER, Hans Michael, WILD, Christoph (Hgg.): Handbuch philosophischer Grundbegriffe, Bd. 4, München: Kösel 1973, 1009-1021, hier: 1009.

le. Zur genaueren Differenzierung schlägt Kant vor, normative Aussagen hinsichtlich ihrer „Ungleichheit der Nötigung des Willens“ zu unterscheiden und kommt so zu einem technischen, pragmatischen und moralischen Sinn einer normativen Aussage. Damit stehen also „Regeln der Geschicklichkeit“ (Technik) und „Ratschläge der Klugheit“ (Pragmatismus) den „Geboten der Sittlichkeit“ gegenüber. Diese sind nun näher durch ihren normativen Charakter bestimmt. Das Kriterium der Normativität wird weiterhin ergänzt durch das Kriterium der Universalität des moralischen Urteils. Der Standpunkt desjenigen, der ein moralisches Urteil fällt, ist also von einem bloß partikularen, persönlichen oder willkürlichen Standpunkt zu unterscheiden. Die konkrete Operationalisierung dieser Universalität fällt mit Blick auf die Geschichte der Ethik jedoch ausgesprochen weitläufig aus. So formuliert Kant den kategorischen Imperativ, der sich dezidiert von hypothetischen, d. h. zweckgebundenen Imperativen abgrenzt, deutlich universalistisch: „Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne“¹³³. Gleichzeitig findet sich auch im utilitaristischen Kalkül die Vorstellung einer gleichen Gewichtung der von Handlungen betroffenen Individuen, ebenso wie John Rawls zur Formulierung der Grundsätze einer gerechten Gesellschaft auf die universalistische Methodik eines „Schleiers des Nichtwissens“ verweist und auch Jürgen Habermas den Grundsatz der Universalisierung in die Prinzipien der Diskursethik aufnimmt.

Das moralische Sollen drängt sich dabei nicht in einer Weise auf, dass es als etwas dem Menschen selbst Fremdes erfahren würde, sondern kann vielmehr, wiederum mit Kant, als ein „Gesetz, welches von selbst im Gemüt Eingang findet“¹³⁴, aufgefasst werden. Autonom ist der aus Pflicht Handelnde dann insofern, als er sich als ein „aus sich selbst in seinem innersten Besten in Pflicht Genommener“¹³⁵ weiß. Wenn für das sittliche Sollen gilt, dass der Handelnde es zwar als in sich selbst wohnend, aber nicht selbstgegeben erfährt¹³⁶, bleibt auch die trennscharfe Unterscheidung von Handlungen aus Pflicht durch Einsicht in das Sittengesetz und bloßer Willkür aufrecht. Besonders zu diskutieren wäre dieser für die sittliche Norm festgestellte Umstand nun hinsichtlich seiner Tragfähigkeit für ein Verständnis moralischer Normalität.

Die Eigenheit normativen Sprechens ergibt sich zunächst aus dem Gegenbegriff, der Faktizität bzw. Deskription. Während letztere Ebenen sich beschreibend und feststellend zur Wirklichkeit verhalten, verlässt Normativität dieses rein darstellende Terrain und versucht, eine Beschreibung der Welt zu generieren, die über das Faktische hinaus artikuliert, wie die Wirklichkeit gestaltet

¹³³ KANT, Immanuel: Kritik der praktischen Vernunft, in: Ders.: Werke, Bd. 7, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000 [1788], A 54.

¹³⁴ Ebd., A 154.

¹³⁵ FURGER, Franz: Einführung in die Moraltheologie, Darmstadt: WBG 1988, 16.

¹³⁶ Vgl. die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils *Gaudium et Spes* 16: „Im Innern seines Gewissens entdeckt der Mensch ein Gesetz, das er sich nicht selbst gibt, sondern dem er gehorchen muß und dessen Stimme ihn immer zur Liebe und zum Tun des Guten und zur Unterlassung des Bösen anruft [...]“

sein soll. Normativen Ausdrucksformen wie Regeln, Normen und Werten liegen demnach Handlungsentwürfe zugrunde, die ideale Möglichkeiten des Handelns antizipieren; statt zur Realität tendieren Normen zur Idealität.¹³⁷ Allerdings kann Normativität so kein vollständiges Bild der Wirklichkeit zeichnen: Auch unter Vermeidung des naturalistischen Fehlschlusses bleibt sie auf die faktische Wirklichkeit angewiesen und muss auf diese verwiesen bleiben, um nicht in Beliebigkeit zu verfallen. Diese Tatsache, dass die Wirklichkeit der Norm widersprechen kann, wird in der normativen Strukturdichotomie von Erfüllung und Abweichung reflektiert.¹³⁸

Die Berufung auf die Natur als Schnittpunkt von Norm und Deskription innerhalb ethischer Debatten zieht in vielen Fällen und nahezu reflexartig die Unterstellung eines naturalistischen Fehlschlusses mit sich und es verwundert nicht, dass dieser noch näher zu bestimmende Figur vielfach der wenig rühmliche Status eines „Totschlag-Arguments“ eingeräumt wurde. Die Brisanz, mit der das Thema diskutiert wird, ist angesichts seiner Tragweite unmittelbar einsichtig und deutet auf ein fundamentales Ausgangsproblem der Ethik hin, nämlich die Frage nach der Herkunft, Bestimmung und der Ableitung¹³⁹ von Normen angesichts der Tatsache einer Erfahrungsumwelt. Woher stammt das normative Sollen, wenn nicht aus dem Sein, welcher andere Referenzrahmen steht möglicherweise zur Verfügung? In dieser Auseinandersetzung ist eine deutliche Zweiteilung der Theorie-Lager auszumachen. Während Normpositivisten mit der Dichotomisierung von Sein und Sollen Normen als menschliche Setzungen ausweisen, beschäftigt Naturalisten die Möglichkeit einer Verbindung beider Bereiche insofern, als sie dem Bereich der ethischen Aussagen einen eigenständigen Gegenstandsbereich absprechen und davon ausgehen, dass jede ethische Aussage auf eine naturwissenschaftliche Basis zurückgeführt werden könne.¹⁴⁰ Erstere gehen mit anderen Worten davon aus, dass es eine formallogische Deduktion einer normativen Konklusion aus rein deskriptiven Prämissen ohne Hinzufügung mindestens einer normativen Prämisse nicht möglich ist. Der ethische Naturalismus hingegen geht von moralischen Fakten als Teilen der Natur aus und anerkennt die Übertragung vom Sein auf das Sollen. Diese Übertragung ist innerhalb einer naturalistischen Argumentation möglich, weil dort von einer prinzipiellen Reduzierbarkeit des normativen Bereichs der Ethik auf den Bereich der Faktizität ausgegangen wird.

Um die Tragweite der Kritik, wie sie im naturalistischen Fehlschluss vorliegt, ausmachen zu können, müssen zunächst allerdings zwei Fragen beantwortet werden. Zum einen muss deutlich

¹³⁷ Vgl. HEISTERMANN, Walter: Das Problem der Norm, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 20, 2 (1966), 197-209, 200 f.

¹³⁸ Vgl. LÜBBE, Weyma: Der Normgeltungsbegriff als probabilistischer Begriff, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 44 (1990), 583-602, 584.

¹³⁹ Einen guten Überblick bietet MORSCHER, Edgar: Sein-Sollen-Schlüsse und wie Schlüsse sein sollen, in: KRAWIETZ, Werner, SCHELKY, Helmut, WINKLER, Günter (Hgg.): Theorie der Normen. Festgabe für Ota Weinberger zum 65. Geburtstag, Berlin: Duncker & Humblot 1984, 421-439.

¹⁴⁰ Vgl. QUANTE, Michael: Einführung in die Allgemeine Ethik, 3. Aufl., Darmstadt: WBG 2008, 110-125.

gemacht werden, worin der naturalistische Fehlschluss genau besteht, wie er sich also präzise fassen und moralphilosophisch rekonstruieren lässt, und zweitens muss festgestellt werden, in wieweit er berechtigterweise als argumentativer Fehler geführt werden kann.

III.1.1 David Hume

Denn sobald wir ins Gebiet der organischen Natur übertreten,
hört für uns alle mechanische Verknüpfung von Ursache und Wirkung auf.

(Friedrich Schelling: Ideen zu einer Philosophie der Natur, in: Bubner, Rüdiger (Hg.):
Geschichte der Philosophie, Stuttgart: Reclam 1978, 263.)

Die klassische Formulierung der Kritik am Sein-Sollen-Schluss findet sich bei David Hume. In seinem Traktat weist er zunächst der Herleitung normativer Sätze aus rein deskriptiven Sätzen den Status eines logischen Fehlschlusses zu, der in der Folgezeit oft als „Humesches Gesetz“¹⁴¹ in der Form ‚Kein Sollen aus dem Sein‘ rezipiert wurde.

„In jedem Moralsystem, das mir bisher vorkam, habe ich immer bemerkt, dass der Verfasser eine Zeit lang in der gewöhnlichen Betrachtungsweise vorgeht, das Dasein Gottes feststellt oder Beobachtungen über menschliche Dinge vorbringt. Plötzlich werde ich damit überrascht, dass mir anstatt der üblichen Verbindungen von Worten mit „ist“ und „ist nicht“ kein Satz mehr begegnet, in dem nicht ein „sollte“ oder „sollte nicht“ sich fände. Dieser Wechsel vollzieht sich unmerklich; aber er ist von größter Wichtigkeit. Dies *sollte* oder *sollte nicht* drückt eine neue Beziehung oder Behauptung aus, muss also notwendigerweise beachtet und erklärt werden. Gleichzeitig muss ein Grund angegeben werden für etwas, das sonst ganz unbegreiflich scheint, nämlich dafür, wie diese neue Beziehung zurückgeführt werden kann auf andere, die von ihr ganz verschieden sind. Da die Schriftsteller diese Vorsicht meistens nicht gebrauchen, so erlaube ich mir, sie meinen Lesern zu empfehlen; ich bin überzeugt, dass dieser kleine Akt der Aufmerksamkeit alle gewöhnlichen Moralsysteme umwerfen würde.“¹⁴²

Hume kritisiert hier die unmittelbare Übertragung von rein deskriptiven „ist“ bzw. „ist nicht“-Sätzen auf normative „sollte“ bzw. „sollte nicht“-Sätze, die er in vielen ethischen Debatten ohne

¹⁴¹ HARE, Richard M.: Language of Morals, Oxford: Clarendon Press 1952, 29, spricht von „Humes Law“.

¹⁴² HUME, David: Traktat über die menschliche Natur, übers. von LIPPS, Theodor, hg. von BRANDT, Reinhard, 2 Bde., Hamburg: Meiner-Verlag 1978 [1739], Traktat III, 1, 1, 211 (Hervorhebungen im Original).

die dazugehörige Erklärung beobachtet. Die philosophische Diskussion um das in Anschluss daran formulierte „Humesche Gesetz“ und die Unbedingtheit seiner Geltung lässt eine allzu eindeutige Lösung bzw. Interpretation allerdings nicht feststellen. Auch hier gibt es gute Gründe anzunehmen, dass Hume eine Sein-Sollen-Ableitung unter genauer Betrachtung und Erklärung der Umstände für möglich hielt und er die Ableitung eines Sollens aus dem Sein nicht in Gänze verurteilt, sondern lediglich eine jeweilige Rechtfertigung und Reflexion auf das argumentative Vorgehen einfordert.¹⁴³

Für eine genauere Bestimmung ist Humes Formulierung des naturalistischen Fehlschlusses zunächst vor dem Hintergrund seiner anti-rationalistischen Epistemologie zu sehen. Der Vernunft kommt für Hume die Aufgabe des Erkennens von Relationen zwischen den Dingen in Form wahrheitsfähiger Urteile und des Ziehens von Schlüssen aus diesen Urteilen zu.¹⁴⁴ Das moralische Urteil lokalisiert Hume in diesem Schema hingegen nicht, die sittliche Qualifizierung ergibt sich mit anderen Worten nicht aus der vernunftmäßig erfassbaren Relationierung der Dinge der Außenwelt, weshalb aus ihnen auch nicht unmittelbar auf eine normative Aussage geschlossen werden kann. Es erschöpft sich demnach auch nicht in epistemologisch-rekonstruierbaren Tatsachenbestimmungen, sondern enthält demgegenüber eine substantiell verschiedene Qualität: „Durch reine Tatsachenfeststellung ist Moral also unterdeterminiert“¹⁴⁵. Und auch im Wesen des klassischen Syllogismus findet sich dementsprechend keine weitere Möglichkeit, die Natur der Normativität zu erhellen. Im Gegensatz zu theoretischen Schlussfolgerungen, die sich in Form von Konklusionen aus wahren Prämissen ergeben, kommt der Moral dieser Erkenntnisgewinn nicht zu, zumal hier keine neuen Relationen zwischen den Dingen der Außenwelt bzw. ihren mentalen Repräsentationen generiert werden, sondern bereits bestehende Relationen und Umstände bewertet werden. Damit kann für Hume die Vernunft auch nicht länger als Ort oder Bestimmungsrahmen der Normativität gelten, er delegiert sie in der Konsequenz an die Instanz des Gefühls. Diese fundamentale Konzipierung hat Folgen auch für den naturalistischen Fehlschluss. Dem moralischen Urteil kommt angesichts dieser Zuordnung so nicht der Status einer ‚Vorstellung‘ zu, sondern eines ‚Eindrucks‘ der Lust bzw. Unlust, die Hume im Mitgefühl lokalisiert. Diese affektpsychologische Einordnung hat für den naturalistischen Fehlschluss die Folge, dass hier zunächst Humes theoretisches Interesse deutlich wird und es ihm weniger auf die logische (Un-)zulässigkeit einer Folgenrelation zwischen deskriptiven und normativen Urteilen

¹⁴³ Vgl. HAUSKELLER, Michael: Der sogenannte naturalistische Fehlschluss und seine Bedeutung für die Ethik, in: EMUNDS, Bernhard et al. (Hgg.): Vom Sein zum Sollen und zurück. Zum Verhältnis von Faktizität und Normativität, Frankfurt/M.: Haag und Herchen 2004, 206-220, 208; ebenfalls HUDSON, Donald W.: The Is-Ought-Question, London: Basingstoke 1969.

¹⁴⁴ Vgl. HUME, David: Traktat über die menschliche Natur, übers. von LIPPS, Theodor, hg. von BRANDT, Reinhard, 2 Bde., Hamburg: Meiner-Verlag 1978 [1739], Traktat III, 1, 1, 204.

¹⁴⁵ MÜLLER, Jörn: Ist die Natur ethisch irrelevant? Zur Genealogie des naturalistischen Fehlschlusses, in: NISSING, Hanns-Gregor (Hg.): Natur. Ein philosophischer Grundbegriff, Darmstadt: WBG 2010, 99-114, 101.

ankommt, sondern eher auf das psychologische Argument, dass die faktische Möglichkeit des naturalistischen Fehlschlusses gerade auf die falsche Einordnung des moralischen Urteils in den Hoheitsbereich der Vernunft und nicht im Mitgefühl hinweist.¹⁴⁶ Humes argumentative Stoßrichtung scheint sich angesichts dieses Befunds also gegen einen kognitivistischen Realismus und die damit verbundene Annahme rationaler Rekonstruierbarkeit sittlicher Urteile als bloßer Tatsachenfeststellung zu richten. Die rationalistische Vorstellung einer Ethik, die auf der Vernunft basiert, wird von Hume damit in ihre Schranken gewiesen, wenn er zugleich annimmt, dass menschliche Moral weniger in einer (ihm in dieser Formulierung noch unbekanntem) Kantischen Vernunftnatur des Menschen, als vielmehr in seiner Affekt- bzw. Mitgefühlsmöglichkeit fundiert ist.¹⁴⁷ Diese Zuordnung bringt es darüber hinaus mit sich, dass Hume die Sittlichkeit einer Handlung stets nur vor dem Hintergrund seines Konzepts menschlicher Affektnatur sieht und ihr demgegenüber gerade nicht die Form eines Naturgesetzes zugesteht.¹⁴⁸

Es ist also gerade diese Motivation, die die Formulierung des naturalistischen Fehlschlusses durch Hume weniger als Bearbeitung der Sein-Sollen-Kluft ausweist. Zieht man sein affektpsychologisches Gesamtkonzept in die Betrachtung mit ein, zeigt sich der harte Bruch zwischen Moral bzw. Normativität auf der einen und Natur bzw. Deskription auf der anderen Seite nicht nur als nicht anvisiert, vielmehr rückt damit auch Humes Konzept selbst in die Nähe eines ethischen Naturalismus¹⁴⁹, da seine Vorstellung von affektbasierter Sittlichkeit wesentlich naturalistische Züge aufweist. Allerdings ist mit dieser Bestimmung bei weitem noch keine Absage an die logische Möglichkeit der Formulierung des naturalistischen Fehlschlusses und damit an die Unmöglichkeit einer Deduktion des Sollens aus dem Sein erteilt. Zum Nachweis dieses Bestands stellt George Edward Moores Auffassung des naturalistischen Fehlschlusses einen neben Hume sehr prominenten Versuch dar, zu zeigen, dass normative Prädikate nicht auf einen bloß deskriptiven Inhalt reduziert werden können.

¹⁴⁶ Vgl. MERCER, Philip: *Sympathy and Ethics. A study of the relationship between sympathy and morality with special reference to Hume's Treatise*, Oxford: Clarendon Press 1972.

¹⁴⁷ Vgl. MÜLLER, Jörn: *Ist die Natur ethisch irrelevant? Zur Genealogie des naturalistischen Fehlschlusses*, in: NISSING, Hanns-Gregor (Hg.): *Natur. Ein philosophischer Grundbegriff*, Darmstadt: WBG 2010, 99-114, 103.

¹⁴⁸ Vgl. HUME, David: *Traktat über die menschliche Natur*, übers. von LIPPS, Theodor, hg. von BRANDT, Reinhard, 2 Bände, Hamburg: Meiner-Verlag 1978 [1739], III, 2, 1, 227.

¹⁴⁹ Vgl. KEMP, John: *Ethical Naturalism: Hobbes and Hume*, London: Macmillan 1970.

III.1.2 George Edward Moore

Auch der vernünftigste Mensch bedarf von Zeit zu Zeit wieder der Natur,
das heißt seiner unlogischen Grundstellung zu allen Dingen.

(Friedrich Nietzsche: Werke, Bd. 1, Menschliches, Allzumenschliches,
6. Aufl., Frankfurt/M.: Ullstein, 1969, 470.)

George Edward Moores Modellierung des naturalistischen Fehlschlusses ist einzuordnen in eine metaethische Betrachtung der grundlegenden Frage: Was ist gut?¹⁵⁰ Sein Augenmerk liegt dabei nicht so sehr auf einer extensionalen Richtung und damit dem Versuch, den Bereich des Guten abzustecken, sondern auf einer intensionalen Betrachtung und der Frage des gemeinsamen Nenners aller guten Dinge.¹⁵¹ Moore legt großen Wert darauf, die intuitive Erkenntnis des Guten in den Vordergrund zu stellen, da ‚gut‘ als einfacher Begriff diesen direkten Zugang erlaube bzw. fordere. Diese Festlegung bringt es im Umkehrschluss mit sich, dass einfache Begriffe gerade aufgrund ihrer unmittelbaren Einsichtigkeit nicht in dem Sinne expliziert werden können, dass sie durch andere ersetzt oder ausgefaltet werden können: So wenig wie eine sekundäre Qualität wie ein Farbeindruck erklärt werden kann, so kann für Moore auch der Inhalt des Begriffs ‚gut‘ kaum anders als tautologisch verständlich gemacht werden.¹⁵² Damit beruft sich Moore jedoch gerade nicht auf den subjektivistischen Standpunkt eines metaethischen Non-Kognitivismus, sondern weist konträr zu Hume dem Guten den Status einer Universalie und ethischen Urteilen damit die Zuordnungsmöglichkeit an Wahrheitswerte zu.¹⁵³ Aus dieser Theorielage ergibt sich dann auch Moores Kritik des naturalistischen Fehlschlusses, den er nahezu jeder Ethikkonzeption anlastet, die den einfachen Charakter des Begriffs ‚gut‘ nicht berücksichtigt: Dieser Fehlschluss liegt für Moore immer dann vor, wenn der einfache Begriff ‚gut‘, der per definitionem nicht definiert werden kann, eben doch zu definieren oder begrifflich zu ersetzen versucht wird. Frankena bezeichnet Moores Konzept des naturalistischen Fehlschlusses in diesem Sinne auch als „definitionistischen“¹⁵⁴ Fehlschluss. Als einfacher, nicht-natürlicher, ebenso wie nicht-metaphysischer Begriff schließt ‚gut‘ demnach eine anderweitige Identifikation aus. Klassische Versuche, die nach Moore in das Messer des naturalistischen Fehlschlusses laufen und ‚gut‘ durch

¹⁵⁰ Vgl. MOORE, George Edward: *Principia Ethica*, erw. Ausgabe, hg. von WISSER, Burkhard, Stuttgart: Reclam 1996, §86, 204.

¹⁵¹ Vgl. MÜLLER, Jörn: Ist die Natur ethisch irrelevant? Zur Genealogie des naturalistischen Fehlschlusses, in: NISSING, Hanns-Gregor (Hg.): *Natur. Ein philosophischer Grundbegriff*, Darmstadt: WBG 2010, 99-114, 106.

¹⁵² Vgl. MOORE, George Edward: *Principia Ethica*, erw. Ausgabe, hg. von WISSER, Burkhard, Stuttgart: Reclam 1996, §7, 36 f.

¹⁵³ Vgl. Ebd., §121, 276.

¹⁵⁴ FRANKENA, William K.: The Naturalistic Fallacy, in: FOOT, Philippa (Hg.): *Theories of Ethics*, Oxford: Univ. Press 1976, 50-63, 57.

andere Prädikate zu ersetzen suchen, stellen beispielsweise die utilitaristische Glücksprogrammatische, die hedonistische Lust aber auch der evolutionistische Naturalismus mit seinem Versuch, ‚gut‘ durch ‚besser angepasst‘ oder ‚höher entwickelt‘ zu ersetzen¹⁵⁵, dar. Man kann also nur schwerlich der Logik einer solchen Auffassung folgen, „dass wir uns in Richtung der Evolution bewegen sollen, bloß weil es die Richtung der Evolution ist“¹⁵⁶. Wird Moores Argumentation weitergedacht, scheint sich auch der begründungstheoretische Rahmen und das Anliegen Moores, den wissenschaftlich autonomen Status der Ethik zu verteidigen, näher zu verdeutlichen: Denn gerade die Zulassung einer Definition von ‚gut‘ würde diesen Status zugunsten einer willkürlichen, externen Funktionalisierung gefährden, ein Konzept empirisch arbeitender Naturwissenschaften könne demnach den Kern ethischer Theorie von außen festlegen. Um einen entsprechend unzulässig aufzufassenden Übergriff anderer Bezugssysteme zu vermeiden, beruft sich Moore bei der Bestimmung des Guten also auf eine Begriffskonzeption, die dem Guten wie oben angedeutet den Status einer Universalie zuweist. Dieser Genusbegriff ist somit eine Anlehnung an Platons Ideenlehre, wenn nämlich auch Moore voraussetzt, dass kein übergreifendes Kriterium von Gutheit existiert, und alle guten Dinge mit anderen Worten keine gemeinsamen Eigenheiten aufweisen bis eben auf die, gut zu sein.¹⁵⁷ Die Problemlage für eine solche Bestimmung kann jedoch bereits bei Aristoteles formuliert gefunden werden, der auf die Schwierigkeit des Transfers von univokem Begriffskonstrukt auf ein konkretes Seinsphänomen hinweist. Diese kann ohne Hinzunahme weiterer Prämissen zum einen kaum bewerkstelligt werden, zum anderen muss nach Aristoteles ohnehin vielmehr davon ausgegangen werden, dass eine Bestimmung des Guten gerade nicht univok vorgenommen werden kann und sich das Gute immer nur als Gutheit eines konkreten Trägers zeigt.¹⁵⁸ Eine entsprechende Modifizierung seiner These, die er in späteren Werken deutlicher fasst, deutet Moore bereits in *Ethics* an und spekuliert über die Möglichkeit, zwar einerseits weiterhin von der Annahme einer Beschreibung des Guten auszugehen, die alle guten Dinge lediglich über ihre Gutheit klassifiziert, gleichzeitig aber auch auf „Bestandteile verweisen [zu können], auf welche ihre gute oder schlechte Qualität basiert“¹⁵⁹. Er spezifiziert seinen Begriff des Guten daraufhin, indem er von objektiven, intrinsisch guten Dingen spricht, denen ein „Wert an sich“ zuzugestehen sei.¹⁶⁰ Diese Gutheit ist für Moore eine nicht-natürliche Eigenschaft, die

¹⁵⁵ Vgl. MOORE, George Edward: *Principia Ethica*, erw. Ausgabe, hg. von WISSER, Burkhard, Stuttgart: Reclam 1996, §31, 88 ff.

¹⁵⁶ Ebd., §34, 98, Hervorhebung im Original.

¹⁵⁷ Vgl. ebd., §83, 198.

¹⁵⁸ Vgl. ARISTOTELES: *Nikomachische Ethik*, übers. und hg. von WOLF, Ursula, 3. Aufl., Hamburg: Rowohlt 2011, I, 4.

¹⁵⁹ MOORE, George Edward: *Grundprobleme der Ethik*, hg. von PIEPER, Annemarie, München: Beck 1975, 145.

¹⁶⁰ Vgl. MOORE, George Edward: *A Reply to my Critics*, in: SCHILPP, Paul A. (Hg.): *The Philosophy of George Edward Moore*, New York: University Press 1942, 554.

im Gegensatz zu natürlichen Eigenschaften gerade keinen deskriptiv fassbaren Bestimmungswert liefert.¹⁶¹

Für den naturalistischen Fehlschluss und die Annahme einer Sein-Sollens-Kluft ist diese Einschätzung insofern erstaunlich, da nun trotz der Unmöglichkeit, ‚gut‘ deskriptiv zu definieren, gleichzeitig die Möglichkeit eingeräumt wird, Zuschreibungsbedingungen der Gutheit zu formulieren, die wiederum die Thematisierung damit verwobener natürlicher Spezifika einschließen. Mit anderen Worten: Moore nimmt in Ausarbeitung seine These vom naturalistischen Fehlschluss und der Bestimmung des intrinsischen Wertes der Gutheit, die indirekt aus natürlichen Eigenschaften folgt, konsequent eine Verletzung des Humeschen Gesetzes in Kauf, die für unsere Argumentation belegt, dass auch Moores These letztlich selbst Hinweise auf eine eher naturalistische Konzeption zu entnehmen sind.¹⁶² Die einschlägige Betonung einer trennscharfen Sein-Sollens-Kluft ist aus dieser Perspektive zunächst also mit Vorsicht zu genießen, auch wenn gerade mit Blick auf mögliche Theorieschlüsse sinnvoll zu ihren Gunsten zu plädieren wäre. Diese Möglichkeit der Aufrechterhaltung des naturalistischen Fehlschlusses ließe sich, so bleibt zunächst und angesichts der wieder in den Naturalismus mündenden Argumente Humes und Moores vermuten, nur als axiomatische Setzung durchhalten.¹⁶³

¹⁶¹ Vgl. ebd., 603.

¹⁶² Vgl. MÜLLER, Jörn: Ist die Natur ethisch irrelevant? Zur Genealogie des naturalistischen Fehlschlusses, in: NISSING, Hanns-Gregor (Hg.): *Natur. Ein philosophischer Grundbegriff*, Darmstadt: WBG 2010, 99-114, 112.

¹⁶³ Vgl. FRANKENA, William K.: *The Naturalistic Fallacy*, in: FOOT, Philippa (Hg.): *Theories of Ethics*, Oxford: Univ. Press 1976, 50-63, 51.

III.1.3 Der normative Gehalt des ‚naturalistischen Fehlschlusses‘

Das Besondere unterliegt ewig dem Allgemeinen; das Allgemeine hat ewig sich dem Besonderen zu fügen.

(Johann Wolfgang von Goethe: Maximen und Reflexionen, in: Ders.: Werke, Bd. 12, 9. Aufl., München: dtv 1981, 339.)

Der Hinweis auf die Ebene des Gefühls in der Frage des Werturteils führt darüber hinaus zu der Frage, inwieweit die sich in der Sein-Sollen-Kluft andeutende substantielle Trennung von Faktizität und Normativität eine berechtigte Zergliederung unserer Erfahrungswirklichkeit wiedergibt. Michael Hauskeller argumentiert, dass es sich vielmehr so zu verhalten scheint, dass das Konstrukt des naturalistischen Fehlschlusses von einer Prämisse ausgehe, deren Gültigkeit zumindest angezweifelt werden kann, dass es nämlich überhaupt möglich ist, zwischen Deskription und Normativität in allen Fällen sauber zu trennen.¹⁶⁴ Das Sollen ist vielmehr bereits immer schon so ins Sein verwoben, dass eine methodische Trennung eine elementare Beschaffenheit unseres Daseins negiert und auf die Wichtigkeit hinweist, die Ebene der Deskription als Beschreibung, und eben nicht als Direktzugriff auf das Sein zu verstehen (s. dazu auch Kap. IV).¹⁶⁵ Bereits der Versuch reiner Deskription – Hauskeller verweist beispielhaft auf die Haltung in der Embryonenforschung, einen Embryo in der Frühphase der Entwicklung etwa als einen ‚Zellhaufen‘ zu beschreiben, oder auch auf die cartesianische Tradition, Tiere als bloße Maschinen einzustufen – zeigt bereits, dass gerade der Versuch, die Wirklichkeit wertfrei zu beschreiben, eine normative Aussage umso mehr herausfordert und dementsprechend als Defizit erscheinen muss: Angesichts der jeweiligen Deskription scheint es nach Hauskeller immer doch gleichzeitig evident, den Embryo auch in seinen frühen Stadien als einen Menschen im Werden zu bezeichnen und auch für diese Sicht einen Anhaltspunkt in der beschriebenen Wirklichkeit aufweisen zu können. Auch die faktische Möglichkeit, Tiere (wie auch Menschen) mechanistisch rekonstruieren zu können, müsse ergänzt werden durch die Einsicht, dass jede vermeintliche Tatsache nur eine unvollständige Beschreibung leistet, und mithin dazu tendiert, eine partielle Wahrheit als alleinige Beschreibungsperspektive auszugeben und deren Deutungshoheit (denn es scheint nur mit größeren Zugeständnissen verbunden möglich, Beschreibung aperspektivisch und entsprechend intentionsun-

¹⁶⁴ Vgl. HAUSKELLER, Michael: Der sogenannte naturalistische Fehlschluss und seine Bedeutung für die Ethik, in: EMUNDS, Bernhard et al. (Hgg.): Vom Sein zum Sollen und zurück. Zum Verhältnis von Faktizität und Normativität, Frankfurt/M.: Haag und Herchen 2004, 206-220.

¹⁶⁵ Vgl. OETTINGEN-WALLERSTEIN, Maximilian: Humes These. Ein Klärungsversuch in der Sein-Sollens-Debatte, Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, 167-171.

gebunden zu denken) zu protegieren.¹⁶⁶ Die konzeptionelle Anordnung, die der naturalistische Fehlschluss kritisiert, dass das Sollen gelegentlich aus dem Sein abgeleitet wird, ist angesichts dieser Betrachtung nicht nur angesichts seiner logischen Folgebeziehung zu hinterfragen, sondern auch mit Blick auf die Vorgängigkeit der Faktizität, die der naturalistische Fehlschluss gegenüber der Normativität annimmt. Wenn beide Elemente hingegen immer nur zirkulär und lebensweltlich amalgamiert gedacht werden können, lässt sich die Forderung des naturalistischen Fehlschlusses nicht in der geforderten Trennschärfe aufrechterhalten, ohne dass er seine methodische Berechtigung verliert.

Wie ist diese normative Aufgeladenheit jeglicher Beschreibung der Wirklichkeit, als dem einzigen Zugangsweg zur Ebene der Faktizität, näher zu bestimmen, und welche Relevanz hat sie für die Integration des naturalistischen Fehlschlusses in eine normative Theorie der Normalität? Wir haben bereits gesehen, dass Hume den Sein-Sollen-Schluss vor dem Hintergrund eines moralischen Realismus formuliert. Er integriert mit anderen Worten die Vorstellung einer zweiwertigen Logik moralisch wahrer oder falscher Aussagen und es bleibt zu fragen, ob diese Annahme der Wahrheitsfähigkeit moralischer Aussagen zutrifft. Kann Moral dann, mit anderen Worten, auch epistemologisch, in Anlehnung an eine Form von Wissen gefasst werden? Für diese Annahme scheint zu sprechen, dass wir kaum umhin können, die moralische Bewertung von Handlungen als in der Wirklichkeit begründet anzusehen. Oft haben gerade moralische Gefühle einen starken Evidenzcharakter: Unser Gefühl bestätigt demnach die objektive Tatsache und findet in ihr ihren berechtigten Grund. Seine moralische Wirksamkeit büßt das Evidenzmoment jedoch angesichts von intersubjektiven Differenzen ein. Lässt sich dann objektiv entscheiden, ob die moralische Entrüstung des einen angesichts etwa der Sterbehilfe als gerechtfertigt erscheint, wenn diese für eine Gruppe anderer Menschen als zu Ende gedachte Autonomie als moralisch einwandfrei empfunden wird? In der Tat scheint es so, dass einige Handlungen, überindividuell und kulturübergreifend, unter ein eindeutiges moralisches Verdikt fallen. Handlungen wie beispielsweise Folter, Mord und Verrat fallen in diese Kategorie und scheinen den Ansatz des moralischen Realismus zu untermauern. Diese suggestive Eindeutigkeit bekommt bei genauerer Betrachtung jedoch Risse. Aus der Tatsache, dass etwa Mord allgemein moralisch verurteilt wird, ist noch kein Schluss auf die objektive Gültigkeit dieser Evidenz möglich, da der Mord als Tatbestand bereits eine normative Präjudizierung in sich trägt. Er lässt sich semantisch als Tötung (deskriptiv) aus niederen Beweggründen (normativ) rekonstruieren. Von entsprechenden mitgedachten Prämissen losgelöst zeichnet sich ein weniger einfach zu lösender Sachverhalt ab: Dass die Tötung etwa aus

¹⁶⁶ Vgl. HAUSKELLER, Michael: Der sogenannte naturalistische Fehlschluss und seine Bedeutung für die Ethik, in: EMUNDS, Bernhard et al. (Hgg.): Vom Sein zum Sollen und zurück. Zum Verhältnis von Faktizität und Normativität, Frankfurt/M.: Haag und Herchen 2004, 206-220, 210 f.

Habgier moralisch verwerflich ist, mag eindeutig sein, wie steht es aber um die Klassifikation von Tötungshandlungen in anderen Kontexten? Sind Tötungshandlungen in Form von Abtreibungen oder der Schlachtung von Tieren zu verurteilen? Wenn sich das Gefühl der moralischen Falschheit einer Handlung aufdrängt, stellt sich uns diese Falschheit ganz analog einer Tatsache dar, sie erscheint zwar nicht als Derivat der Erfahrung, aber doch natürlich in dem Sinne, dass sie für unsere Orientierungen in der Welt unhintergebar ist. Für die Problemlage des naturalistischen Fehlschlusses scheint sich mit dieser Einsicht die Relevanz der Opposition von Sein und Sollen zu verschieben: Wenn die als Tatsachen empfundenen Überzeugungen angesichts konfligierender Ansichten nicht mehr die Frage nach dem realen Korrelat der Überzeugungen in den Fokus rücken, deutet sich eine Verschiebung der Sein-Sollens-Problematik auf die Kluft zwischen Sollen und Sollen, und damit den verschiedenen Begründungsformen der Moral an.¹⁶⁷ Mit dieser Ausrichtung auf Begründungsfragen hat sich die Ethik gewissermaßen der Rationalität als Chiffre für Kohärenz, Konsistenz, Überprüfbarkeit bzw. Universalisierbarkeit verschrieben. Ein naturalistischer Fehlschluss müsste vor diesem Instrumentarium also genau dann auszumachen sein, wenn in einer Argumentation, die den Anspruch auf Rationalität behauptet, eine normative Konklusion ohne zumindest implizite Prämissen und lediglich auf Grundlage explizit deskriptiver Prämissen zustande kommt. Eine solche Feststellung erweist sich jedoch als kompliziert, insbesondere in dem Fall, dass die normativen Prämissen indirekt vorliegen, beispielsweise im Begriff der Natur, der sehr schnell als bloße biologische Kategorie aufgefasst werden kann. Oder etwas konkreter: Wenn über den moralischen Status des Embryos diskutiert wird, kommen unterschiedliche Vorschläge zum Tragen, die den Beginn der Menschenwürde mit der Befruchtung oder der Nidation als biologisch objektivierbaren Grenzmarken ausmachen. Wären diese Aussagen also bereits als Formen des naturalistischen Fehlschlusses zu verstehen? Ein Urteil darüber wäre abhängig vom Stellenwert der empirischen Basis: Hier scheint Einigkeit darüber zu bestehen, dass die biologischen Fakten selbst, die wir zur Begründung der Schutzwürdigkeit heranziehen, nicht ausschlaggebend für die letztlich normative Konklusion sind, und sich die Menschenwürde entsprechend nicht aus biologischen Kenntnissen deduzieren lässt. Vielmehr setzt eine solche Diskussion anthropologische, theologische oder philosophische Vorentscheidungen über den Menschen voraus, ohne dabei gleichzeitig von der biologischen Rückbindung (nicht als Letztbegründung, sondern als im Diskurs notwendige Verobjektivierungsform) zu dispensieren. Würde in den erwähnten Debatten bereits die bloße Bezugnahme auf biologische Konzepte einen naturalistischen Fehlschluss implizieren, stünde nahezu jede normative Aussage unter diesem Verdacht.

¹⁶⁷ Vgl. HAUSKELLER, Michael: Der sogenannte naturalistische Fehlschluss und seine Bedeutung für die Ethik, in: EMUNDS, Bernhard et al. (Hgg.): Vom Sein zum Sollen und zurück. Zum Verhältnis von Faktizität und Normativität, Frankfurt/M.: Haag und Herchen 2004, 206-220, 219 f.

Ein wirklicher naturalistischer Fehlschluss allerdings liegt dann (und ganz analog zu Hume) vor, wenn tatsächlich aus einem reinem Sein ein kategorial zu unterscheidendes Sollen deduziert würde; Eva-Marie Engels spricht mit Blick auf diese unzulässige Ableitung von ‚Reduktion‘, im Gegensatz zur oben genannten zulässigen Form der ‚Bezugnahme‘.¹⁶⁸ Vor diesem Hintergrund bleibt der Schluss von beschreibenden zu wertenden Aussagen und Urteilen gültig, wenn die Übertragung methodisch kontrolliert geschieht. Ist dies nicht der Fall, sprächen gerade die Bemühungen um eine Invisibilisierung dieser Übertragung für eine abzulehnende Form des Fehlschlusses.

III.1.4 Der normative Gehalt des ‚normalistischen Fehlschlusses‘

Im Durchschnitt ist man kummervoll, und weiß nicht,
was man machen soll.

(Wilhelm Busch: Balduin Bählamm, der verhinderte Dichter, in: Ders.: Was beliebt ist auch erlaubt, Sämtliche Werke II, hg. von Rolf Hochhuth, 12. Aufl., Gütersloh: Bertelsmann 2008, 497.)

Wenn der naturalistische Fehlschluss bislang nur in den begrifflichen Grenzen der Normativität diskutiert wurde, soll es nun in einem zweiten Schritt darum gehen, seine spezifische Logik auch für das Feld der Normalität zu beleuchten. So soll plausibilisiert werden, dass die Übertragungsfikturen und elementaren Begründungsschemata der Normativität auch ganz analog im Bereich der Normalität zu entdecken sind. Dazu ist zunächst ein Exkurs in die begriffshistorische Entwicklung der Normalität notwendig.

Der Begriff "norma", analog zum griechischen *κωνών* wurde als Großvokabel im Sinne von ‚Maßstab‘ oder ‚Regel‘ ursprünglich in der Architektur verwendet, hier steht er für zwei bei der Konstruktion von Gebäuden verwendete Werkzeuge: Das Winkelmaß und die Richtschnur.¹⁶⁹ Beide Instrumente waren darauf ausgelegt, die Umsetzung der jeweiligen Konstruktionsregeln in die Praxis zu gewährleisten. In der ursprünglichen Bedeutung sind demnach das normative (technische) Moment, d. h. die Errichtung eines Gebäudes mittels der Norma und das deskriptive Moment, d.h. die Proportionalität als ästhetisches, sowie Stabilität als pragmatisches Kennzei-

¹⁶⁸ Vgl. ENGELS, Eva-Marie: Was und wo ist ein ‚naturalistischer Fehlschluss‘? Zur Definition und Identifikation eines Schreckgespenstes der Ethik, in: BRAND, Cordula et al. (Hgg.): Wie funktioniert Bioethik? Paderborn: mentis-Verlag 2008, 125-142, bes. 137 f.

¹⁶⁹ vgl. KNELL, Heiner: Vitruvs Architekturtheorie. Versuch einer Interpretation, Darmstadt: WBG 1991.

chen, noch nicht von einander ablösbar. Mit dieser begrifflichen Kopplung ist bis zum 18. und 19. Jahrhundert die Grundlage für eine Semantik geschaffen, die auf die Verbindung von deskriptiver und normativer Ebene abzielt. Von besonderer Bedeutung ist dabei zunächst einmal die Quelle der deskriptiven Komponente innerhalb der normalistischen Dublette.¹⁷⁰ Bis zum genannten Bruch in der Aufklärung des 18. und 19. Jahrhunderts lässt sich diese Quelle besonders anschaulich an einer klassischen Referenzdisziplin der Normalität, der Medizin, darstellen (vgl. dazu Kap. II.1). Im antiken Griechenland war der Begriff "normal" mit dem zunächst deskriptiven Begriff der Natur, der *Physis*, verbunden, das Normale entsprang damit zu allererst dem Naturgemäßen, oft auch dem Gesunden. Eindeutig steht hier die Natur als Vorbild, das Naturgemäße bildete mit anderen Worten sowohl normativ den Bezug als Idealzustand in Form der Homöostase, als auch deskriptiv als durchschnittlichen Gesundheitszustand, entsprechend der Vorstellung des physiologischen Säfte-Haushalts. Die neuzeitliche Trennung von durchschnittlicher und idealer Beschaffenheit eines Organismus ist der antiken Medizin noch unbekannt, auch die Krankheit spielt im antiken Bewusstsein die Rolle eines normalen Elements, sie ist nicht nur als Gleichgewichtsstörung, sondern auch als Ausdruck des Streben nach Gleichgewicht zu verstehen. George Canguilhem's Feststellung, dass Medizintechnik die Heilwirkung der Natur nachahmte, fixiert noch einmal genau diese Beobachtung für die antike Medizin, in der es keine von den Zielen der Natur abgekoppelte Herstellung von Normalität gab.¹⁷¹

Erst mit der Aufklärung des 18. Jahrhunderts und ihrem geistesgeschichtlichen Verdienst, systematisch zwischen Sein und Sollen¹⁷², den beiden im Begriff der Normalität zunächst verwobenen Polen, zu unterscheiden, entwickelt sich gegenüber der aus der Natur gespeisten Normalität die Idee einer herstellbaren Normalität. Max Webers Beschreibung der Entstehung der modernen Gesellschaft als ‚Entzauberung der Natur‘ verweist auch für den Begriff der Normalität auf den Ordnungsschwund durch den Ausfall der Natur, die im vormodernen Normalitätsbegriff den deskriptiven Anteil bildete. Das so entstandene ‚normative Vakuum‘ schafft dabei gleichzeitig den Raum für eine semantische Entwicklung, die den Begriff von Normalität, wie wir ihn seit dem 18. bzw. 19. Jahrhundert verwenden, erst konstituiert. Indem die Komponente der Natur von der statistischen Normalverteilung abgelöst wird, schafft sich das doppelseitige Konstrukt der Nor-

¹⁷⁰ Für einen Überblick über die parallele Entwicklung von Norm und Normalität vgl. ERNST, Waltraud: *The normal and the abnormal: reflections in norms and normativity*, in: Dies. (Hg.): *Histories of the normal and the abnormal. Social and cultural histories of norms and normativity* (=Routledge studies in the social history of medicine 26), London: Routledge 2006, 1-25.

¹⁷¹ Vgl. CANGUILHEM, Georges: *Das Normale und das Pathologische*, München: Carl Hanser Verlag 1982 [1966], 20. Canguilhem's Arbeit, die als medizinische Thèse eingereicht wurde, ist richtungsweisend für die Analyse der theoretischen Voraussetzungen des Normalitätsbegriffs. Vgl. dazu auch LEPENIES, Wolf: *Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*, München: Hanser 1976, 169-196.

¹⁷² Vgl. WILLIAMS, Bernard: *Ethik und die Grenzen der Philosophie*, Hamburg: Rotbuch-Verlag 1999, 181.

malität mit dem deskriptiven Durchschnittswert ein Pendant zum Naturbegriff.¹⁷³ Das Problem der Vermischung beider Varianten, in dem der deskriptive Durchschnittswert als Soll-Wert gesetzt wird, wird etwa bei Ian Hacking zum Ausgangspunkt seiner Untersuchungen; im Begriff des 'Normalen' sieht er sogar "das gefährlichste ideologische Werkzeug des 20. Jahrhunderts"¹⁷⁴. Die sich so herauskristallisierenden Mischformen gelten Hacking als neue Form wissenschaftlichen Argumentierens, die er als Probabilisierung der westlichen Welt beschreibt. Mit dem Hinweis auf den Probabilismus betont Hacking die mathematisch-statistischen Anteile am Normalismus, ihm geht es dabei zentral um die Genealogie und die kulturelle Durchsetzung des epistemologischen Paares der Wahrscheinlichkeitsrechnung und der Statistik. Zur Beantwortung seiner Frage, wie die Emergenz dieser epistemologischer Verbindung verlief, skizziert Hacking die Entwicklung über das 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts und zeigt, dass die mathematische Entwicklung den pränormalistischen Einsatzmöglichkeiten (wie dem Glücksspiel, den Versicherungen in der institutionalisierten Demografie) zunächst vorseilt. Die übergreifende Beobachtung, die Hacking in *The taming of chance* anstellt, bezieht sich dabei auf den historischen Rahmen der Zeit zwischen 1800 und 1900, in dem er einen Umschlag von einem deterministischen zu einem indeterministischen Denken feststellt, der beispielhaft an der Kritik an Newtons Weltbild oder der kausalistischen Deutung des zweiten Thermodynamischen Hauptsatzes verdeutlicht werden kann.¹⁷⁵ Im Zusammenhang mit dem Normalitätsbegriff entspricht diese Umstellung auf ein indeterministisches Verständnis jener Verschiebung, die mit dem Übergang von Quetelets zu Galtons Normalitätsmodell beschrieben wird (genauer dazu s. Kap. III.1.5): Während ersterer den Fokus bei der Beschreibung von Normalität auf die rechnerischen Mittelwerte legte, zeigt sich bei Galton eine stärkere Betonung der verlaufenden Ränder und Grenzbereiche, die nun gegenüber dem geschlossenen Mittelbereich der Kurve auch eine vermehrte Konzentration auf die theoretisch endlos auslaufenden Randbereiche der Normalkurve und deren Instrumentalisierung im Kontext von Verbesserungsbestrebungen ermöglichte.

Als Voraussetzung dafür ist gegenüber dem 18. Jahrhundert die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts durch eine Lawine an veröffentlichten Zahlen gekennzeichnet, wie ebenso dem Anwachsen der nationalen Statistiken und statistischen Institutionen. Diese Entwicklung war auch der Konkurrenz der Staaten geschuldet: Ohne öffentliche Zahlen konnte sich ein Staat nicht als ein zivili-

¹⁷³ Vgl. ROLF, Thomas: Normalität. Ein philosophischer Grundbegriff des 20. Jahrhunderts, München: Fink 1999, 25 f.

¹⁷⁴ HACKING, Ian: *The taming of chance*, Cambridge: Univ. Press 1990, 169.

¹⁷⁵ Vgl. BENDELS, Ruth: *Erzählen zwischen Hilbert und Einstein*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, 39 ff.

sierter Staat ausweisen; soziologehistorisch einschlägig ist die Konkurrenz zwischen London und Paris hinsichtlich ihrer Suizidraten.¹⁷⁶

Mit dem Fokus auf die Erfahrungswirklichkeit des Menschen deutet sich eine weitere zentrale Entwicklung der modernen Verwendung des Normalitätsbegriffs an, der nun zunehmend in anthropologischen Kontexten Verwendung findet. Er löst sich mit anderen Worten aus seiner vormaligen Bezogenheit auf die Natur und wird zur spezifisch menschlichen Reflexionskategorie. Den vormals ontologischen Status der Dichotomie von natürlich und unnatürlich büßt der Normalitätsbegriff damit ein und wird auf Bewusstseinsleistungen bezogen: Die vorherige Seinskategorie wird zu einem zwar an der Natur gewonnenen, aber doch mess-methodisch abstrahierten Reflexionsbegriff. Die normalen, empirisch aufweisbaren Regelmäßigkeiten gelten in diesem Sinne vermehrt nicht mehr als dem Gegenstand inhärent, sondern als konstruktive Bewusstseinsleistungen. Mit dem Reflexivwerden des Normalen wird die Normalität zu einer epistemologischen Kategorie, sie bringt mit anderen Worten die Auffassung zum Ausdruck, dass der Mensch die Natur seinem normativen Willen unterwerfen könne: "Das Normale tritt als spezifisch humane Normativität (als Vernunftgemäßheit) der seinsmäßigen Normalität der Natur gegenüber"¹⁷⁷. Bereits Kant spricht in der *Kritik der Urteilskraft* von einer (ästhetischen) 'Normalidee'¹⁷⁸ die normativ die Regeln der Beurteilung ermöglicht und dennoch auf der Erfahrung basiert. Die Normalidee ergibt sich, wenn im subjektiven Erinnerungsvermögen alle Bilder, die man einem Begriff zuordnen kann, übereinander projiziert werden.¹⁷⁹ Diese Bestimmung steht der späteren positivistischen Deutung des Normalen als arithmetischem Mittelmaß bereits nahe. Kants Normalidee impliziert einen (heimlichen) Prototypen auch bei *ex post* feststellbaren Normalitäten, wird also von einer protonormalistischen Überzeugung getragen. In entidealisierter Form (Kant hatte der Normalidee die Vernunftidee zur Seite gestellt, erst deren Kombination vervollständigte ihm zufolge das ästhetische Ideal) hat der Positivismus diese Überzeugung durch die Orientierung am Vorbild der industriellen Normung aufgegriffen: Normal ist damit genau das, was auf die Mehrzahl der Individuen zutrifft. "Indem Kant das als Maßstab für das Verhältnis von Spezies und Gattung fungierende, in der Gesamtheit der individuellen Anschauungen sichtbar werdende Gattungsbild oder Muster 'Normalidee' nennt, [...] gewinnt der Begriff der Normalität den Sinn von Gleichmaß, Durchschnitt, in der Medizin und Psychologie dann auch den des

¹⁷⁶ Vgl. LINK, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, 154 ff.

¹⁷⁷ ROLF, Thomas: Normalität. Ein philosophischer Grundbegriff des 20. Jahrhunderts, München: Fink 1999, 27.

¹⁷⁸ KANT, Immanuel: Kritik der Urteilskraft, in: Ders.: Werke, Bd. 5, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974 [1790], §17.

¹⁷⁹ Vgl. Kant, Immanuel: Kritik der Urteilskraft, in: Ders.: Werke, Bd. 5, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974 [1790], AA 5, 233 ff.

Gesunden, da das Durchschnittsmaß als das [...] Richtige und Gewollte verstanden wird"¹⁸⁰. Mit der Kantischen Einschätzung der Normalität als einer regulativen Idee der Vernunft verlagert sich der epistemologische Status der Normalität zusehends von einer primär deskriptiven hin zu einer wesentlich normativen Kategorie. Das Normale wird im 19. Jahrhundert zur technischen Normung bzw. später bei Foucault zur kulturellen Normalisierung.

Volker Hess hat diese Entwicklung am Beispiel der medizinischen Temperaturmessung untersucht und fragt, wie statistische Durchschnitte Normen des Lebens werden konnten und aus welchen Gründen das Normale Norm werden konnte. Carl August Wunderlichs (1815-1877) über Jahre ausgedehnte Temperaturmessungen im städtischen Krankenhaus zu Leipzig stellen dabei das empirische Ausgangsmaterial dar. Wunderlich hatte akribisch Buch über Temperaturkurven geführt und nach 15 Jahren des Zählens und der Datensammlung den arithmetischen Mittelwert der menschlichen Körpertemperatur auf 37,0 bis 37,5°C bestimmt. Ergänzend erwähnt er dabei zunächst, dass nicht jeder gesund ist, der diese Norm einhält, aber jeder krank, der sie über- oder unterschreitet.¹⁸¹ Die Trennschärfe zwischen Normal und Anormal wirkt dabei zunehmend normativ attraktiv und plausibel für die Lehrbücher; mit Talcott Parsons kann sie als analog zu anderen ethischen und sozialen Normen als Form eines 'generalisierten Erwartungsmusters' aufgefasst werden.¹⁸² Interessant ist besonders Hess' Feststellung, dass die zeitgenössischen Ärzte bei häufig auftretenden Diskrepanzen zwischen instrumentellem Messergebnis und subjektiver Wahrnehmung der Patienten (beispielsweise bei Schüttelfrost und zeitgleichem Fieber) dazu tendierten, die Verwendung des Thermometers weiterzuführen, die Ergebnisse aber immer mit der subjektiven Patientenwahrnehmung kombiniert als Diagnosemittel zu verwenden; die instrumentelle Messung und das subjektive Empfinden der Kranken hatten bis ins 19. Jahrhundert den diagnostischen gleichen Stellenwert.¹⁸³ Die Vorstellung des Pathologischen als graduell messbare Differenz zum physiologischen Normalzustand stieß Anfang des 19. Jahrhunderts zudem auf ein gewisses Unverständnis; es schien nicht zwangsläufig evident, warum die im Labor generierte Norm auch außerhalb gelten sollte. Hinzu kommt, dass das Kontinuumsdenken zwi-

¹⁸⁰ HOFFMANN, Hasso: Artikel 'Norm', in: RITTER, Joachim et al. (Hgg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 6, Stuttgart – Basel: Schwabe 1971ff, 906-920, 908.

¹⁸¹ Vgl. WUNDERLICH, Carl R. A.: Das Verhalten der Eigenwärme in Krankheiten, Leipzig: Wigand-Verlag 1868, zit. nach HESS, Volker: Die Bildtechnik der Fieberkurve. Klinische Thermometrie im 19. Jahrhundert, in: GUGERLI, David, ORLAND, Barbara (Hgg.): Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit, Zürich: Chronos-Verlag 2002, 159-180.

¹⁸² Vgl. PARSONS, Talcott: The Structure of Social Action. A Study in Social Theory with Special Reference to a Group of Recent European Writers, New York: Free Press 1937, 76 f.

¹⁸³ Die mangelnde Akzeptanz der neuen diagnostischen Verfahren ist auch auf den Umstand zurückzuführen, dass die Umstellung von qualitativen auf quantitative Befunde vom Arzt ein gänzlich Umdenken erforderte: „Die seit der Antike gebräuchliche Interpretation qualitativer Befunde war insofern einfacher, als das Vorhandensein eines bei Gesunden fehlenden Merkmals einfach als „krankhaft“ interpretiert werden konnte.“ Vgl. BÜTTNER, Johannes: Die Herausbildung des Normalwert-Konzeptes im Zusammenhang mit quantitativen diagnostischen Untersuchungen in der Medizin, in: HESS, Volker (Hg.): Normierung der Gesundheit. Messende Verfahren der Medizin als kulturelle Praktik um 1900, Husum: Matthiesen-Verlag 1997, 17-32, hier: 17.

schen dem Pathologischen und dem Normalen zunächst nicht zwangsläufig Normen generierte.¹⁸⁴ Der Physiologe Claude Bernard beispielsweise wandte sich gegen die Bestimmung des Normalwertes über den Durchschnitt und plädierte dafür, dass nur das gelungenste aller Experimente zum Normal-Modell genommen werden dürfte.¹⁸⁵ Von leitendem Interesse ist dabei die Frage nach den ursächlichen Entwicklungen innerhalb des medizinischen Normalwert-Konzepts, in deren Verlauf normalistische Konzepte zunächst als gleichrangig mit anderen Diagnosestellungsmitteln betrachtet wurden, später aber eine exklusive Dominanz beanspruchen konnten.

Eine zentrale Gelenkstelle stellt der viel rezipierte Versuch des belgischen Statistikers Lambert Adolphe Jacques Quetelet (1799-1874) dar, durch die Erhebung von weitläufig angelegten Messreihen etwa zu den Geburts- und Sterbe-, aber auch Selbstmordraten in ganz Europa ein Bild vom *homme moyen*, vom ‚mittleren Menschen‘ zu deduzieren (vgl. dazu genauer Kap. III.1.5). Unter Ausklammerung schichtspezifischer Differenzen sollte dieses am Durchschnitt orientierte Paradigma des Menschen auch den Maßstab für ästhetische, medizinische und moralische Normen abgeben.¹⁸⁶ Die von Quetelet erstmals in der Form geprägte Denkfigur des statistisch generierten *homme moyen*, dessen normalistische Seite unmittelbar normativ relevant für die Herausbildung anthropologischer Idealvorstellungen war, reagiert nicht zuletzt auf ein soziales Phänomen, nämlich einerseits das Sichtbarwerden und die statistische Erfassbarkeit der Bevölkerungsmasse im 19. Jahrhundert (und genauer: das Sichtbarwerden durch statistische Erfassbarkeit) und daran anschließend auf das entstehende (staatliche) Problembewusstsein für die daran geknüpften Steuerungs- und Koordinationsaufgaben.¹⁸⁷ Innerhalb dieses soziologischen Bezugsrahmens verhandelt der ‚Durchschnittsmensch‘ die nun auftauchende Problematik der Relation von kumulativ verstandener Bevölkerungsmasse und einzeltem Subjekt und bringt die Attraktivität des Mittelmäßigen als Form des Orientierungswissens ins Spiel. Die nur noch diffus und abstrakt wahrgenommene Gesamtgesellschaft wird über die statistische Reduktion, also die vereinfachende statistische Darstellung, auch für das einzelne Individuum wieder fassbar und hinsichtlich der subjektiven Wahrnehmung anschließbar: Über den statistischen Durchschnitt wird dem Einzelnen so ein Maßstab an die Hand gegeben, sich selbst auch in der zunächst unüberschaubaren Masse situieren und das eigene Verhalten daran ausrichten zu können.

¹⁸⁴ Vgl. HESS, Volker: Messen und Zählen. Die Herstellung des normalen Menschen als Maß der Gesundheit, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 22 (1999), 266-280, 270 f.

¹⁸⁵ Vgl. BUCHHOLZ, Gerhard: Die Medizintheorie Claude Bernards (=Studien zur Medizin-, Kunst- und Literaturgeschichte 10), Herzogenrath: Murken-Altrogge 1985, 49-52.

¹⁸⁶ Vgl. QUETELET, Lambert Adolphe J.: *Anthropométrie ou mesure des différentes facultés de l'homme*, Brüssel: Muquardt 1870 ; vgl. dazu ebenfalls DURKHEIM, Emile: *Die Methode der Soziologie*, 4. Aufl., Leipzig: Klinkhardt 1908, 108.

¹⁸⁷ Vgl. auch GAMPER, Michael: *Emergenz des Mittelmäßigen. Cousin, Quetelet, Tocqueville und der literarische Realismus*, in: BARTZ, Christian, KRAUSE, Marcus (Hgg.): *Spektakel der Normalisierung*, München: Fink 2007, 129-134.

Die Figur des *homme moyen* gab aber auch Anlass zur Kritik. Diese Vorbehalte äußerten sich dabei beispielsweise in einer Debatte über den statistischen Determinismus, der in der Figur des *homme moyen* angelegt schien: Wenn über statistische Berechnung die Selbstmordrate der Bevölkerung voraussagbar wird und Quetelet auch dem Durchschnittsmenschen Neigungen zum Verbrechen zuschreibt, inwiefern könne sich der Einzelne dann noch als ein Individuum begreifen, das zur freien Willensentscheidungen fähig ist?¹⁸⁸ Otto und Stauff lösen dieses Problem mit dem Hinweis auf die Nähe von Norm und Normalität: Denn genauso wenig, wie Normen immer und durchgängig eingehalten werden können, kann auch normativ verordnete Normalität eingehalten, und muss daher nicht deterministisch verstanden werden.¹⁸⁹

Die so vollzogene Anbindung von Normalität an Normativität untermauert Hess zudem empirisch am Beispiel sog. Baby-Ausstellungen im 19. Jahrhundert, einem normalistischen Phänomen, das zuerst in den USA sowie kurze Zeit später auch in Europa die Prämierung der vermeintlich schönsten und prächtigsten Babies beschrieb. Das Schöne an den Kindern war dabei das Normale, nicht das vielleicht ebenso schöne Abweichende oder Außergewöhnliche.¹⁹⁰ Damit ist der Fragehorizont bereits unweigerlich mit den gesellschaftlichen Veränderungen verbunden, die diese Entwicklung begünstigen konnten. Um den Gedankengang abzuschließen, soll nun noch der Bogen zurück zum medizinhistorischen Beispiel der Temperaturmessung geschlagen werden. Die vorangegangenen Überlegungen haben darauf aufmerksam gemacht, dass in der Krankenbett-Medizin des 19. Jhd. etwa bei Temperaturmessungen nicht der Kategorie der Objektivität gegenüber der subjektiven Patientenwahrnehmung eine größere diagnostische Relevanz zu kam. Angesichts dieser Feststellung bleibt also nach den Umständen zu fragen, die eine quasi zeitgleiche Aufwertung der Objektivität in Form von Mess- und Repräsentationstechniken bedingten. Hess plädiert dafür, die Privilegierung der Objektivität nicht nur auf die besondere Wissenschaftlichkeit der Messtechnik zurückzuführen, sondern nach sozialen Gesichtspunkten zu suchen. So wird deutlich: "Der Wandel des traditionellen Hospitals, bei dem Verwahrung und Pflege im Vordergrund standen, in eine medizinische Behandlungseinrichtung konfrontierte die Ärzte nämlich mit einer Patientenschaft, auf die sie ihre akademische Ausbildung in der Regel nicht vorbereitet hatte"¹⁹¹. Diese Beobachtung erklärt auch die den medizinischen Lehrbüchern entnommene Warnung, den subjektiven Schilderungen der Patienten nicht zu viel Glauben zu schenken bzw. diese in die Diagnose nicht einfließen zu lassen: Den Äußerungen der Patienten unterer Schichten wurde schlichtweg kein Wert beigemessen, sie waren für den gebildeten Arzt

¹⁸⁸ Vgl. HACKING, Ian: *The taming of chance*, Cambridge: Univ. Press 1990, 115-124.

¹⁸⁹ Vgl. OTTO, Isabell, STAUFF, Markus: *Das Maß der Mitte*, in: BARTZ, Christina, KRAUSE, Marcus: *Spektakel der Normalisierung*, München: Fink 2007, 79-89, 82 f.

¹⁹⁰ Vgl. HESS, Volker: *Messen und Zählen. Die Herstellung des normalen Menschen als Maß der Gesundheit*, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 22 (1999), 266-280, 272 ff.

¹⁹¹ Ebd., 274.

nicht anschlussfähig, kaum operationalisierbar und verlässlich. Um deren Äußerungen in die Diagnosestellung zu integrieren, müsse der Mediziner, so ein zeitgenössischer Arzt abschätzig, "die Volkssprache verstehen lernen"¹⁹².

Das instrumentelle Messen gewinnt so einen funktionalen Wert für die Arzt-Patient-Beziehung: Sie versprach trotz aller lebensweltlich-sozialen Barrieren, die Diagnose in geeigneter Weise, quasi als medizinisches Esperanto, vermitteln zu können. Diese instrumentellen Messungen "statteten den sprachlosen Unterschichtpatienten mit einem Körper aus, der in seiner objektiven Normalität sogar so weit für das bürgerliche Krankenexamen normativ verbindlich wurde, dass das Privileg der Rede schließlich nur noch dem subjektiven Erleben oder der bürgerlichen Traumdeutung galt"¹⁹³. Der sich hier abzeichnende Normalisierungsprozess, d. h. die normative Aufladung des statistisch-Normalen, muss so als Teil jener Entwicklung gesehen werden, die auch unsere moderne Gesellschaft formte. Heute erscheint die normative Kraft der über die Normalfunktion methodisch vermeintlich zugänglichen Objektivität für die Arzt-Patienten-Beziehung auch in kommunikativ-umgekehrter Richtung ersichtlich, etwa wenn sich Entscheidungsprozesse durch den Verweis auf objektive Messergebnisse und die ärztliche Diagnose ohne großen emotionalen Aufwand gestalten¹⁹⁴: Sie entlasteten mit anderen Worten von einem „schlechten Gewissen“ bei Krankmeldungen und übergangen müßige Prozeduren wie das „Aushandeln“ von Therapien oder anderen Konsequenzen am Krankenbett.

Jürgen Link hat darüber hinaus auf die enge Verknüpfung von Normalismus und korrespondierenden Abbildungstechniken aufmerksam gemacht. Auch die Geschichte der Temperaturmessung entwickelte eine entsprechende Kurven-Ikonografie, die seit dem 19. Jahrhundert einen Platz im kollektiven Gedächtnis gefunden hat. Indem also die Temperatur des menschlichen Körpers Tag für Tag über einer Zeitachse in ein Koordinatensystem eingetragen und zur Veranschaulichung zu einer Kurve verbunden wurde, kam dieser klinischen Abbildungstechnik zudem auch eine distinktive Funktion bei der funktionellen und hierarchischen Differenzierung des Krankenhauses zu, auf die Hess aufmerksam macht: „Bis heute zählen Pulsen und Fiebmessen zu den ungeliebten Tätigkeiten, in denen sich bevorzugt Krankenpflegeschüler und Praktikanten erproben dürfen. Die Übertragung der Messwerte in die Kurve dagegen ist eine Leitungsfunktion, die von der diensthabenden Stationschwester vorgenommen wird. Im Dienstzimmer, räumlich abgeschieden vom turbulenten Stationsalltag, verbindet sie die einzelnen Werte sorgsam Punkt für Punkt und gibt der Kurve mit Lineal und farbigem Bleistift ihre charakteristische

¹⁹² UHLE, Paul, WAGNER, Ernst: Handbuch der allgemeinen Pathologie, 3. Aufl., Leipzig: Wiegand 1863, 24.

¹⁹³ HESS, Volker: Messen und Zählen. Die Herstellung des normalen Menschen als Maß der Gesundheit, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 22 (1999), 266-280, 275.

¹⁹⁴ Vgl. HARK, Sabine: Deviante Subjekte. Normalisierung und Subjektformierung, in: SOHN, Werner (Hg.): Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag 1999, 65-84.

Form. Doch Lesen und Verstehen wird auch sie nicht die der klinischen Kymografie eigene Sprache. Sie erschließt sich erst dem ärztlichen Auge, das in der individuellen Gestaltung der Kurve ihren gesetzmäßigen Verlauf entziffert und die Abweichungen von der ‚normalen‘ Krankheitsform erkennt.“¹⁹⁵ Die besondere Rolle der Fiebertmessung und ihrer Darstellungs- und Abbildungsweise als Kurve erklärt sich gegenüber anderen Mitte des 19. Jahrhunderts gebräuchlichen Untersuchungstechniken. Ihnen gegenüber übersetzte sie die bislang nur individuell erfahr- und beurteilbaren Empfindungen von kalt oder warm in die sichtbare und einfacher operationalisierbare Ausdehnung einer Quecksilbersäule und quantifizierte so deren sinnliche Qualitäten auf der Grundlage einer einheitlichen und distinkten Skalierung. Indem sie so eine instrumentelle Übersetzung einer isolierten Körperfunktion in eine naturwissenschaftlich-empirische Sprache vornahm, die für Experten leichter zu verstehen und zu interpretieren war als ihre unmittelbar beobachtbaren Auswirkungen, enthielt sie bereits die elementaren Attribute moderner Diagnosetechniken. Darüber hinaus sah diese Deutung von den persönlichen Umständen des Kranken ab, da als Bezugspunkt nicht das Individuum, sondern ein normierter Durchschnittswert oder eine idealisierte Normkurve herangezogen wurde. Gleichzeitig wurde die praktische Durchführung der Messung selbst aus der unmittelbaren Arzt-Patienten-Beziehung herausgelöst und als arbeitsteilige Tätigkeit an ein Hilfspersonal delegiert.¹⁹⁶

Zusammenfassend bleibt so als wichtigste Einsicht: Der naturalistische Fehlschluss drückt die Kritik an einer Übertragungsfigur aus, die in Form des antik-teleologischen Naturrechts Natur und Norm aneinanderkoppelt. Der Beginn der Moderne kann aus diesem Hintergrund durchaus mit dem Zusammenbruch einer solchen teleologisch-naturalen Handlungs- und Begründungsrationality in Verbindung gebracht werden (vgl. dazu Kap. IV). Die Moderne, die ihre Normativität aus sich selbst schöpfen muss, greift dazu wesentlich auf reflexive Formen der Selbstbeschreibung zurück, die sich als Produkt der eigenen Systemdifferenzierung erweisen. Im weiteren Verlauf der Untersuchung wird also zu klären sein, ob die bisherigen Ergebnisse noch weiter zu stützen sind mit Belegen, die ebenfalls darauf hindeuten, dass moderne Normativität letztlich die Figur des Naturrechts (verstanden als Kopplung von Natur als ontologischer Komponente und Norm) in der der Normalität wiederholt. Normalität wäre dann aus den beiden Elementen einer (statistisch gespeisten) Selbstbeschreibung einerseits und der Norm andererseits konstituiert. Anders als die ontologische Fassung der Natur im Naturrecht erhebt der Anteil der (statistischen) Beschreibung innerhalb der Normalität keinen Anspruch mehr auf eine ontologische Kategorisie-

¹⁹⁵ HESS, Volker: Die Bildtechnik der Fieberkurve. Klinische Thermometrie im 19. Jahrhundert, in: GUGERLI, David, ORLAND, Barbara (Hgg.): *Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit*, Zürich: Chronos-Verlag 2002, 159-180, 176.

¹⁹⁶ Vgl. HESS, Volker: Die Bildtechnik der Fieberkurve. Klinische Thermometrie im 19. Jahrhundert, in: GUGERLI, David, ORLAND, Barbara (Hgg.): *Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit*, Zürich: Chronos-Verlag 2002, 159-180, 177 ff.

nung, er ist als Beschreibung reflexiv und (dazu das folgende Kapitel) in der Konsequenz notwendig uneindeutig. Dieses Argument wird gestützt durch einen soziologischen Vergleich der gesellschaftsstrukturellen Entstehungsbedingungen. Wir haben bereits gesehen, dass der heutige Begriff von Normalität insofern ein „Kind der Moderne“ darstellt, als sein statistischer Anteil erst im 18. und 19. Jahrhundert wissenschaftshistorisch fassbar und auch für die Moral insofern kompatibel wird, als er die Natur als vormalige Referenzquelle ersetzt. Dass die zeitgleiche Umstellung der Gesellschaft auf funktionale Differenzierung demgegenüber das wichtigste sozialstrukturelle Korrelat darstellt, leuchtet besonders mit Blick auf die parallelen Entstehungsbedingungen des Naturrechts ein: Hier ist es gerade nicht die Einheitlichkeit einer antiken Segmentisierung bzw. Stratifizierung, die den Hintergrund darstellt, sondern ebenfalls eine Bewegung der aufbrechenden Pluralisierung und sozialen Kontingenzerfahrung. Robert Spaemann bemerkt dazu: „Die These, es gäbe ein von Natur Gerechtes, ist die Antwort der Griechen des 5. Jahrhunderts vor Christus auf die Entdeckung dieser Tatsache. Reiseerfahrungen und ihre Begegnung mit anderen Kulturen hatten sie stutzig gemacht. Die Naivität, kurzerhand die eigenen Sitten für besser als die der anderen zu halten, war ihnen abhanden gekommen. Insbesondere deshalb, weil ihre eigene Kultur im Umbruch war und sie sich der Wandelbarkeit der eigenen Normen bewusst wurden. In dieser Situation entsteht die Frage, ob es nicht einen kulturübergreifenden Maßstab gäbe, der es erlauben würde, kulturellen Wandel zu beurteilen, Verbesserungen von Verschlechterungen, bessere Sitten von schlechteren zu unterscheiden. Einen solchen kulturübergreifenden Maßstab fanden sie im Begriff der Physis.“¹⁹⁷ Hier wird also deutlich, dass die Herausbildung einer naturrechtlich-normativen Ordnungsvorstellung in einer sozialstrukturellen Umbruchsituation anzusiedeln ist und auf zudem eine ungewöhnliche Weise vollzogen wird. Statt die moralische Semantik auf eine Weise neu zu adjustieren und angesichts der sozialen Diffusion im Aufbrechen bekannter Sozialstrukturen die Moral für einzelne Gruppen zu formulieren, greift das Naturrecht die umgekehrte Richtung auf und drängt angesichts zunehmender sozialer Differenzierung auf eine generalisierende Moralsemantik zurück, die gerade für alle Menschen anschlussfähig erscheint. Zunehmende soziale Spezifizierung verbindet sich für den Bereich der moralischen Reflexion gerade nicht mit der Herausbildung bereichsspezifischer Ethosformen, sondern ebenfalls mit zunehmender Generalisierung, die im Begriff der Physis einen vorläufig allgemein-verbindlichen Topos findet.

¹⁹⁷ SPAEMANN, Robert: Die Bedeutung des Natürlichen im Recht, in: HÄRLE, Wilfried, VOGEL, Bernhard (Hgg.): "Vom Rechte, das mit uns geboren ist": Aktuelle Probleme des Naturrechts, Freiburg/Br.: Herder 2007, 322-334, 322.

III.1.5 Quetelet und Galton: Von der Durchschnitts- zur Optimierungsnormalität

La difficulté, c'est qu'il ne suffit pas exactement
de vivre selon la règle.

(M. Houellebecq; *Extension du domaine de la lutte*, Paris 1999 [1994], 12.)

Die mathematisch-statistische Fundierung der normalistischen Strömungen im 19. Jahrhundert war zunächst in dem Sinne als normativ wirksam zu verstehen, als sie die Orientierung am statistischen Durchschnitt (als dem empirisch-deskriptiven Anteil der Normalität) zugleich als das Wünschenswerte auswies. Der positiv verstandene Durchschnitt innerhalb einer Datenmenge wurde so zur Norm, die protonormalistisch gegen jede Denormalisierung absicherte und dem Individuum die Sicherheit gab, im Zentrum der Gesellschaft bzw. des jeweils wichtigen Bezugssystems zu leben. Die Arbeit an den dazu notwendigen Sozialstatistiken wurde in der Hauptsache durch den Mathematiker Adolphe Quetelet eingeleitet, der Mitte des 19. Jahrhunderts erstmalig sozialstatistische Messungen in bis dato nie dagewesenem Umfang erhob. Diese umfassten physiologisch-anatomische Daten ebenso wie vermeintlich moralische Kriterien, persönliche Neigungen von der Schriftstellerei bis zur Kriminalität. Den Vergleichspunkt dieser anthropometrischen Daten fand Quetelet in der an ihnen häufig ablesbaren Normalverteilung, die ihn darüber hinaus veranlasste, diese sich so ergebenden „normalen“ Daten zur Figur des mittleren Menschen, dem *homme moyen*, zu amalgamieren.¹⁹⁸ Angesichts der im 21. Jahrhundert wohl üblicheren Normalitätsdispositive überrascht es aber wenig, dass sich neben dieser stabilen Größe normativer Normalität des *homme moyen* von Adolphe Quetelet schnell eine parallele, bald auch dominierende normative Lesart der statistisch-generierten Normalität herauskristallisierte. Diese ist wissenschaftshistorisch mit dem Namen Francis Galton verbunden, aber auch spätere Denker wie etwa Friedrich Nietzsche folgten der Abkehr vom normalistischen Mittelmaß. Sie nahmen das statistische Durchschnittskonzept der Normalität zum Anlass, Mittelwert und Durchschnittlichkeit als normative Maßstäbe zu kritisieren und als sprichwörtliche Durchschnittlichkeit zu diffamieren; während ihr Interesse den besonderen Abweichungen und dem aus dem normalistischen Normalen Fallenden galt, interessierten sie sich für die dynamisch-vektorielle Auffassung von Normalität, die jeden festgestellten Durchschnittswert nur noch als Ausgangspunkt für ein Ver-

¹⁹⁸ Vgl. QUETELET, Lambert Adolphe J.: *Sur la théorie des probabilités appliquée aux sciences morales et politique. Lettres au duc de Saxe-Coburg et Gotha*, Brüssel: Hayez 1846; vgl. QUETELET, Lambert Adolphe J.: *Anthropométrie ou mesure des différentes facultés de l'homme*, Brüssel: Muquardt 1870.

besserungsstreben zu den Rändern und Extremwerten der Normalitätsskala auffasst. In der Zeit, in der man ansetzte, den Menschen zu vermessen und die gewonnene Datenflut zu kategorisieren, entstand so auch der Glaube an den Fortschritt in Form der nun als prinzipiell unendlich denkbaren Perfektionierbarkeit des Menschen.¹⁹⁹ Der hier durchklingende Normalismus hat mit seiner Warnung vor dem Mittelmäßigen gewissermaßen die Denormalisierungsangst zum normativen Strebenskonzept überhöht und kann daher nur noch mit Einschränkungen in den Definitionsbereich des Flexibilitätsnormalismus gerechnet werden.

Auch innerhalb der Medizin des 19. Jahrhunderts lässt sich eine zeitgleiche Entwicklung beobachten, die im 19. Jahrhundert ansetzt, als diese ihre Diagnostik nicht mehr nur passiv auf die Beobachtung spontan auftretender Symptome beschränkte, sondern aktiv auf die Untersuchung von gesteuert hervorgerufenen Zeichen ausweitete.²⁰⁰ Zur bloßen Anschauung und Beobachtung von Krankheitssymptomen tritt so die gezielte – etwa allergologische oder neurologische – Provokation durch Testverfahren, in denen Reize die vermuteten Symptome hervorrufen sollten, um diese sowie ihre Entstehungsbedingungen dann eingehender untersuchen zu können. Die medizinische Hermeneutik beginnt sich auf diese Weise in Anlehnung an Galtons Normalitätsverständnis wesentlich aus einer Anstrengung der Überschreitung heraus zu etablieren, charakteristisch ausgeprägt findet sich dieser Zug im gezielten Wiedererlangen einer Immunisierung durch immunologische Techniken. Impfungen basieren aus dieser Perspektive auf der Herausforderung der körperlichen Immunreaktion durch ein funktionales Übel, das den Körper zur Produktion schnellerer und überdurchschnittlich großer Reserven für die Immunabwehr anregen sollte.

Unter diesen neuen Vorzeichen ist die einhundertprozentige Normalität zwar theoretisch möglich, entspricht aber nicht dem Geforderten. Mit Blick auf den bloßen statistischen Durchschnitt normal zu sein, wäre demnach gerade nicht normal, weil es zum einen pathologisch übertrieben erschiene, andererseits aber auch, weil es mit einer entwicklungs- und fortschritthemmenden Einstellung konnotiert wäre. Cuntz charakterisiert diese Form der Orientierung an Normalität, wie sie bei Galton zu finden ist, als *Hypernormalität*, welche hinter der klassischen Normalität stets einen Mangel an Individualität und Entwicklungspotenzial vermutet. „In einer Logik der individuellen Leistung und Selbstorientierung, der Quantität und Intensität, ist hundertprozentige Normalität uninteressant, weil immer schon – und noch – zu wenig. Hier ist hypernormal nicht, wer eine externe Norm hundertprozentig erfüllt, sondern wer sich selbst übertrifft, wer gemessen an seinen eigenen Standard mehr als hundert Prozent zu geben vermag. Nur indem es sich selbst

¹⁹⁹ Vgl. LUTZ, Petra: Einleitung, in: Dies. (Hg.): Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung (=Schriften des Deutschen Hygiene-Museums 2), Köln: Böhlau-Verlag 2003, 10-17, 11.

²⁰⁰ Vgl. CANGUILHEM, Georges: Gesundheit. Eine Frage der Philosophie, Berlin: Merve 2004, 19 ff.

übertrifft, kann sich das unsichere Individuum seiner selbst versichern. Der Hypernormale ist normaler als normal im Sinne einer quantitativen Steigerungslogik.²⁰¹

In der Zeit, in der Quetelet und seine Nachfolger begannen, anthropometrische Daten von immer mehr Menschen zu sammeln und zu katalogisieren, entstand auch die Utopie von der Überwindung des Mängelwesens, die häufig durch die Existenz behinderter Menschen relativiert zu werden schien.²⁰² Die Studien zur Vererbungslehre von Francis Galton, einem Cousin Charles Darwins, standen dabei in direkter Anlehnung an Quetelet Messungen. Galton entwickelte zunächst Skalierungsmethoden: Wenn Daten derselben Spezies sich in Form einer Normalverteilung darstellen lassen und wenn die Individuen einer Spezies auf der Basis messbarer Größen als zusammengehörig identifiziert werden können, dann kann der Prozess in Bezug auf schwer fassbare Größen auch umgekehrt werden: Eine qualitative Größe, wie z. B. Intelligenz, die bestenfalls für eine einfache Ordnung geeignet ist, wird einer Normalverteilung folgen, falls die Daten aus einer einzigen Population stammen. Darauf basierend entwickelte Galton seine Methode der ‚statistics by intercomparison‘.²⁰³ Er sah sich bei seinen Untersuchungen allerdings mit einem Problem konfrontiert: Obwohl er analog zu Quetelet ebenfalls die Normalverteilung in seinen Daten rekonstruieren konnte, schaffte er es zunächst nicht, diese Kurve mit der Weitergabe von Eigenschaften von einer Generation zu nächsten in Verbindung zu bringen. Die klassische Fehlertheorie behinderte seine Suche nach einer Verbindung damit zunächst: „Wenn menschliche Eigenschaften in jeder Generation einer Normalverteilung unterliegen, weil sie das Ergebnis einer großen Anzahl von kleinen Einflüssen sind, von denen keiner eine überragende Bedeutung hat, und deren Gesamtheit ebenfalls einer Normalverteilung unterliegt, wie kann dann ein einzelner Faktor – die Eltern – einen messbaren Einfluss haben? Und warum wird die Variabilität der Eigenschaften der Bevölkerung nicht von Jahr zu Jahr größer? Galton gelang es, mit seiner Formulierung der Regression und deren Zusammenhang mit einer bivariaten, das heißt zwei Variablen betreffenden Normalverteilung einen Ausweg aus dieser Sackgasse zu finden. Er entdeckte, indem er u. a. mit Erbsen experimentierte²⁰⁴, die ‚Tendenz zur Mitte‘: Kinder (Variable 1) sehr kleiner Eltern (Variable 2) werden etwa im Durchschnitt größer als ihre Eltern, Kinder sehr großer

²⁰¹ CUNTZ, Michael: Extrem normal – der überholte Normalismus, in: BARTZ, Christina, KRAUSE, Marcus (Hgg.): Spektakel der Normalisierung, München: Fink 2007, 143-172, 147.

²⁰² Vgl. LUTZ, Petra: Einleitung, in: Dies. (Hg.): Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung (=Schriften des Deutschen Hygiene-Museums 2), Köln: Böhlau-Verlag 2003, 10-17, 11.

²⁰³ Vgl. GALTON, Francis: On a proposed statistical scale, in: Nature 9 (1874), 342-343; vgl. auch GALTON, Francis: Statistics by intercomparison with remarks on the Law of Frequency of Error, in: Philosophical Magazine 49 (1875), 33-46.

²⁰⁴ Vgl. CHERNOV, Nikolai, DOLGOPYAT, Dmitry: The Galton Board: Limit theorems and recurrence, in: Journal of the American Mathematical Society 22 (2009), 821-858.

Eltern dagegen kleiner als ihre Eltern sein.“²⁰⁵ Dieses Gesetz der Regression, das die Normalverteilung auch intergenerational plausibilisiert, erläutert Galton in *Natural Inheritance* ausführlich.²⁰⁶ Galton ging über diese Feststellung jedoch noch hinaus und strengte ab 1907 Überlegungen zur Höherentwicklung des ganzen Feldes an. Besonders mit Blick auf die Intelligenz plädierte er dafür, mittels des Regressionsgesetzes gewonnene Erbwahrscheinlichkeiten zu nutzen, um im Bereich der Intelligenz die 'Supernormalität' anwachsen, die ‚Subnormalität‘ hingegen auszudünnen: Galtons eugenische Erwägung zur Optimierung der Rasse zeugen demnach zur Genüge von einer Möglichkeit, Normalität normativ funktionalisierbar zu machen.²⁰⁷

Die hier exemplarisch angeführten Optimierungsbestrebungen sind gesamtsoziologisch noch weiter einzuordnen²⁰⁸. Bereits seit dem 16. Jahrhundert mehrten sich die Zweifel an der Idee einer perfekten Welt, ohne dass dies ausreichte, um eine Nachfolgetheorie zu produzieren. Die rasch wachsenden Erkenntnisse zur Komplexität in naturwissenschaftlicher, aber auch sozialer Hinsicht taten ein Übriges, um die Idee fixer Bezugspunkte innerhalb der Perfektionsvorstellung zu untergraben. Da die Aufgabe der Bekämpfung der Übel in religiöser, politischer, wirtschaftlicher und medizinischer Hinsicht andererseits kaum eine Option war, lag der neue Angelpunkt in der vorausgesetzten Normalität der Welt: „Diese konnte als Erfahrungstatsache des täglichen Lebens nicht gut abgestritten, sie musste aber gleichwohl theoretisch entwurzelt werden. Man musste den Kunstgriff lernen, von der Unwahrscheinlichkeit des Normalen auszugehen und dafür Theoriegrundlagen zu entwickeln. Die Reduktion der Zeit auf den diskontinuierlichen Moment mit der Problematisierung aller Dauer als Folge ist einer der Wege, die Reduktion der Natur auf Materie und des guten Lebens auf physisches Überleben ist ein anderer. Auch die hypothetische Konstruktion eines Naturzustandes, von dem sich alles, was in der Zivilisation normal ist, unterscheidet, ist einer dieser Versuche.“²⁰⁹

Galtons Optimierungsnormalismus gibt dem Spektakulären und Außergewöhnlichen, und damit den Norm(alitäts-)verstößen den Vorzug. Als Begriff macht Optimierung jedoch nur Sinn, wenn es für den Menschen keine feste Position mehr zwischen einem vermeintlichen klaren Oben und Unten gibt. Ist der Mensch mit der Moderne aus der metaphysisch-abgesicherten Mittelage zwischen beiden Polen erst einmal entlassen, scheint er mithin zur Selbstverbesserung

²⁰⁵ KUNERT, Joachim, MONTAG, Astrid, PÖHLMANN, Sigrid: Das Galtonbrett und die Glockenkurve, in: GERHARD, Ute (Hg.): Infografiken, Medien, Normalisierung. Zur Kartografie politisch-sozialer Landschaften, Heidelberg: Synchron-Verlag 2001, 25-53, 28.

²⁰⁶ Vgl. ebd., 25-50.

²⁰⁷ Vgl. ELLRICH, Lutz: Normativität und Normalität, in: BARTZ, Christina, KRAUSE, Marcus (Hgg.): Spektakel der Normalisierung, München: Fink 2007, 26-51, 43.

²⁰⁸ Für eine detaillierte Übersicht siehe auch GOULD, Stephen Jay: Der falsch vermessene Mensch, übers. von SEIB, Günter, Basel – Boston – Stuttgart: Birkhäuser-Verlag 1983.

²⁰⁹ LUHMANN, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 2, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000 [1981], 232 f.

verdammt.²¹⁰ Die Ergänzung des Normalitätskonzeptes, die Galton gegenüber dem Mittelwert-Konzept von Quetelet vornimmt, scheint aus dieser Perspektive als eine Folgerscheinung der Moderne verstehbar zu sein. Und nicht nur das, vielmehr muss gerade die Meliorismus-Konzeption Quetelets unter den Vorzeichen der Moderne, jenem „Unternehmen zur Sabotage des Schicksals“²¹¹, angesichts des Wegfalls ontologischer Seinsordnungen als jene latente Metaphysik zu verstehen sein, der gegenüber Galton eine vermeintliche Abhilfe in Form einer sich nun historisch-legitimierten Verbesserungspflicht schaffen wollte.

Eine weitere fundamentale Aporie dieses modernen Dispositivs sieht Jürgen Link vor allen Dingen in der Tatsache, dass das exponentielle Wachstum, das aus der normalen Wachstums-schlange nach oben hin ausschert, unter regulären Vorzeichen Denormalisierungsalarm auslösen müsste – „stattdessen aber rituell mit knallenden Sektkorken gefeiert werden muss“²¹². Luhmann betont dazu, dass ein solches Modell auf die Voraussetzung baut, sich den Selbstverständlichkeitszumutungen des normalen gesellschaftlichen Verkehrs zu entziehen. Ausdifferenzierung ist dabei eine Bedingung für „absonderliche“ Perspektiven, es muss aber hinzukommen, dass die Unwahrscheinlichkeit des Normalen auch wissenschaftsintern plausibilisiert, das heißt nach gängigen Kriterien als Theorie behandelt werden kann. Das statistisch Normale im Sinne des Durchschnittlichen nicht per se als normativ zu erklären, setzt dabei eine Ausdifferenzierung wissenschaftlicher Bemühungen voraus.²¹³ Allein in der Tatsache, dass diese Normverstöße in Distanz zum Gewöhnlichen gesetzt werden, und damit an ihnen der Code der Moral, der Unterschied von gutem und schlechtem Handeln, vorgeführt wird, ist die damit verbundene Normalitätsvorstellung, und dies wird oft außer Acht gelassen, unterbestimmt: Dies gilt einerseits hinsichtlich der Parallelität der beiden Normalitätsmodelle von Galton und Quetelet, die Normalität fundamental unterschiedlich – als Orientierung am Durchschnitt und als Überwindung jeglicher Mittelmäßigkeit – interpretieren. Angesichts der Tatsache, dass beide Modelle bis heute als Denkhorizonte vorhanden sind, ist der bloße Hinweis auf die normativen Implikationen von Normalität solange uneindeutig, wie er sich nicht auf eine der beiden Versionen eingrenzen lässt. Aber auch Galtons Vorstellung einer Optimierungsnormalität bleibt uneindeutig, da sein Überschreitungsmodell noch keine generelle Auskunft über den Präferenzwert innerhalb der favorisierten Abweichung angibt. Angesichts der Gaußschen Normalverteilung könnten innerhalb des Modells so-

²¹⁰ Vgl. MACHO, Thomas: Abweichung und Idealismus. Zur Funktionalisierung der Gesichter in der Moderne, in: LUTZ, Petra (Hg.): Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung (=Schriften des Deutschen Hygiene-Museums 2), Köln: Böhlau-Verlag 2003, 388-403, 390 ff.

²¹¹ SONNEMANN, Ulrich: Sabotage des Schicksals, in: Ders.: Negative Anthropologie, Springe: zu Klampen-Verlag 19-360.

²¹² LINK, Jürgen: Das ‚normalistische‘ Subjekt und seine Kurven. Zur symbolischen Visualisierung orientierender Daten, in: GÜGERLI, David, ORLAND, Barbara (Hgg.): Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit, Zürich: Chronos 2002, 107-128, 121.

²¹³ Vgl. LUHMANN, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 2, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000 [1981], 234.

wohl als das obere wie das untere Ende der Mengenverteilung als Zielideal bezeichnen werden, die normative Lesart von Galtons Normalitätsbegriff kann mit anderen Worten sowohl darin bestehen, den Mittelwert zu über-, aber auch zu unterschreiten, ohne dass die genaue Richtung durch das Modell selbst vorgegeben wäre.

III.1.6 Normative Unschärfe der Normalität

Wir können nicht beobachten, ohne das
zu beobachtende Phänomen zu stören,
und die Quanteneffekte, die sich am Beobachtungsmittel
auswirken, führen von selbst zu einer Unbestimmtheit
in dem zu beobachtenden Phänomen.

(Werner Heisenberg: Der Teil und das Ganze. Gespräche im Umkreis der Atomphysik, München: Pieper 2002, 126.)

Wir haben gesehen, dass der bloße Hinweis auf eine bestehende Normalverteilung normativ noch unterbestimmt ist²¹⁴. Mit ihm allein ist noch keine Aussage darüber getan, welcher Bereich der Normalverteilung normativ empfohlen ist. Der historische Befund hat diese Ungenauigkeit bestätigt und zunächst auf zwei mögliche paradigmatische Lesarten der Normalität aufmerksam gemacht: Den *Durchschnitts-Normalismus* sowie die historisch spätere Form des *Optimierungs-Normalismus*, die jeweils beide auf unterschiedliche normalistische Grundlagen rekurrieren. Dass sich beide Konzepte dennoch im Begriff der Normalität alltagssprachlich vermengen, kann allein bereits als Grund gelten, die Trennung beider Konzepte innerhalb der theoretischen Debatte stärker einzufordern. Gleichzeitig muss aber auch nach dem Grund dieser normativen Unschärfe im Begriff der Normalität gefragt werden.

Mit der Zuordnung der Normalität in das Feld der Unter- oder Unbestimmtheit (*vagueness*), sind zunächst erkenntnistheoretische und logische Überlegungen verknüpft. Fragen wie: ‚Wann entwickelt sich eine befruchtete Eizelle in eine Person?‘ oder ‚Was ist die maximale Größe eines kleinen Menschen?‘ stellen den Antwortenden vor immense Schwierigkeiten, weil sie sogenannte *borderline cases* darstellen, d. h. nur unter Hinzunahme einer weiteren Prämisse beantwortet werden

²¹⁴ Dass dies auch für den Natur-Begriff gilt, zeigt BIRNBACHER, Dieter, *Natürlichkeit*, Berlin: DeGruyter 2006, bes. 42-49.

können.²¹⁵ Einige Erkenntnistheoretiker argumentieren, dass es sich hier lediglich um Unkenntnis, nicht um Unbestimmtheit an sich handelt: Die Grenze, die zwischen Kind und nicht mehr Kind liegt, wäre demnach deutlich existent, entzöge sich aber unserer Kenntnis.²¹⁶ Supervaluationisten gehen hingegen davon aus, dass den *borderline cases* kein Wahrheitswert zukommt. Dies würde erklären, warum es universell unmöglich ist, eindeutige Aussagen aus den *borderline cases* abzuleiten. Während einfache Sätze dieser Art also keinen Wahrheitswert haben, können Kompositionen durchaus wahrheitstheoretischen Wert haben, so zum Beispiel in dem Satz: „Entweder X ist groß oder es ist nicht der Fall, dass X groß ist“: Das Kompositum wäre demnach wahr, unabhängig davon, wie genau der *borderline*-Ausdruck „groß“ gefasst wird. So kann die Supervaluations-Methode die Standardlogik beibehalten und gleichzeitig „gaps“, Lücken für bestimmte Terme, einschließen. Kontextualisten werfen den Unbestimmtheitsbefürwortern hingegen vor, mit Äquivokationen zu arbeiten. In einem Kontext würde ein bestimmter Ausdruck, z. B. „groß“ oder „Kind“ also für verschiedene Signifikate verwendet, so dass die Identität nur auf der Ebene der Signifikanten bestehe. Unbestimmten Termen käme dann der Stellenwert von indexikalischen Ausdrücken wie „Ich“, „heute“, „jetzt“ usw. zu, bei denen das jeweils Bezeichnete erst durch den Kontext, z. B. den Sprecher oder das Datum, präzisiert wird.²¹⁷

Ein *locus classicus* der Unbestimmtheitsproblematik in der Logik ist das *Sorites-Paradox*. Das auch als Haufen-Paradox bekannte Gedankenspiel diskutiert die Frage, wann ein Sandhaufen kein Sandhaufen mehr ist, wenn nach und nach jeweils ein Sandkorn abgetragen wird. Die Paradoxie besteht dabei im Widerspruch zwischen einer Intuition und einem Beweis: Nimmt man von einer Ansammlung von Sandkörnern, dem Sandhaufen, ein einzelnes Sandkorn fort, bleibt als Rest immer noch ein Sandhaufen. Dennoch käme trotz dieser aussagelogischen Herleitung niemand auf die Idee, ein einzelnes noch verbliebenes Sandkorn als Sandhaufen zu bezeichnen. Ulrich Pardey bringt diese Form der Unbestimmtheit darüberhinaus mit dem Merkmal der Transitivität in Verbindung. Transitiv sind Beziehungen (R) zwischen mehreren Elementen a, b, c aus einer Menge genau dann, wenn a in Beziehung R zu b und b in Beziehung R zu c steht, und a damit auch in Beziehung R zu c stehen muss. Demnach wären Beziehungen wie *kleiner als* oder *genauso groß wie* transitiv. Dass hier von der Ähnlichkeit je zweier Elemente auf die Ähnlichkeit des ersten und letzten Elements geschlossen werden kann, zeigt die prinzipielle Unbegrenztheit der transitiven Beziehungen. Auch im Alltagsgebrauch finden Beziehungen der Ähnlichkeit und Gleichheit

²¹⁵ Vgl. SORENSEN, Roy: Art. "Vagueness", The Stanford Encyclopedia of Philosophy (Fall 2008 Edition), hg. von ZALTA, Edward, online abrufbar unter <http://plato.stanford.edu/archives/fall2008/entries/vagueness> [Zugriff am 26.02.2013].

²¹⁶ Vgl. WILLIAMSON, Timothy: *Vagueness*, London: Routledge 1994.

²¹⁷ Vgl. SORENSEN, Roy: Art. "Vagueness", The Stanford Encyclopedia of Philosophy (Fall 2008 Edition), hg. von ZALTA, Edward, online abrufbar unter <http://plato.stanford.edu/archives/fall2008/entries/vagueness> [Zugriff am 26.02.2013].

Verwendung. Der pragmatische Ermessensspielraum im Alltag hat dabei allerdings relevante Konsequenzen, wie Pardey zeigt: So würde man zwei Menschen als *gleich groß* bezeichnen, wenn eine auf ihren Köpfen platzierte Wasserwaage sich im Lot befindet. Unterscheidet sich die Körpergröße zweier Menschen dabei nun um $1/1000$ mm, wäre dieser Unterschied im Alltag, auch von der Wasserwaage, nicht wahrnehmbar, so dass beide weiterhin als *gleich groß* bezeichnet würden. Bildet man allerdings eine fiktive Menschenkette von einer Million Menschen, deren Körpergröße sich jeweils um $1/1000$ mm vom Nachbarn unterscheidet, besteht zwischen den beiden Personen an den Enden der Kette ein Größenunterschied von etwas mehr als einem Meter: Damit wären beide sicherlich nicht mehr gleich groß zu nennen, und es zeigt sich, dass die transitive Bezeichnung der Größengleichheit hier sehr vage ist. Pardey plädiert daher für die Unterscheidung von begrenzter (wie im Beispiel der Menschenkette) und unbegrenzter (z. B. in mathematischen Fällen) Transitivität. Normalität würde vor diesem Hintergrund ebenfalls ein begrenzt-transitives Konzept darstellen. Ethische Relevanz kommt dem Sorites-Paradox besonders in Fragen zu, die auf die Bestimmung eines ontologischen bzw. moralischen Status etwa von Tieren oder Embryonen abzielen, oder Anfang und Ende des menschlichen Lebens diskutieren. In diesen Fällen der Unschärfe wird dann oftmals auf das Sorites-Paradox als Schlussschema zurückgegriffen: Innerhalb einer darwinistischen Argumentationen, die hinsichtlich der Phylogenese den Entstehungsmoment eines Anthropinions leugnet, kann so z. B. die unscharfe Grenze zwischen Mensch und Menschenaffe zu der Folgerung genutzt werden, dass es überhaupt keine Grenze gebe. Pardey zeigt allerdings, dass aus der durch das Sorites-Paradox nahegelegten Tatsache, dass es keine klare und eindeutige Grenze gibt, nicht gleichzeitig folgt, dass es überhaupt keine Grenze gibt.²¹⁸

Die Vorstellung (unüberwindbarer) Unbestimmtheit ist zudem mit dem Paradigma der Moderne verbunden. Mit Referenz zu Gerhard Gamm²¹⁹ spricht Jan C. Schmidt vom „Unbestimmtwerden“ und zeichnet die Anerkennung der Unbestimmtheit als etwas historisch Gewordenes aus, die nicht zuletzt von grundlegenden Vorstellungen der modernen Physik geprägt erscheint.²²⁰ Im Kontext der Moderne ist die Unbestimmtheit dabei auch durch die Form negativer Selbstreflexion und -bestimmung der Moderne konstituiert. Geschichtsphilosophisch besteht diese in dem Versuch, das Eigene *ex negativo* als das ‚noch nicht‘ oder ‚nicht mehr‘ und somit in Abgrenzung zu Kontrastkonzepten der Geschichte zu bestimmen: „[Die Moderne] ist einerseits nachnatürlich,

²¹⁸ Vgl. PARDEY, Ulrich: Unschärfe Grenzen. Über die Haufen-Paradoxie, den Darwinismus und die rekursive Grammatik, in: Journal for General Philosophy of Science 33,2 (2002), 322-348.

²¹⁹ Vgl. GAMM, Gerhard: Flucht aus der Kategorie: Die Positivierung des Unbestimmten als Ausgang der Moderne, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994.

²²⁰ Vgl. SCHMIDT, Jan C.: Die Positivierung des Unbestimmten in den *nach*modernen Naturwissenschaften, in: HETZEL, Andreas (Hg.): Negativität und Unbestimmtheit. Beiträge zu einer Philosophie des Nichtwissens. Festschrift für Gerhard Gamm, Bielefeld: transcript 2009, 119-137, 121.

nachreligiös, nachtraditional, andererseits aber noch nicht bei dem angekommen, was sich an die Stelle von Natur, Religion und der substantiellen Sittlichkeit vormoderner Traditionen setzen könnte. Die Moderne begleitet der Verdacht einer gescheiterten Translatio: dass sich buchstäblich nichts an die Stelle dessen gesetzt haben könnte, was durch die Moderne überwunden wurde.²²¹ Dass das Negative die Moderne aber mit einer Orientierungsmöglichkeit auszustatten vermag, zeigt sich in der normativen Kraft der Negativität, die bereits Hegel gesehen hat: So negiert das Negative mit dem Bestehenden zugleich Vorurteile, falsche Strukturen, Zwänge und vermeintliche Determinanten, kurz: Es setzt bestehende Strukturen kontingent und macht sie so hinterfragbar, was nicht zuletzt an der Konjunktur von mit der Negativität und Unbestimmtheit verbundenen semantischen Konzepten wie Differenz, Ambivalenz, Fraktalität oder Unentscheidbarkeit sichtbar wird. Indem also wie im Fall der Normalität die Abhängigkeit von Praktiken von historischen Wissensordnungen herausgestellt wird, wird damit auch ihre Historizität, ihre Nicht-Notwendigkeit betont.

Die Tatsache, dass Normalität hinsichtlich ihrer normativen Ausrichtung zunächst unterbestimmt ist, ergibt sich dabei auch aus ihrem eigenen Verständnis von epistemologisch unklaren Grenzen, wie es im Zusammenhang der zwei Konzepte von Proto- und Flexibilitätsnormalismus bereits Thema war. Als Begriff kombiniert ‚Grenze‘ dabei drei Konnotationen, die anhand der entsprechenden englischen Begrifflichkeiten auseinander gehalten werden können. Während ‚border‘ in erster Linie eine räumliche, geografische Grenze meint, die Territorien voneinander trennt und entsprechend mit den Merkmalen der Sichtbarkeit und Materialität ausgestattet ist, verweist ‚boundary‘ auf symbolisch-erfahrbare Grenzen in einem übertragenen Sinn. ‚Limit‘ schließlich bezieht sich auf eine normative und asymmetrische Grenze, auf jene zwischen dem Normalen und Erlaubten, dem Legitimen und der illegitimen Transgression, hinter der etwas wartet, was die Grenze in Richtung des Pathologischen wie Faszinierenden überschreitet.²²² Der *locus classicus* moderner Grenzziehung, der das Prinzip normalistischer Grenzen im Sinne der boundaries theoretisch flankiert, liegt in der Vorstellung sozialer, besonders funktionaler Differenzierung. Mit dieser im vierten Kapitel noch genauer zu analysierenden Theorieform ist die Idee einer Begrenzung durch systeminterne und je spezifische Operationen gemeint, die in Form von für andere Systeme nicht anschlussfähiger Kommunikation die eigene Autopoiesis aufrechterhalten. Diese Modellierung kommunikativ-operativer Grenzen, wie sie in der Systemtheorie nach Luhmann vorliegt, soll im vierten Teil der Arbeit mit dem Konzept der Normalität hinsicht-

²²¹ HETZEL, Andreas: Negativität und Unbestimmtheit. Eine Einleitung, in: Ders. (Hg.): Negativität und Unbestimmtheit. Beiträge zu einer Philosophie des Nichtwissens. Festschrift für Gerhard Gamm, Bielefeld: transcript 2009, 7-20, 10.

²²² Vgl. RECKWITZ, Andreas: Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kulturosoziologie, Bielefeld: transcript 2008, 302.

lich ihrer Überschneidungspunkte untersucht werden. Zunächst bleibt aber noch einmal die Relevanz der festgestellten Unschärfe des Normalitätsbegriffs festzuhalten. Im vorhergehenden Teil haben wir bereits gesehen, dass Normalität aufgrund ihrer Nähe zur statistischen Erfassung von Daten besonders für die menschliche Wahrnehmung einschlägige Orientierungs- und Wahrnehmungsmustern zur Verfügung stellt. Diese ‚Folien‘ der Normalität, mit der wir die erfahrene Wirklichkeit einordnen und klassifizieren, sowie uns selbst in ihr lokalisieren können, setzen demnach wesentlich auf das Sicherheitsbedürfnis angesichts moderner Diffusions- und Dezentralisierungsbewegungen. Dass Normalität angesichts dessen dabei gleichzeitig auch als ‚unscharf‘ charakterisiert wurde, bedarf dann einer präziseren Rechtfertigung und Erklärung, da die erwähnte Unschärfe das Orientierungsvermögen der Normalität deutlich in Frage zu stellen scheint. Wie lässt sich der scheinbare Widerspruch an dieser Stelle auflösen? Zunächst ist es wichtig, hier noch einmal auf den ontologischen Status der Normalität hinzuweisen. Dass Normalität von ihren sozio-statistischen Ursprüngen her verstanden wesentlich auf empirisch gewonnenes Wissen Bezug nimmt, sollte nicht zu dem Schluss verleiten, in der Figur der Normalität eine ontologisch abgesicherte Argumentationsbasis gefunden zu haben. Die Überlegungen zu ihren Ausprägungsformen der Durchschnitts- und Optimierungsnormalität haben dies belegt und zeigen darüber hinaus, dass erst in hochkulturellen und modernen Kontexten eine nennenswerte Inkongruenz von Normalität und Moralität möglich ist, die dann zu einer entsprechenden Ambivalenz der Bewertung des Normalverhaltens als einerseits gut und in Ordnung und andererseits als „nur“ normal, durchschnittlich im negativen Sinn kommt: Als bloßer Begriff ist Normalität in der Moderne immer mindestens in zweifacher Hinsicht uneindeutig.

III.2 Die Genese sozialer Ordnung

Die großen Zufälle sind das Gesetz.
Die Ordnung der Dinge kann nicht auf sie verzichten.

(Victor Hugo: Die Elenden, 1. Aufl., Düsseldorf: Patmos, 2006, 1216.)

Normativität, die sich in Normen und der Bestimmung des als richtig und gut angesehenen Zusammenspiels der betroffenen Elemente niederschlägt, kennt immer auch Idealbilder sozialer Ordnung als Orientierungsmarke. Die Formulierung der soziologischen Grundfrage, wie soziale Ordnung überhaupt möglich ist, macht in ihren semantischen Nuancen aber auch deutlich, dass die Etablierung dieser Ordnung zwar sehr häufig und in verschiedenen Formen realisiert auffindbar ist, aber dennoch keine Selbstverständlichkeit darstellt. In der Frage kommt dann bereits insofern ein moderner Unterton zum Tragen, als sie mit dem „wie“ und dem „möglich“ eine Auflösefunktion vermeintlich fester sozialer Bestände verfolgt und das scheinbar Gegebene radikal kontingent setzt, ohne der Möglichkeit sozialer Ordnung gegenüber eine grundsätzliche Skepsis zu formulieren. Damit nimmt sie, wiederum typisch für die Moderne, einen Schwebezustand zwischen der Möglichkeit, die Frage konkret zu beantworten, und ihrer letztlich Unbeantwortbarkeit aufgrund der stetigen Kontingenz aller faktisch gefundenen Lösungen ein.²²³ Um dieser auch für die Bestimmung der Normativität wichtigen soziologischen Grundfrage nachzugehen, gilt es darüber hinaus weitere Unklarheiten, die in diesem Kontext erscheinen, zu beleuchten. Dazu gehören die Fragen, was Gesellschaft in ihren elementaren Positionen ausmacht, wie das Individuum in der Gesellschaft möglich ist, und wie Ordnung über die Zeit hinweg, also stabil möglich ist. Und es bleibt zu fragen, welche Konsequenzen allein die Frage nach der Möglichkeit sozialer Ordnung aufwirft, da sie methodisch die Position einnimmt, zunächst nach Unordnungen suchen zu müssen, um von dort aus ein Konzept zur Etablierung von Normen und Ordnung vorschlagen zu können. Ein solcher Fragehorizont stellt demnach Selbstverständlichkeiten und bestehende Ordnungen in Frage. Die Frage, wie Normativität die Aufrechterhaltung von Gesellschaft ermöglicht, wie sie Unordnung in Ordnung überführt, wie Abweichungen dabei wieder „normalisiert“ und auf die Ebene des Unproblematischen gehoben werden, führt uns dann bei Foucault zur Normalität als ordnungsstiftender Disziplinarmacht. Zu-

²²³ Vgl. LUHMANN, Niklas: Organisation und Entscheidung, Wiesbaden: VS-Verlag 2000, 202 f.: „Eine endgültige Lösung des Grundproblems – etwa nach Art einer Schachaufgabe – würde ja dazu zwingen, die Bemühungen der Disziplin einzustellen, das Tätigsein zu beenden. Grundprobleme sind also kein Zweck der Forschung. Ihre Unlösbarkeit korrespondiert vielmehr mit der übermäßigen Komplexität der Systemumwelt; sie chiffriert das Komplexitätsgefälle zwischen Umwelt und System als Möglichkeit der Verbesserung der Theorielage in Bezug auf an sich unlösbare Probleme.“

nächst sollen nun die für die weitere Arbeit einschlägigen Positionen zur Ordnungsproblematik, wie sie in Hobbes Kontraktualismus und der Systemtheorie Niklas Luhmanns entworfen sind, dargestellt werden.

III.2.1 Thomas Hobbes: Ordnung als Vertrag

Der erste, der ein Stück Land eingezäunt hatte und
es sich einfallen ließ zu sagen: dies ist mein und der Leute
fand, die einfältig genug waren, ihm zu glauben,
war der wahre Gründer der bürgerlichen Gesellschaft.

(Jean-Jacques Rousseau: Diskurs über die Ungleichheit. Kritische Ausgabe
des integralen Textes von Heinrich Meier, Paderborn: Schöningh 1984, 172.)

Der englische Staatsphilosoph Thomas Hobbes geht bei seinem Antwortversuch vom individuellen Eigeninteresse und der Autonomie der Individuen aus. In seiner Theorie ergibt sich die Möglichkeit sozialer Ordnung aus der Spannung zwischen Individuum und Gesellschaft. Die in biologischer Hinsicht vergleichbar ausgestatteten Menschen seien zunächst auf den eigenen Vorteil und das Gewinnstreben bedacht, die sie im Zweifel auch gegen die Interessen der Mitmenschen durchzusetzen bereit sind. Diesen vor-staatlichen Naturzustand beschreibt Hobbes als *bellum omnes contra omnes*, als Kampf aller gegen alle: Das Leben der Menschen in diesem Zustand permanenten Argwohns ist „einsam, arm, kümmerlich, roh und kurz.“²²⁴ Jeder hat in diesem Zustand das Recht auf Selbsterhaltung und die Erweiterung des eigenen Macht- und Einflussbereichs, auf die permanente Vergrößerung des Selbstbehauptungspotentials und zu präventiver Gewalt. Da alle Menschen hinsichtlich ihrer Körperkraft und ihrer Geistesfähigkeiten unter Absehung spezifischer, sich im Durchschnitt betrachtet gegenseitig kompensierender Vor- und Nachteile in etwa ähnlich ausgestattet seien, findet sich hier ihre Motivation, mit den anderen Menschen um entsprechende Güter im Sinne eines strategischen Wetttrüstens zu konkurrieren. Wer also die Macht hat (oder glaubt zu haben), andere zu besiegen und deren Güter oder Land in Besitz zu nehmen, würde auch nicht durch rein moralische Intervention davon abgehalten, sein Eigeninteresse auf Kosten der anderen zu verfolgen. Aus dieser Sicht eines instabilen Naturzustandes, in dem von allen institutionellen Bindungen abgesehen wird, leitet Hobbes gleichzeitig

²²⁴ HOBBS, Thomas: *Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates*, Hamburg: Reinbeck 1965 [1651], 99.

seine Vorstellung von sozialer Ordnung ab. Demnach sei es vor allem die Furcht, die Menschen zum Friedensschluss untereinander bewegen kann: Wenn die natürliche Ausstattung die einzelnen Menschen zum einen zu dem Versuch motiviert, andere Menschen zu übertreffen und zu besiegen, ist damit gleichzeitig auch die Furcht verbunden, die sich aus der Erwartung dieser konfligierenden Kalküle ergibt. Mit anderen Worten: Für das Individuum wird das zunächst zweckrationale Verhalten des Kriegs aller gegen alle innerhalb dieser Entwicklung zuletzt irrational²²⁵: Die Strategie der Selbsterhaltung wird riskanter und gefährdet letztlich die eigene Selbsterhaltung. Hobbes sieht daher als einzigen Weg zu sozialer Ordnung die Möglichkeit, dass alle Akteure ihre Macht einem (oder auch mehreren) Menschen symbolisch übertragen, so dass der Wille der Gesamtheit gewissermaßen auf einen Punkt hin gebündelt wird und die Gesellschaft so einen Stellvertreter auswählt. Diese Wahl beruht Hobbes zufolge auf einem Vertrag eines jeden mit einem jeden im Staat und korrespondiert so mit der individualistischen Konfliktstruktur im Naturzustand; die zentrale Instanz, der Souverän, muss mit entschiedener Sanktionsmacht ausgestattet, und der Vertrag, der zur Garantie der Freiheit aller geschlossen wurde, zudem unkündbar sein.²²⁶ Das politische Machtmonopol reguliert so die im Naturzustand herrschende Gewalt, ohne dass damit bereits eine Antwort auf die Beziehung zwischen den einzelnen Souveränen gegeben wäre, die sich in Ermangelung eines ‚Völkerrechts‘ selbst wiederum noch im Naturzustand gegenüber stehen. Der aus der vertraglichen Bindung entstehende politische Zustand zeichnet sich also (gegenüber dem Naturzustand) durch die Einigung auf eine oberste Instanz, die Regeln der Kooperation falls nötig mit Gewalt durchsetzt, und eine entsprechende daraus resultierende Rechtssicherheit und Stabilität aus. Der Krieg im Naturzustand kann nur durch freiheitseinschränkende handlungskordinierende Regeln in den politischen Zustand überführt werden; greifen können die so verankerten Regeln aber nur, wenn sie kollektiv befolgt und so gegen Defektion geschützt werden. Die absolute Zwangsgewalt des Souveräns kann daher die unzureichende, bloß intersubjektive Selbstbindung der Individuen überwinden. Mit diesem übergreifenden Gesellschaftsvertrag geht der wechselseitige Souveränitätsverzicht der Individuen und damit die vorbehaltlose Entäußerung aller Freiheiten und Rechte einher und verdeutlicht sinnbildlich in Form des Leviathan, dass herrschaftsrechtliche Kompetenz nur auf der Basis vertraglicher Selbstbindung der Einzelpersonen begründbar ist.²²⁷ Hobbes rekonstruiert den politischen Körper dabei als künstliche Person im Sinne der Einheit der Untertanen und des Souveräns, die von

²²⁵ Vgl. BRENTTEL, Helmut: Soziale Rationalität: Entwicklungen, Gehalte und Perspektiven von Rationalitätskonzepten in den Sozialwissenschaften, Opladen: VS-Verlag 1999, bes. 159-161.

²²⁶ Vgl. ABELS, Heinz: Einführung in die Soziologie, Bd. 1: Der Blick auf die Gesellschaft, 4. Aufl., Wiesbaden: VS-Verlag 2009, 84 f.

²²⁷ Vgl. KERSTING, Wolfgang: Vertrag, Souveränität, Repräsentation. Zu den Kapiteln 17 bis 22 des *Leviathan*, in: Ders. (Hg.): Thomas Hobbes. Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines bürgerlichen und kirchlichen Staates, Oldenburg: Akademie-Verlag 2008, 173-192.

den natürlichen Personen hergestellt wurde. Die aus der vertraglichen Selbstbindung hervorgehende Entität des Souveräns ist dennoch frei von aller rechtlichen Bindung an die ihn konstituierenden Bürger: Diese übertragen zunächst ihre Rechte auf den Souverän, dessen Wille den politischen Körper so bewegt und regiert, wie die Einzelpersonen im Naturzustand ihren Körper zu Handlungen koordinieren und bewegen. Hobbes skizziert damit das Bild eines höherstufigen Repräsentationsverhältnisses, in dem sich jedes Einzelement aus der Bevölkerung durch die vorherige Autorisierung des Souveräns zum Autor von dessen Handlungen macht. Und auch wenn der Souverän keine vertraglich rekonstruierbaren Pflichten gegenüber der Bevölkerung hat, kann er dennoch vor dem Hintergrund einer funktionalen Pflicht verstanden werden: So ist der Souverän verpflichtet, den Staat in seiner Eigenschaft als Friedensgarant nicht zu desavouieren, auch wenn er mit Blick auf die Vertragsrelation extern anzusiedeln ist: Wenn ein Souverän Vertragspartner wäre, in welcher Form sollte im Konfliktfall zwischen zwei Parteien, zwei Souveränen, ein Streit über die Vertragsbestimmung zu schlichten sein? Der erst durch den Vertrag entstehende Souverän ist gegenüber dem vertraglichen Recht damit gewissermaßen unfehlbar, da Recht wie Unrecht erst durch den Vertrag inauguriert werden und der Souverän ihnen gegenüber notwendig übergeordnet und verstanden werden muss, er also ermächtigt ist, das Gewaltmonopol nach eigenem Ermessen zu handhaben. In diesem Sinne ist er nicht über die Begrifflichkeiten von Recht und Unrecht zu verstehen, da beide als Einheit in ihm zusammenfallen. Diese Unhintergebarkeit des Souveräns für eine Anwendung des rechtlichen Codes erklärt sich aus dem Anspruch, einen Selbstwiderspruch zu vermeiden: Da sich jeder Einzelne durch die Einsetzung des Souveräns zum (Teil-)Autor des Souveräns macht, würde sich der Einzelne bei einem Einspruch gegenüber dem Souverän gegen etwas erheben, dessen Ursprung er letztlich selbst ist. Eine weitere Begründung dieser Unhintergebarkeit variiert das obige Argument und verweist auf den rechtsfreien Raum, in dem der Souverän agiert. Da durch ihn zu allererst rechtliche Verhältnisse geschaffen werden, ist sein eigenes Handeln durch keine Norm eingeengt.²²⁸

Hobbes Entwurf stellt damit einen Versuch dar, politische Macht ohne Bezug auf metaphysische Gründe zu legitimieren. Die Vertragstheorie ersetzt die mittelalterliche Legitimation von Gottes Gnaden und vermeidet den Rückbezug auf naturrechtliche Ordnungsvorstellungen. Zudem lässt sich bei Hobbes die Differenzierung zwischen einem Vertrag als bloßer Willensbekundung, der nicht bindend ist, und dem sanktionierbaren Gesellschaftsvertrag ausmachen. Der Geltungsgrund der daraus hervorgehenden Normen liegt nicht mehr im Naturrecht, sondern im Individuum selbst, da die Form des Vertrags auf den größtmöglichen Vorteil des Einzelnen abzielt. Unklar bleibt allerdings eine theoretische Erläuterung eines Szenarios, das die Frage nach dem

²²⁸ Vgl. ebd., 187-193.

Verpflichtungsgrund staatlicher Gewalt und dem Schutz der Bürger vor dem Staat klärt. Dies gilt umso mehr, da die Einsetzung des Souveräns nach Hobbes nicht revidierbar ist.

III.2.2 Niklas Luhmann: Überwindung doppelter Kontingenz

„Aber wenn sich alle an diese Regel hielten“, sagte Alice, denn sie hatte eine große Vorliebe für kleine Einwände, „und alle sprächen nur, wenn sie gefragt sind, und jeder wartete darauf, dass der andere anfängt, dann würde ja nie jemand irgendetwas sagen, so dass –“

(Lewis Carroll: Alice hinter den Spiegeln, Frankfurt/M.: Insel-Verlag 1963, 130.)

Die Frage nach den Möglichkeiten sozialer Ordnung wird innerhalb systemtheoretischer Erwägungen gegenüber der Hobbesschen Vertragstheorie zunächst auf ein anderes ontologisches Fundament gestellt: Ohne dem Vertrag als Bindeglied zwischen Interaktionspartnern seine Bedeutung abzuspochen, stellt sie ihn als eine sekundäre, emergente soziale Errungenschaft dar²²⁹, die erst im Gesamtgefüge der Möglichkeiten sozialer Kommunikation ihren Platz gewinnt. Damit reiht sich Luhmanns Entwurf in eine seit Talcott Parsons bestehende Theorietradition, die die Antwort auf die Frage nach sozialer Ordnung nicht in einem Restbestand der sozialer Natur des Menschen sucht, sondern in der Unhaltbarkeit von Situationen doppelter Kontingenz und deren Überwindung durch die Regulierung der wechselseitigen Abhängigkeiten.

Die Systemtheorie fasst die Frage sozialer Ordnung demnach in einen ursprünglich kommunikationstheoretischen Rahmen. Mit dieser Bestimmung verschiebt sich auch der ontologische Referenzpunkt der Ausgangsfrage nach der Möglichkeit sozialer Ordnung, da die Gesellschaft systemtheoretisch nicht mehr in ontische Einheiten oder Gruppierungen geteilt gesehen wird, sondern stattdessen in Beobachtungsverhältnisse, die keine ‚Festigkeit‘ kennen und die Realität kommunikativ konstituieren.²³⁰ Als Grundelement im Sinne einer nicht weiter aufzulösenden Letzteinheit sozialer Systeme ist Kommunikation, die Luhmann als Basisoperationen der autopoietischen Teilsysteme voraussetzt²³¹, funktional angelegt auf Anschlussfähigkeit: Die Autopoiesis

²²⁹ Vgl. dazu ausführlicher NASSEHI, Armin, KNEER, Georg: Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, 4. Aufl., München: Fink 2000, 65-80.

²³⁰ Vgl. BERGER, Peter L., LUCKMANN, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, 23. Aufl., Frankfurt/M.: Fischer 2009.

²³¹ Vgl. POTT, Hans-Georg: Das „Subjekt“ bei Niklas Luhmann, in: GEYER, Paul, JÜHNKE, Claudia (Hgg.): Von Rousseau zum Hypertext, Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, 65-79, 73.

und die Selbstreferentialität der Systeme bringen es im lumanschen Theoriedesign mit sich, dass diese Anschlussfähigkeit zunächst durch die binären Leitunterscheidungen, die den Systemen jeweils spezifisch zukommen und die Umweltkomplexität reduzieren, gewährleistet werden soll. Anschlussfähigkeit meint demnach die beständige Reproduktion und Aufrechterhaltung von Kommunikation, von der die Existenz der Systeme überhaupt abhängt.²³² Es scheint zudem evident, dass die Anschlussfähigkeit von Kommunikation mit zunehmender Komplexität der Gesellschaft risikobehafteter und mit Blick auf ihr Gelingen unwahrscheinlicher wird: Die Notwendigkeit kommunikationsstabilisierender Effekte zeigt sich damit deutlich. Konkret nennt Luhmann drei kommunikative Hemmnisse, die das Gelingen von Kommunikation gefährdet: Da Kommunikation zum ersten als Übertragung sinnhafter Selektionen immer kontextgebunden verstanden wird, ist sie von den Selektionsleistungen des ‚Empfängers‘, seinem Wahrnehmungsfeld, abhängig, und damit anfällig für Miss- oder gar Unverständnis. Das zweite Problem verortet Luhmann in der räumlichen und zeitlichen Extension von Kommunikationsbedingungen, d. h. in den möglicherweise abweichenden Aufmerksamkeitsbedingungen der Empfänger in Abhängigkeit zu ihrer jeweiligen zeitlichen oder räumlichen Situation. Schließlich betrifft ein Problem der Kommunikation auch die durchaus zentrale Frage nach ihrem Gelingen, d. h. der Übernahme der von *Alter* getroffenen kommunikativen Selektionsleistung durch *Ego*, dem Kommunikationspartner. Gelingende Kommunikation ist demnach anschlussfähige Kommunikation, die dem Gegenüber das Anknüpfen an die eigenen Selektionsleistungen ermöglicht und Kommunikation so am Laufen hält.²³³

Diese drei, zunächst sehr gewichtig erscheinenden Einsprüche gegen das Gelingen von Kommunikation scheinen angesichts der alltäglichen Kommunikationserfahrungen zunächst kontraintuitiv. Luhmann beantwortet diesen Einwand mit dem Hinweis auf verschiedene, der Kommunikation inhärente Lösungsstrategien, die durch die Etablierung von z. B. festen Erwartungshaltungen oder kommunikativen Strukturen der Gefahr der unwahrscheinlichen Kommunikation begegnen, so z. B. in Form der symbolisch-generalisierten Kommunikationsmedien. Sie sind zu verstehen als ein im Verlauf der soziokulturellen Evolution bewährte Form der Verfestigung und Vereinfachung von Kommunikationswegen, etwa mittels Geld, das die kommunikativen Austauschbedingungen im ökonomischen Bereich regelt.

Das Gelingen von Kommunikation, wird sie mit dem systemtheoretischen Instrumentarium Luhmanns betrachtet, erfolgt keinesfalls selbstverständlich; bereits die Ausgangsfrage, wie Kommunikation möglich sei, legt ja das Vorhandensein von Hindernissen nah, die im Folgenden unter

²³² Vgl. SCHÜTZEICHEL, Rainer: Soziologische Kommunikationstheorien, Konstanz: UVK-Verlag 2004, 261 f.

²³³ vgl. LUHMANN, Niklas: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008 [1984], 207-225.

dem Stichwort der doppelten Kontingenz konkretisiert werden sollen. Luhmann definiert Kontingenz in traditioneller Weise: Etwas ist, kann aber auch anders sein; es ist also weder notwendig noch unmöglich, es ist faktisch da und kann sich ändern. Zu einem Akutwerden doppelter Kontingenz genügt der Systemtheorie zufolge noch nicht die bloße Faktizität der Begegnung, zu einem Problem wird diese nur, wenn die Akteure in spezifischer Weise erlebt und behandelt werden, nämlich als Systeme einer unendlich offenen, in ihrem Grunde dem fremden Zugriff entzogene Möglichkeiten der Sinnbestimmung. Das Problem doppelter Kontingenz tritt demzufolge immer dann auf, wenn mindestens zwei autopoetische Systeme gezwungen sind, sich operativ abzustimmen, ohne dabei auf eine (bereits zuvor etablierte) Konsens- oder Erfahrungsbasis zurückgreifen zu können.²³⁴ Das gegenseitige Verhältnis zweier psychischer Systeme ist nach Luhmann analog zu dem zweier „black boxes“ zu sehen, die einander opak, undurchschaubar und unzugänglich für die antizipative Kalkulation des Verhaltens gegenüber stehen. Mit der Konstellation doppelter Kontingenz ist kommunikationstheoretisch genau diese Anordnung beschrieben, in der zwei Systeme aufeinandertreffen, die sich gegenseitig nicht durchschauen können, aber dennoch auf Annahmen zum möglichen Verhalten des anderen und seinen Reaktionen bzw. Erwartungen angewiesen sind.²³⁵ Diese Lage der doppelten Kontingenz, die die gegenseitige Unsicherheit bezüglich der Erwartungen und Erwartungserwartungen des Anderen bezeichnet, stellt ein ausgesprochenes Hemmnis für gelingende Kommunikation und daran anschließende Handlungen dar, wenn beide Akteure ihre Handlungen vom Verhalten des jeweils anderen abhängig machen.²³⁶ Erst durch gewonnene Erfahrung kann das Handeln des anderen Systems eingeschätzt und erwartbar gemacht werden, in der Sprache selbst finden die Akteure außer einem formalen Fundus der reinen Semantik keine normativen Vorgaben zur Überwindung der doppelten Kontingenz.²³⁷ In sozialen Systemen muss demnach konsequent mit doppelter Kontingenz als kommunikativer Ausgangslage gerechnet werden; die theoretische Abstraktion, die die doppelte Kontingenz zunächst darstellt, wird dann zu einem Problem, wenn die Handlungen von *Ego* von den Handlungen von *Alter* in dem Sinne abhängig sind, dass *Ego*, um seine Handlungen bestimmen zu können, wissen muss, welche Handlungen von *Alter* zu erwarten sind. In dieser Situ-

²³⁴ Vgl. ebd., 148-152.

²³⁵ An dieser Stelle muss darauf hingewiesen werden, dass Kommunikation innerhalb der Systemtheorie streng genommen die Einheit sozialer, nicht aber psychischer Systeme darstellt; letztere sind Luhmann zufolge auf die Zirkulation von Gedanken bzw. Bewusstseinsinhalten beschränkt. Da psychische Systeme aber mit sozialen Systemen interagieren und die operative Geschlossenheit der Systeme gleichzeitig eine strukturelle Kopplung zulässt, werden sie hier als eine kommunikative Grundlage geführt. Vgl. dazu NASSEHI, Armin, KNEER, Georg: Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, 4. Aufl., München: Fink 2000, 70 f.

²³⁶ Dies gilt, auch wenn doppelte Kontingenz „in Reinform“ im Alltag kaum vorzufinden ist und in seiner Entstehung immer schon Konditionierungen unterworfen ist, vgl. SUTTER, Tillmann: Interaktionistischer Konstruktivismus. Zur Systemtheorie der Sozialisation, Wiesbaden: VS-Verlag 2009, 207.

²³⁷ Vgl. ELLRICH, Lutz: Die Konstitution des Sozialen. Phänomenologische Motive in N. Luhmanns Systemtheorie, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 46 (1992), 24-43, bes. 24-27.

ation ist der Spielraum an Möglichkeiten zu weit, als dass Handlungen festgelegt werden könnten. Beide Systeme sind nicht in der Lage, Erwartungserwartungen auszubilden und damit diesen Möglichkeitsraum strukturell zu bestimmen.²³⁸ Während Talcott Parsons' Formulierung der Systemtheorie dabei noch auf ein „shared symbolic system“ als einer kulturellen Vororientierung etwa in Form kulturell bedingter Erwartungen, von Autoritätsverhältnissen oder sozialer Normen zurückgreift, um die Steigerung der Wahrscheinlichkeit bestimmter Verhaltensweisen zu plausibilisieren²³⁹, fragt Luhmann nach dem Entstehen dieser Vororientierungen und bringt die Akteure sozialer Beziehungen als möglichst voraussetzungslos gedacht ins Spiel. Sie sind demzufolge gerade nicht als sozialisierte oder in die jeweiligen Kontexte enkulturierte Subjekte aufzufassen, sondern werden ausschließlich als selbstreferentielle Systeme konzeptualisiert, die sich zunächst jeweils als „black boxes“ gegenüberstehen.

Die durch die Situation der doppelten Kontingenz erzeugte Ungewissheit wird erst überwunden, indem die beteiligten Systeme zunächst nur durch ihr Unterstellen der gegenseitigen Handlungskalküle Realitätsgewissheit erzeugen.²⁴⁰ Haben die Unterstellungen kommunikativen Erfolg, können sich die Selektionsleistungen dauerhaft, z. B. institutionell verfestigen und Kommunikation damit langfristig wahrscheinlicher und für die Zukunft gewisser machen. Das vorrangige Interesse eines jedes Systems besteht also in der Reduktion nicht mehr überschaubarer und operationalisierbarer Komplexität, um Anschlussmöglichkeiten und damit kalkulierbares Verhalten zu ermöglichen. Die Institutionalisierung von Normen in Form von Konventionen oder Gesetzen koinzidiert mit einer Ausweitung der gesellschaftlichen Komplexität. Während in kleineren und überschaubaren, d. h. in segmentären Gesellschaften soziale Ordnung noch nicht über Institutionen abgewickelt werden muss, nimmt die Komplexität funktional-differenzierter Gesellschaften zu, und zwar so weit, dass persönliche Überschaubarkeit die institutionelle Normierung nicht mehr mit einschließt. So dienen die in Institutionen verfestigten Formen moderner Normativität der Reduzierung von Komplexität in dem Sinne, dass sie Verhaltenssicherheit schaffen. Sie ermöglichen Formen der Standardisierung von Umgangsformen und kanalisieren Kommunikation, weitestgehend unabhängig von den betroffenen Personen.²⁴¹ In dieser stabilisierenden Funktion ähneln sie – zunächst funktional – bereits sehr den beschriebenen Wirkmechanismen der Normalität, die über den Rückgriff auf statistisch-generierte Normalverteilungskurven Orientierungssicherheit reguliert. Diese funktionale Interpretation von Normativität zeigt aber ebenso,

²³⁸ Vgl. SCHÜTZEICHEL, Rainer: *Soziologische Kommunikationstheorien*, Konstanz: UVK-Verlag 2004, 267.

²³⁹ Vgl. PARSONS, Talcott, SHILS, Edward: *Towards a General Theory of Action*, New York: Harper and Row 1951.

²⁴⁰ Vgl. LUHMANN, Niklas: *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008 [1984], 156.

²⁴¹ Vgl. LAMNECK, Siegfried: *Theorien abweichenden Verhaltens*, Bd. 1: *Klassische Ansätze*, 8. überarb. Aufl., Paderborn – München: Fink 2007, 31 f.

dass das Vorhandensein gemeinsamer Werte und Normen keinesfalls problemlos auf die Ebene der Handlungskoordination überführbar ist. Spätestens die Aufarbeitung des Hobbeschen Ordnungsproblems hat deutlich gemacht, dass gerade zur stabilen und dauerhaften Durchsetzung gemeinsamer Werte Regulationsmechanismen vorgesehen werden müssen. Genauso ist es wenig sinnvoll, die individuelle Bereitschaft, sich auf soziale Zusammenhänge einzulassen, automatisch als Wertekonsens zu verbuchen. Scherr zeigt etwa, dass die Bereitschaft zur Erwerbsarbeit nicht nur und sicher nicht in erster Linie aus der Wertschätzung für die Arbeit selbst resultiert, sondern zunächst aus einfachen ökonomischen Zwangslagen und Gründen der Existenzsicherung.²⁴²

Die in Form der doppelten Kontingenz formulierte Problematik besteht also nicht darin, dass die Akteure in einer Situation zu wenige Möglichkeiten haben, sondern im Gegenteil gerade über zu viele Möglichkeiten verfügen und nicht wissen, welche Kommunikation beim Gegenüber eine erwartete Aktion bewirkt²⁴³. Als Antwort auf die sich so ergebende Frage, wie die Unwahrscheinlichkeit in Wahrscheinlichkeit umgewandelt werden kann, so dass Kommunikation schließlich erwartbar wird, ist zunächst die Ausbildung funktional-differenzierter Sozialsysteme zu nennen, die Erwartungssicherheit und damit die Grundlage des individuellen Handelns schaffen. Soziale Systeme entstehen Luhmann zufolge durch eine Situation, in der die beteiligten Akteure die doppelte Kontingenz erfahren, und die Unbestimmtheit der Situation für beide Partner jeder folgenden Aktivität strukturbildende Bedeutung gibt.²⁴⁴ Diese Ordnung ist gegenüber der Ausgangslage emergent. Luhmann sieht gerade in der Unerklärbarkeit der Auflösung des Problems doppelter Kontingenz die Erklärung für das Entstehen einer emergenten Ordnung: „Ein soziales System baut nicht darauf auf und ist auch nicht darauf angewiesen, dass diejenigen Systeme, die in doppelter Kontingenz stehen, sich wechselseitig durchschauen und prognostizieren können. Das soziale System ist gerade deshalb System, weil es keine basale Zustandsgewissheit und keine darauf aufbauende Verhaltensvorhersagen gibt.“²⁴⁵ Die Bestimmung der doppelten Kontingenz antwortet somit auf die Frage nach der Möglichkeit sozialer Ordnung, damit verbunden auch auf die Frage nach der Wahrscheinlichkeit dafür, dass Kommunikation Anschluss findet, das heißt nach den Bedingungen der Anschlussrationalität von Kommunikation. Sie bildet die Grundlage für die Ausbildung weitergehender, sedimentierter Formen der gegenseitigen Sicherung von Erwartungen im Rahmen soziokultureller Regelungen und Ordnungen, die durch ihre jeweiligen Arten, Kommunikation zu kanalisieren und einzuschränken, diese überhaupt erst ermöglichen.

²⁴² Vgl. SCHERR, Albert: Werte und Normen, in: Ders. (Hg.): *Soziologische Basics. Eine Einführung für Pädagogen und Pädagoginnen*, Wiesbaden: VS-Verlag 2006, 187-192, 188.

²⁴³ Vgl. FÜLLSACK, Manfred: Die Habermas-Luhmann-Debatte, in: KNEER, Georg, MOEBIUS, Stephan (Hgg.): *Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen*, Berlin: Suhrkamp 2010, 154-181, 167.

²⁴⁴ Vgl. LUHMANN, Niklas: *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008 [1984], 154.

²⁴⁵ Ebd., 157.

Zusammenfassend lässt sich bis hierher festhalten: Wenn der kommunikative Kern sozialer Systeme in der Ausgangslage der doppelten Kontingenz zu finden ist, dann kann nur schwer von einem externen normativen Gefüge gesellschaftlicher Normen oder Regeln gesprochen werden. Das hat Auswirkungen auch auf das Selektionsverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, das sich nicht länger als ein Ich-Wir-Verhältnis rekonstruieren lässt, da das normative 'Wir' weder System noch ontische Realität darstellt. Als empirisches System rekonstruierbar ist demgegenüber zunächst nur die Interaktionsbeziehung, also die strukturelle Kopplung mindestens zweier anwesender Akteure (Ich-Du-Beziehung), später dann auch die Koproduktion von Kommunikation und Bewusstsein auf Basis von Kommunikationsmedien, die nicht unbedingt die raumzeitliche Präsenz von *Alter* und *Ego* voraussetzen.²⁴⁶ Luhmann wie Hobbes, so bleibt festzuhalten, beantworten die Frage, wie soziale Ordnung möglich ist, unabhängig von ihren je eigenen Schwerpunkten mit dem Hinweis auf Mechanismen der Stabilisierung: Bei Hobbes sind es vertraglich ausgehandelte, explizite Normen, auf die sich die Individuen verständigen. Dass der systemtheoretische Entwurf Luhmanns eine zunächst weniger explizite Form dieser Normierung kennt, liegt vornehmlich in seiner Einschätzung der vertraglichen Bindung als einem nachträglichen Mechanismus begründet: Sein Referenzpunkt ist nicht wie bei Hobbes in der Gesellschaft zu sehen, sondern geht vielmehr von Individuen und deren gegenseitiger Wahrnehmung als intransparenter Systeme aus. Dementsprechend beruft sich Luhmann auf kommunikative Konventionen als gegenüber dem hobbeschen Vertrag vorgängige Vereinbarungen, die in Form von Erwartungen kondensieren (vgl. Kap. III.3.1) oder in Institutionen überführt werden. Zu untersuchen bleibt nun, inwieweit auch normalistische Entwürfe eine ordnungsstiftende Funktion kennen, und wie deren Grad der Explizitheit einzuschätzen ist.

Luhmanns kommunikationstheoretischer Ansatz zur Beschreibung sozialer Ordnung bewegt sich auf der Mikroebene sozialer Interaktion. Zu fragen wäre nun, inwiefern diese ersten systemtheoretischen Grundgedanken auch für die Formulierung eines Konzepts von ordnungsstiftender Macht im Makrobereich anschlussfähig sind. Entgegen vielfachen Kritiken an einer vermeintlich kritiklosen und machtkonformen Systemtheorie²⁴⁷ lässt sich in einer frühen Schrift Luhmanns dieser Gedanke explizit nachverfolgen. In seinem Text *Macht* reagiert Luhmann gerade auch sehr deutlich auf diese klassische Kritik, dass die Systemtheorie keine fundierte Machtkritik ermögliche, und nimmt dazu Stellung. Dass in Luhmanns Formulierung der Systemtheorie so gut wie nie von Herrschaft die Rede sei, exponiert sie scheinbar für den Vorwurf des Konservatismus, der Kritiklosigkeit gegenüber ungerechten Machtverhältnissen sowie der schlichten Interesselosigkeit

²⁴⁶ Vgl. VOGD, Werner: Systemtheorie und rekonstruktive Sozialforschung. Eine empirische Versöhnung unterschiedlicher theoretischer Perspektiven, Opladen: Budrich-Verlag 2005, 125.

²⁴⁷ Vgl. beispielsweise GOULDNER, Alvin W.: The Coming Crisis of Western Sociology, New York – London: Avon-Books 1970.

an der Aufarbeitung normativer Herrschaftsdiskurse. Dieser Vorwurf kann aus zwei Gründen zumindest deutlich abgeschwächt werden. Den ersten hat Michael Polanyi bereits in den 70er Jahren formuliert: Er zeigt, dass der Vorwurf der „affirmativen Soziologie“ letztlich einen Pleonasmus darstellt, dass nicht nur die Systemtheorie, sondern auch jede andere soziologische Theorie der Gesellschaft diese tendenziell immer auch rechtfertigt.²⁴⁸ Unabhängig von dieser Entkräftung durch Verallgemeinerung kann aber auch gezeigt werden, dass Luhmann das Problem der Macht durchaus an prominenter Stelle, wenn auch nicht auf alltägliche Art, thematisiert. Zunächst wendet sich Luhmann gegen eine für seine Begriffe veraltete Definition der Macht als einem Bewirken von Wirkungen gegen möglichen Widerstand. Eine solche Betrachtung und Theoretisierung fokussiere zu sehr auf Einzelphänomene und verschleierte so die Notwendigkeit, Machtstrukturen immer innerhalb einer gesamten Theorie der Gesellschaft zu rekonstruieren. Als Gegenentwurf schlägt Luhmann eine an Durkheim angelehnte soziologische Fragerichtung vor, um die impliziten Prämissen von Macht als einer im Alltag immer schon als funktionierend und wirksam erfahrbaren Kategorie zu erfassen. So soll die Frage nach ordnungspolitischer Macht immer auch methodisch auf die Gesellschaft als der Bedingung von Macht zurückgeführt werden: „Man könnte fragen: wenn Macht ein Kausalprozess sein soll, nach den nicht ursprünglichen Grundlagen der Kausalität; wenn Macht als Tausch kalkuliert sein soll, nach den nicht-vertauschbaren Grundlagen des Tausches; wenn Macht ein Spiel unter Gegner sein soll, nach den nicht-verspielbaren Grundlagen des Spiels.“²⁴⁹ Wir werden sehen, dass sich Luhmann mit dieser Ausrichtung der Sichtbarmachung kontingenter Strukturen erstaunlich nah an Foucaults archäologischer Methode befindet und damit auch auf die klassische Kritik antwortet, dass die Systemtheorie Macht in hohem Maße mit etablierter Macht identifiziere. Gerade den Kritikern, die die Systemtheorie zu einer reinen Fokussierung auf brutalen und eigensüchtigen Machtgebrauch verpflichten möchten, attestiert Luhmann einen blinden Fleck bei der eigenen Beobachtung, schließlich sei das Alltagsleben in stärkerem Maße durch den Rekurs auf normalisierte Macht, d. h. auf Rechtsmacht, geprägt, als durch Machtmissbrauch, so Luhmann. Damit sei keinesfalls eine Relativierung brutaler und misshandelnder Macht in Verbindung zu bringen, die Kritik zeige allenfalls an, dass das Verrechnungsproblem zwischen legitimer und illegitimer Macht, das die Kritiken nicht sehen bzw. nur einseitig betonen, historisch wie theoretisch gewachsen und in der Frage nach einer Bestimmung der Macht erst eine Folgeunterscheidung sei: „Nicht mehr Belehrung und Ermahnung, nicht mehr die Ausbreitung von Tugend und Vernunft, sondern die Entlarvung und Diskreditierung offizieller Fassaden, herrschender Moralen und dargestellter Selbstüberzeu-

²⁴⁸ Vgl. POLANYI, Michel: *Personal Knowledge. Towards a Post-Critical Philosophy*, Chicago: Harper Torchbooks 1974.

²⁴⁹ LUHMANN, Niklas: *Macht*, Stuttgart: Enke 1975, 2.

gungen wird zum dominanten Motiv.²⁵⁰ Die demnach oftmals vorausgesetzt Unterscheidung von Recht und Unrecht bei der Bestimmung von Machtstrukturen wird mit der systemtheoretischen Betrachtung gerade als kontingent bestimmt, so dass es auch Aufgabe der Theorie ist, die Konstitutionsbedingungen, die Genese und Funktionen, Folgen und Komplementärelemente einer solchen Dichotomisierung mit in die Theoriebildung einfließen zu lassen und sie gerade nicht kritiklos vorzusetzen.²⁵¹

Die methodische Innovation in der systemtheoretischen Herangehensweise Luhmanns liegt in der Rückführung von Machtphänomenen auf Kommunikation. Diese methodische Vereinheitlichung verschiedener Strukturen ermöglicht das analoge Betrachten von zunächst diffus erscheinenden Einzelphänomenen. Als ein Kommunikationsmedium reagiert Macht (wie auch Wahrheit, Liebe oder Geld) auf ein funktionales Problem in Gesellschaften. Wenn die Einrichtung sozialer Systeme überhaupt erst auf Kommunikationen basiert, gibt es ein funktionales Interesse an der Aufrechterhaltung, Akkordierung und Stabilisierung von Kommunikation. Diese ist aber nur möglich, wenn die Selektivität einer Mitteilung verstanden wird, d. h. reziprok zur Selektion eines eigenen Systemzustandes verwendet werden kann.²⁵² Jede Gesellschaft verfügt aus diesem Grund über Zusatzeinrichtungen zur Sprache, die der Sicherstellung des Kommunikationserfolges dienen. Während diese in einfachen Gesellschaften durch gemeinsame „Realitätskonstruktionen“ in Form von kommunikativen Selbstverständlichkeiten vorliegen, entwickeln ausdifferenziertere Gesellschaften einen Bedarf an symbolisch-generalisierten Kommunikationsmedien, die die Anschlusswahrscheinlichkeit von Kommunikationen durch Regulierung und Konditionierung der Erwartungen erhöhen. Kommunikationsmedien haben damit ebenfalls eine Motivationsfunktion, sie legen die Annahme fremder Selektionsleistungen nahe und machen sie erwartbar: „Kommunikationsmedien können sich demnach immer dann bilden, wenn die Selektionsweise des einen Partners zugleich als Motivationsstruktur des anderen dient.“²⁵³ Die Implikationen, die sich aus dieser kurzen Skizze von Macht als einem Kommunikationsmedium ergeben, sehen dann wie folgt aus: Da das Ausgangsproblem der sich gegenseitig in den Selektionen beeinflussenden Partner bei allen symbolisch-generalisierten Kommunikationsmedien identisch ist, kann als eine Voraussetzung bei der Bestimmung von Macht gelten, dass in Bezug auf die Selektion des Machthabers Unsicherheit beim Machtunterworfenen besteht. Der Machthaber kann bei seinem Gegenüber Unsicherheit bezüglich der Ausübung seiner Macht aufbauen wie beseitigen.

²⁵⁰ LUHMANN, Niklas: Soziologische Aufklärung. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft, Bd. 1, Opladen: VS-Verlag 1970, 69.

²⁵¹ Vgl. LUHMANN, Niklas: Macht, Stuttgart: Enke 1975, 16 ff.

²⁵² Vgl. SCHNEIDER, Wolfgang Ludwig: Sinnverstehen und Intersubjektivität – Hermeneutik, funktionale Analyse, Konversationsanalyse und Systemtheorie (=Grundlagen der soziologischen Theorie 3), Wiesbaden: VS-Verlag 2004, bes. 145.

²⁵³ LUHMANN, Niklas: Macht, Stuttgart: Enke 1975, 7.

Dieses Potential zum Aufbau von Unsicherheit über die Ausübung der Macht sieht Luhmann als fundamentale Voraussetzung aller Machtstrukturen, die aber ebenfalls auf der Seite des Machtunterworfenen vorausgesetzt werden muss: „Macht erbringt ihre Übertragungsleistung dadurch, dass sie die Selektion von Handlungen (oder Unterlassungen) angesichts anderer Möglichkeiten zu beeinflussen vermag. Sie ist größere Macht, wenn sie sich auch gegenüber attraktiven Alternativen des Handelns oder Unterlassen durchzusetzen vermag. Und sie ist steigerbar nur zusammen mit einer Steigerung der Freiheiten auf Seiten Machtunterworfener.“²⁵⁴ Genau diese Bestimmung des Zusammenhangs von Macht und Freiheit auf Seiten des Machtbetroffenen unterscheidet sie vom Zwang. Die Selektionsmöglichkeiten des Gezwungenen werden faktisch ausgeschaltet. In dem Maße aber, in dem Macht sich dem Charakter des Zwangs annähert, verliert sie als Kommunikationsmedium ihre Funktion, doppelte Kontingenz zu überwinden. Anders als der Macht ausübende muss derjenige, der Zwang anwendet, die Selektions- und Entscheidungslast selbst und allein übernehmen. Die Komplexitätsreduktion durch das Kommunikationsmedium wird nicht bei der Macht auf die Beteiligten (wenn auch dort nicht zu gleichen Anteilen) verteilt, sondern gerade auf eine Person hin gebündelt. Für eine Analyse der Macht muss demnach sowohl auf Seiten der Machthabenden als auf Seiten der Machtunterworfenen ein mehrdimensionales Maß für die Komplexität der Möglichkeiten zugrunde gelegt werden, aus denen die Beteiligten ihr Handeln auswählen können. Damit zeigt Luhmann ein scheinbares Paradoxon im Bereich der Macht auf: Macht ist größer, je mehr und je verschiedenartigere Entscheidungen auf beiden Seiten ausgewählt werden können. Macht steigt also gerade mit Freiheiten auf beiden Seiten, sie erhöht sich in dem Maße, in dem sie Alternativen und damit Handlungsunsicherheiten durch Erwartungsunsicherheit generiert. Als Kommunikationsmedium, das die Übertragung von Handlungsselektionen leistet und beide Partner als Systeme voraussetzt, denen ihre Selektionen als Handlungen zugerechnet werden, setzt Macht voraus, dass beide Partner Alternativen sehen, deren Realisierung sie nach Möglichkeit vermeiden möchten.²⁵⁵ Damit ist auf beiden Seiten eine sich in Rationalitätserwägungen niederschlagende Ordnung von Präferenzen anzunehmen, die unter den Aspekten eher positiver oder eher negativer Bewertung schematisiert und für die andere Seite einsichtig sein muss. Durch die gegenseitige Antizipation der erwarteten Präferenzen kann so eine Matrix von Vermeidungsalternativen erstellt werden, die oftmals die klassische Form der Drohung mit Sanktionen annimmt. So finden sich in der Aussage “Wenn Du x tust, tue ich y” die jeweils als negativ angenommenen Vermeidungsalternativen x und y. Zur Ausübung von Macht kommt es aber erst, wenn die interne Beziehung der Beteiligten zu ihren eige-

²⁵⁴ Ebd., 9.

²⁵⁵ Vgl. KABOBEL, Jana: Die politischen Theorien von Luhmann und Foucault im Vergleich, Würzburg: Königshausen & Neumann 2011, bes. 133-140.

nen Vermeidungsalternativen unterschiedlich ist, wenn also etwa der Machtunterworfenen die Aussicht auf einen möglicherweise tödlichen Kampf die absolute Top-Priorität seiner negativen Vermeidungsalternativen zuschreibt, der Machtausübende seine Vermeidungsalternative (z. B. der fehlenden Steuereinnahmen) möglicherweise noch verschmerzen könnte, und wenn darüber hinaus diese Relationierungen als bekannt oder zumindest erwartbar vorausgesetzt werden können: „Macht beruht mithin darauf, dass Möglichkeiten gegeben sind, deren Verwirklichung vermieden wird.“²⁵⁶ Gerade diese Möglichkeit des Machtunterworfenen zur Vermeidung der angedrohten Sanktion ist elementar für die Funktion und für das Funktionieren der Macht, die sich beim Wegfall von Vermeidungsalternativen selbst destruiert. Exzessive Macht, z. B. in Form von Gewalt verändert diese beschriebene Kommunikationsstruktur, und es ist ein vitales Interesse der Macht, diese Unsicherheitslage nach Möglichkeit beizubehalten und nicht durch das Ausschöpfen der *ultima ratio* und durch eine zeitweilige Normalisierung des Ausnahmezustandes zu gefährden. Wenn Foucault die Krux der liberalen Regierung in der Anstrengung sieht, möglichst wenig zu regieren, ist damit genau jenes Dilemma benannt: Macht ist strukturell nur unzureichend als der Versuch beschrieben, die Machtunterworfenen zur Annahme eines Befehls zu bewegen. Vielmehr muss gerade auch der Machthabende selbst motiviert werden, seine Macht auszuüben, auch wenn es einfacher erscheint (schließlich baut sich auch die Motivation des Machthabers zur Regulierung der Selektionsleistungen erst während des Kommunikationsprozesses auf), den *status quo* ohne einen Eingriff beizubehalten: „Auch der Machthaber muss sich zu seiner eigenen Macht selektiv verhalten; er muss sich überlegen, ob er sie einsetzen will oder nicht; er muss sich selbst disziplinieren können. Für derartige Entscheidungen, die für ihn zwangsläufig sind, braucht der Machthaber zusätzliche Direktiven und Rationalisierungshilfen; dafür versucht eine neuere, ökonomische Fassung der Machttheorie, Kostenkalküle anzubieten.“²⁵⁷ Die hier angedeutete Möglichkeit, sich selektiv zur eigenen Selektionsleistung zu verhalten, weist auf ein zentrales Problem der Betrachtung von Macht als einem binären Schema hin: Höhere Macht wird unausweichlich als eine kontingente Entscheidung nicht nur erfahrbar, sondern auch sichtbar, höhere Selektivität bedeutet demnach gerade nicht eine Erhöhung der Willkür von Erleben, Handeln und Entscheiden, sondern mündet in eine zunehmende Abhängigkeit von den Bedingungen und Beschränkungen.

Für die funktional-differenzierte Gesellschaft ergibt sich aus dieser Strategielage auch die Notwendigkeit, Substitute für einen genauen Vergleich von Machtlagen zu entwickeln, die selbst zum Machtfaktor werden können. Beispielhaft wären hier Hierarchien zu nennen, die eine asymmetrische Machtverteilung postulieren und dann auch bewirken, oder auch vertragsähnliche

²⁵⁶ LUHMANN, Niklas: Macht, Stuttgart: Enke 1975, 23.

²⁵⁷ LUHMANN, Niklas: Macht, Stuttgart: Enke 1975, 25.

Regelungen, mittels derer sich ein übermächtiger Partner mit jenen Beteiligten arrangiert, die sich zurückziehen oder illoyal werden könnten. Auch Episoden der Systemgeschichte sieht Luhmann in dieser Funktion, wenn eine erfolgreiche Durchsetzung in Konfliktlagen in Form von Erwartungen erinnert und normalisiert wird. Für all diese Surrogate gilt, dass sie den direkten und explizit kommunikativen Rekurs auf die Macht durch symbolische Bezugnahme ersetzen, die beide beteiligte Seiten normativ in die Pflicht nimmt. Wie ist nun Luhmanns Beschreibung von Macht als einem symbolisch-generalisierten Kommunikationsmedium zu verstehen? Die Abgrenzung gegenüber dem Zwang hat gezeigt, dass Macht das Handeln des Anderen nicht in Gänze in eindeutig festgelegte Bahnen kanalisiert, sondern sich auf die meist bereits ausreichende Funktion beschränkt, die Handlungskontingenz des jeweiligen Gegenübers zu regulieren und im Idealfall erwartbar zu machen. Luhmann vergleicht die Macht des Machtausübenden auch mit der Funktion eines Katalysators, um so auch das klassische Bild der Wirkursache zu vermeiden. „Katalysatoren beschleunigen bzw. verlangsamen den Eintritt von Ereignissen; sie verändern, ohne sich selbst dabei zu verändern, die Eintrittsrate bzw. Wahrscheinlichkeit, die bei zufälligen Beziehungen zwischen System und Umwelt zu erwarten wäre.“²⁵⁸ Macht ist demnach eine Chance, die Wahrscheinlichkeit des Zustandekommens unwahrscheinlicher Selektionszusammenhänge auf Seiten des Kommunikationspartners zu erhöhen. Dass Macht als Kommunikationsmedium gerade in hoch-differenzierten Gesellschaften ein vitales Interesse daran hat, möglichst minimalistisch aufzutreten und sich in Selbstbeschränkung zu üben, erklärt sich durch die Situation und funktionale Notwendigkeit, dass auch bei hoher Kontingenz und Spezialisierung Selektionsübertragungen stattfinden müssen, um ein erreichtes Differenzierungsniveau aufrechtzuerhalten. Je deutlicher aber machtvoller Einfluss kontingent wird, indem er sich als ein zurechenbares Handeln zu erkennen gibt, das zudem die spezifische eigene Selektivität zum fremden Handeln besitzt, desto weniger evident und selbstverständlich, desto weniger normal wird die Motivation und ebenfalls der Code, der die Bedingungen der machthaltigen Selektionsübertragung steuert.

Bekanntermaßen basieren auch symbolisch-generalisierte Kommunikationmedien in der Systemtheorie auf einem zweiwertigen Code, mit dem sie die Kommunikation bündeln und so in ihrer Komplexität auf ein handhabbares Maß reduzieren. Der systemtheoretische Begriff des Beobachtens meint also kein fotografisches oder malerisches Abbilden von Gegenständen, sondern beschreibt die Operation des Unterscheidens und Bezeichnens und betont damit die konstruktivistische Prämisse, dass auch das scheinbar theoriefreie und objektive Beobachten immer ein aktives Herstellen im Sinne eines Herausgreifens und Bezeichnens ist: „Eine Kommunikation teilt die Welt nicht mit, sie teilt sie ein.“²⁵⁹ Der binäre Code, z. B. die Dichotomie von

²⁵⁸ LUHMANN, Niklas: *Macht*, Stuttgart: Enke 1975, 12.

²⁵⁹ LUHMANN, Niklas, FUCHS, Peter: *Reden und Schweigen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989, 7.

Wahrheit – Unwahrheit im Wissenschaftssystem, beschreibt auf diese Weise eine Struktur, die in der Lage ist, jedem beliebigen Kommunikationselement in seinem Relevanzbereich ein komplementäres anderes zuzuordnen. Durch diese binäre Selektion gelingt eine funktionale Kombination von Universalismus (dadurch, dass der jeweilige Code jede Kommunikation auf seine Relevanz hin prüfen kann) und Spezifikation (in dem Sinne, dass von der erreichbaren Kommunikation nur ein Bruchteil als spezifisch relevant erkannt wird). Die symbolische Generalisierung ermöglicht dem Code so eine relative Situationsfreiheit: Das kommunikative Symbol absorbiert die Unsicherheit auf Seiten der Kommunikationspartner und strukturiert die jeweiligen Erwartungen an die Anschlusskommunikation vor. Damit ist aber immer auch das Risiko zugelassen, dass diese Kommunikation zwar entsprechend der Erwartung abläuft, aber möglicherweise nicht ganz situationsadäquat verläuft. Die Chancen einer konkreten Situation und die damit einhergehende Flexibilität werden zugunsten der inflexiblen, aber sicheren Stabilität der Komplementärerwartungen aufs Spiel gesetzt. Die Verfestigung als Symbol bringt es außerdem mit sich, dass die Konstitutionsbedingungen des Kommunikationsmediums Macht nicht als ständiges Bewusstseinsthema auf beiden Seiten der Kommunikationspartner präsent sein können. So kann auch die Veränderung des Machtniveaus in komplexer werdenden Gesellschaften plausibilisiert werden: Symbolische Generalisierungen erlauben es, den Prozess der Übertragung von reduzierter Komplexität von der Ebene expliziter Kommunikation auf eine „höhere“ bzw. abstraktere Ebene des komplementären Erwartens zu überführen und somit den in der Regel zeitraubenden sprachlichen Kommunikationsprozess zu überbrücken. Die explizite Funktion, so Luhmann, wird durch die symbolisch-generalisierten Kommunikationsmedien auf eine „unvermeidbare Residualfunktion“²⁶⁰ beschränkt. Diese funktional-sinnvolle Verknappung, die sich in Form von Erwartungen im jeweiligen Individuum festsetzt, hat nun auch Folgen für die Verschränkung der Macht, da sich diese nicht mehr nur auf die Reaktionsweisen des Machthabers für den Fall der Nichtbefolgung eines Wunsches (d. h. auf die Vermeidungsalternativen) bezieht, sondern bereits auf die Wünsche selbst: Der Machthaber muss gar nicht erst direkt befehlen, damit ihm gehorcht wird, bereits seine unbefohlenen Befehle werden schon befolgt. Durch diese antizipative Vorwegnahme der Wünsche kann selbst die Initiative zum Befehl und damit die Notwendigkeit der Macht ausübung auf den Unterworfenen verlagert werden.

Wenn Macht nun als Kommunikationsmedium skizziert wurde, bleibt die Frage, inwiefern sie auch als ein binärer Code eines symbolisch-generalisierten Kommunikationsmediums begriffen werden kann, und wie dieser Code der Macht genau aussähe? Wie wir bereits gesehen haben, ist Macht in einem interaktionellen Sinne immer bereits insofern einem Code zumindest ähnlich, als sie den möglichen Handlungsselektionen Vermeidungsalternativen zuordnet und die in Betracht

²⁶⁰ LUHMANN, Niklas: *Macht*, Stuttgart: Enke 1975, 36.

gezogenen Möglichkeiten so zunächst dupliziert. Durch diesen *modus operandi* des Duplizierens wird dem Wollen des Machthabers ein Nichtwollen des Machtunterworfenen parallel zugeordnet: Derjenige, der in den Urlaub fahren möchte, aber noch eine Klausur schreiben muss, wird so zu jemandem, der die Klausur nicht schreiben möchte. Diese Komplementarität von Wollen und Nichtwollen und die Möglichkeit der gegenseitigen Verrechnung sind elementar für Machtkontexte.²⁶¹ Macht entwirft eine konkrete Situation also immer als Möglichkeit (angelehnt an die formale Logik spricht Luhmann auch von Modalisierung) von zwei Verlaufsrichtungen, einer Richtung im Sinne des Machthabers, und der entgegengesetzten Richtung, die seiner Selektion widerspricht. Diese Modalisierung kennzeichnet Macht in ihrer ursprünglichen, gewissermaßen rohen Form. Hinzu kommt nun, dass diese Relationierung wiederum codiert („supercodiert“) werden kann, eine weitere Unterscheidung kann also auf die bereits bestehende Unterscheidung der Modalisierung angewendet werden. Diese sogenannte Zweitcodierung erfolgt traditionellerweise durch den binären Code des Rechts, d. h. durch die Unterscheidung von Recht und Unrecht. Damit ist noch nicht ausgesagt, dass automatisch die Präferenzen von Macht und Recht auf der einen und Ohnmacht und Unrecht auf der anderen Seite eindeutig zur Deckung gebracht würden, die Zweitcodierung garantiert allein die Möglichkeit, beide Disjunktionen aufeinander beziehen zu können. Durch diese Verschränkung von Macht- und Rechtscode ist der Technisierungsgrad der Macht enorm ausgeweitet, er kann selbst in Situationen Anwendung finden, in denen kein Beteiligter als eindeutiger Machthaber identifizierbar ist: Trotz der wenig ausgeprägten Fähigkeit zur Machtanwendung kann ein durch die Supercodierung der Macht durch den Rechtscode ein „virtuelles“ Machtgefüge etabliert werden, indem nämlich die Machtquelle durch das Recht vermittelt wird. Einfach ausgedrückt: Derjenige, der in einer Situation Recht hat, hat demnach auch die Macht, ihm wird es also als legitim zugestanden, Macht zu mobilisieren, ohne dabei auf die physische Hilfe der Umstehenden angewiesen zu sein.²⁶² Diese Verbindung setzt selbstverständlich voraus, dass Recht eindeutig mit Macht (und nicht etwa Unrecht mit Macht) assoziiert wird, dass es also etwa in Form eines Programms eine solche eindeutige Code-Regel gibt. Auf diese Art sichert das Politik-System die staatliche Macht, während die Zuschreibungsregel von Macht und Recht auch dem Machtlosen einen Anteil an gesellschaftlicher Macht zuspricht. Gleichzeitig lässt die Code-Regel die sonst nicht unbedingt selbstverständliche Möglichkeit zu, dass ein Machthaber Unrecht tut, und eröffnet damit abstrakt gesehen die Kontingenz der Zuschreibung von Macht, d. h. die Möglichkeit, sich einen ungerechten Herrscher vorzustellen und vor dem Hintergrund der Kontingenz dieses Zusammenhangs als ungerecht kritisieren zu können, die ohne die Supercodierung durch den Rechtscode zumindest unwahrscheinlich geblieben

²⁶¹ Vgl. ebd., 31-34.

²⁶² Vgl. LUHMANN, Niklas: *Macht*, Stuttgart: Enke 1975, 34, 48 f.

wäre. Über diese Aufdeckung von kontingenten Strukturen hinaus verweist Luhmann auf weitere interessante Zusammenhänge, die sich aus der binären Schematisierung und den daraus erwachsenden Interdependenzen ergeben: „Die Steigerungsleistungen des einen Mediums betreffen andere diffus. Zuweilen gibt es strukturell signifikante Zusammenhänge. So ermöglicht ein machtesicherter Rechtsfrieden die Steigerung der Möglichkeiten, Eigentum zu haben oder nicht zu haben. Und Eigentum wiederum ist, wie schon Locke wusste, Bedingung für Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit. In diesem Verhältnis der Medien Macht und Geld steigert also die Leistung des einen Mediums die Disjunktion des anderen. Das daraus resultierende komplizierte Spannungsverhältnis – und nicht etwa die naive Annahme, dass die Eigentümer die Macht besäßen – charakterisiert die politische Ökonomie der bürgerlichen Gesellschaft.“²⁶³

Wenn Macht mit Blick auf ihre reine Möglichkeit wie auf ihren Bedarf hin mit der Ausdifferenzierung der Gesellschaft zunimmt, dann ist diese Bewegung kein Selbstläufer, sondern bleibt auf entsprechende Generalisierungen innerhalb des Machtcodes selbst angewiesen. Eine solche Universalisierung, die zudem nicht ausschließlich von gesellschaftlichen Differenzierungsgraden abhängt, sieht Luhmann in Form der physischen Gewalt ausgebildet. Als *ultima ratio* kann physische Gewalt insofern macht-ähnliche Strukturen annehmen, als mit ihr eine Form des Handelns durch ein anderes (gewalttätiges) Handeln gänzlich ausgeschaltet wird. Die bloße Möglichkeit von Gewalt ist für die Betroffenen nicht zu ignorieren, sie bietet dem Machthabenden damit die höchste Sicherheit in der Verfolgung seiner Ziele und ist darüber hinaus nahezu universell anwendbar und leicht zentralisierbar, da sie weder an bestimmte Ziele, Motivlagen oder Situationen gebunden ist. Durch diesen absoluten Zwang kann physische Gewalt nicht mit Macht identifiziert werden, sie bildet aber den „nicht-überbietbaren Grenzfall einer machtkonstituierenden Vermeidungsalternative.“²⁶⁴ Und obwohl physische Gewalt insofern von keiner denkbaren Vermeidungsalternative übertroffen wird, ist sie nicht in der Lage, andersartige Medien, wie etwa Liebe, Wahrheit oder Geld, „symbiotisch zu fundieren“, d. h. den von ihr erzielten Mehrwert im Sinne des gewünschten Ergebnisses in unmittelbare Positionsgewinne im Bereich dieser anderen Medien zu verwerten. Gerade diese Unfähigkeit der Umsetzbarkeit von physischer Macht in andere Medien zeigt die Bedeutung der Erwägung auf, physische Gewalt nach Möglichkeit immer im Status einer zunächst bloß virtuellen Vermeidungsalternative zu erhalten, etwa durch die Demonstration überragender Stärke, die anzugreifen kaum motivationsfähig wäre. Eine weitere Möglichkeit dazu sieht Luhmann auch in einer „bürgerlichen“ Variante der Temporalisierung von Gewalt, die durchaus auch in der Hobbesschen Theorie des Kontraktualismus wiederzufinden wäre: „Entsprechend der Ausdifferenzierung doppelter Zeithorizonte ist eine solche

²⁶³ Ebd., 45.

²⁶⁴ LUHMANN, Niklas: Macht, Stuttgart: Enke 1975, 64.

Temporalisierung in zweifacher Weise möglich – als Abschieben in die Zukunft, also in jeweils inaktuelle aber relevante Horizonte der Gegenwart. Die Gewalt wird als Anfang des Systems gesetzt, der zur Selektion von Regeln führt, deren Funktion, Rationalität und Legitimität sich von den vergangenen Ausgangsbedingungen unabhängig machen. Zugleich wird die Gewalt als ein zukünftiges Ereignis dargestellt, dessen Eintritt gegenwärtig noch vermieden werden kann, da die Konditionen ihrer Auslösung bekannt sind.²⁶⁵ Als Rekonstruktion einer gewaltsamen Vergangenheit oder einer entsprechenden Zukunft regulieren beide Varianten das je aktuelle Machtverhalten und verzichten durch diesen theoretischen Rück- (bzw. Vorgriff) auf die Präsenz der faktischen Gewalt in der Gegenwart.

Einige abschließende Bemerkungen konturieren das Problem der Macht bei Luhmann von einem Standpunkt alltäglicher Praxis aus. So scheint es evident, dass Kommunikationsmedien wie Macht, Geld, Wahrheit oder Liebe immer schon ein faktisches Zusammenleben und eine soziale Lebenswelt als Prämissen mit sich führen. Dieser alltägliche Umgang und die bekannten Interaktionen verlaufen dabei auf einer unhinterfragten Grundlage, und darüber hinaus auch meist unproblematisch. Da Störungen dieser Abläufe die Ausnahme darstellen, müssen die Grundlagen und Bedingungen des Sozialen im Normalfall nicht ausdrücklich problematisiert werden, etwa durch die Rechtfertigung von Handlungen, die Beschaffung von Motiven o. ä. Als ein so funktionierendes Kommunikationsmedium kann demnach auch das Fortbestehen von Macht erklären, warum bestimmte Handlungen gewissermaßen normalisiert ablaufen und ablaufen können. Diese Schematisierungsleistungen der Verlegung von Handlungen in das Unbewusste setzt Luhmann in eine Parallele zu anderen Formen der Technisierung wie etwa innerhalb der Logik oder des Geldwesens. Zugleich werden diese Leistungen als „Abweichungen“ von basalen Phänomenen des Sozialen, als „normalisierte Unwahrscheinlichkeiten“²⁶⁶ verstanden: Sie verdeutlichen, wie innerhalb der später noch detaillierter zu betrachtenden Luhmannschen Variation einer Theorie der Evolution unwahrscheinliche Prozesse, die gegenüber Wahrscheinlichem weniger häufig vorkommen, gegentendenziell erhalten und stabilisiert werden müssen.

²⁶⁵ Ebd., 65 f.

²⁶⁶ LUHMANN, Niklas: *Macht*, Stuttgart: Enke 1975, 72.

III.2.3 Michel Foucault: Normalität als Ordnungsmacht

«Die Erkenntnis um ihrer selbst willen» - das ist der letzte Fallstrick, den die Moral legt: damit verwickelt man sich noch einmal völlig in sie.

(Friederich Nietzsche: Jenseits von Gut und Böse, 10. Aufl., München: dtv 2009, 71.)

Die soziale Auffassung sagt uns, dass der verbrecherisch «Entartete» überhaupt nicht moralisierend, sondern nur nach seiner Schädlichkeit für die Gesellschaft zu beurteilen sei.

(Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften, 16. Aufl., Hamburg: Rowohlt 2002, 538.)

Für ein Verständnis der Ordnungsproblematik innerhalb der Moderne scheint neben der systemtheoretischen Zentrierung auf Kommunikationsleistungen ein weiterer Ansatz überaus aufschlussreich und tragend für die weitere Argumentation. Michel Foucaults Versuch der Identifizierung von sozialen Normalisierungsfunktionen, die unter eben jenen Vorzeichen der Ordnungsmacht zu sehen sind, zielen auf in der Neuzeit entstehende Regulationsmechanismen und Formierungsstrategien von Subjektivität. Während Foucault die Prozesse der Normalisierung zunächst noch in den theoretischen Rahmen zentralistischer Zwangsapparaturen der Disziplinarmächte und in ihrem Bemühen der Vereinheitlichung in den Diskursen verortet, wechselt er später von der ursprünglichen Repressionsthese zur Beschreibung von normalistischen Subjektformierungsstrategien.²⁶⁷

Eine Anknüpfung an Michel Foucaults Denken lässt sich zunächst über den Namen seines Lehrstuhls am Collège de France finden. Mit der „Geschichte der Denksysteme“ hebt sich Foucaults Forschungsprogramm von den ideengeschichtlichen Methoden ab, die immer wieder dem Vorwurf ausgesetzt waren, historische Brüche und Diskontinuitäten durch ihre begriffliche Glättung zu vernachlässigen. Foucaults Augenmerk bei der Entwicklung einer „Geschichte der Denksysteme“ kreist viel eher um die sich im historischen Wandel befindlichen Bedingungen, die die Formulierung des Gedachten zu allererst ermöglichen: „Mein Arbeitsfeld ist die Geschichte des Denkens. Der Mensch ist ein denkendes Wesen. Die Art, wie er denkt, hängt mit der Gesellschaft, der Politik, der Wirtschaft und der Geschichte zusammen, aber auch mit allgemeinen, universellen Kategorien und formalen Strukturen. Doch das Denken ist etwas anderes als gesellschaftliche Interaktion. Die Art, wie Menschen wirklich denken, lässt sich nicht angemessen mit

²⁶⁷ Vgl. REHBERG, Karl-Siegbert: Normalitätsfiktion als institutioneller Mechanismus, in: LINK, Jürgen, LOER, Thomas, NEUENDORF, Hartmut (Hgg.): „Normalität“ im Diskursnetz soziologischer Begriffe, Heidelberg: Synchron-Verlag 2003, 163-181, 164 f.

universellen logischen Kategorien erschließen. Zwischen Sozialgeschichte und den formalen Analysen des Denkens gibt es einen Weg, eine Straße – vielleicht eine sehr schmale –, die der Historiker des Denkens nimmt.²⁶⁸ Theoretisch wie methodisch setzt Foucault damit auf den Bruch mit der die Ideengeschichte tragenden Annahme von Universalien des Denkens. An die Adresse der klassischen Geschichtswissenschaft stellt er die Frage, wie Geschichtsschreibung ohne das gegebene Zugeständnis möglich ist, dass so etwas wie der Staat, die Gesellschaft, der Souverän oder die Untertanen existieren.²⁶⁹ Es geht Foucault also weniger darum, ein geschichtsphilosophisches Modell aufzuzeigen, zumal er die Idee historischer bzw. sozialer Kontinuität, wie sie etwa in der Chiffre des Fortschritts besteht, vehement ablehnt. Feststellbarer Fortschritt lässt sich im Foucaultschen Vokabular am ehesten noch mit dem Begriff der Überschreitung in Verbindung bringen, der die Einsicht in einen kontingenten Zusammenhang mit dessen Überholung und Überschreitung auf etwas Neues hin in Verbindung bringt: „Es gibt im Leben Augenblicke, da die Frage, ob man anders denken kann, als man denkt, und anders wahrnehmen kann, als man sieht, zum Weiterschauen oder Weiterdenken unentbehrlich ist.“²⁷⁰ Die alleinige Möglichkeit, Grenzen etwa in Form gängiger Rationalitätserwägungen zu überschreiten, hängt mit anderen Worten am archäologischen oder genealogischen Aufweis ihrer historischen oder sozialen Kontingenz. Die kritische Arbeit der Vernunft an den eigenen Grenzen kann in diesem Sinne als ein transgressiver Vernunftgebrauch gekennzeichnet werden. Indem die evident erscheinenden Grenzen der jeweiligen Rationalitätsformen als kontingent erwiesen werden, besteht damit die unabschließbare Möglichkeit ihrer Überschreitung. Philosophische Reflexion und Ethik sind bei Foucault bereits an dieser Stelle eng verwoben, zumal die Möglichkeit, sich freiheitlich zu den Grenzen der Wirklichkeit zu verhalten, wie Foucault es einräumt, eine vollständige Determination ausschließt.²⁷¹ Diese Form der kritischen Ontologie darf dabei allerdings nicht als eine Theorie oder gar Doktrin zur Aufstellung eines ständig erweiterbaren Wissenskorpas aufgefasst werden, sondern als Haltung oder gar Ethos, in dem die Kritik dessen, was wir sind, mit der historischen Analyse der uns eigenen Grenzen zusammenfällt.²⁷²

²⁶⁸ FOUCAULT, Michel: Wahrheit, Macht, Selbst. Ein Gespräch zwischen Rux Martin und Michel Foucault (25.10.1982), in: MARTIN, Luther H., GUTMAN, Huck, HUTTON, Patrick H. (Hgg.): *Technologien des Selbst*, Frankfurt/M.: Fischer 1993, 15-23, 16.

²⁶⁹ Vgl. FOUCAULT, Michel: *Geschichte der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesungen am Collège de France 1978/1979*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 15.

²⁷⁰ FOUCAULT, Michel: *Der Gebrauch der Lüste*, 4. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995, 30.

²⁷¹ Vgl. PFANNKUCHEN, Markus: *Archäologie der Moral. Zur Relevanz von Michel Foucault für die theologische Ethik* (= *Studien der Moraltheologie Abteilung Beihefte* Bd. 6), Münster: LIT-Verlag 2000, 61ff.

²⁷² FOUCAULT, Michel: Was ist Aufklärung?, in: ERDMANN, Eva, FORST, Rainer, HONNETH, Axel (Hgg.): *Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung*, Frankfurt/M.: Campus 1990, 35-54, 53.

	Wissen	Macht	Selbstverhältnis
Träger	Diskurse	Dispositive	Selbstpraktiken
Methode	Archäologie	Genealogie	Ethische Analyse

Abb.: Drei Perspektiven der Thematisierung des Subjekts nach Foucault

In diesem Sinne gilt es auch, Normalisierung in ihrer ordnungsmächtigen Funktion kritisch zu beleuchten. Dies soll unter den drei Gesichtspunkten Wissen, Macht und Subjektformierung geschehen, die zugleich auch die drei tragenden Pfeiler des Foucaultschen Denkens und seiner Thematisierung des Subjekts bilden. Sie führen im Einzelnen vor Augen, wie sich das Normale sowohl als Wissensdiskurs im Sinne eines einheitlichen Korpus‘ etwa in der Medizin konstituiert, wie es sich als Zwangsprinzip der standardisierten Erziehung und politischen Macht durchsetzen und schließlich als Orientierungsnorm des Subjekts etablieren konnte.

III.2.3.1 Bedingungen des Normalisierungswissens

Foucaults Absage an die Vorstellung eines geschichtsphilosophischen Fortschrittsdenkens bringt es mit sich, dass die Entwicklungen im gesellschaftlichen Wissenskorporus keineswegs als linear und kohärent auf ein abschließendes Ziel hin ausgerichtet erscheinen, sondern dass gerade deren feststellbare Brüche und Unebenheiten auf die Existenz einer zu analysierenden Tiefenstruktur des Wissensbestandes hinweisen, deren jeweilige Prägungen im historischen Wechsel begriffen sind. Mit der Abgrenzung zur Ideengeschichte verbindet sich bei Foucault zudem die methodische Neuerung, dass der „Idee“ als historischer Universalie nunmehr der Diskurs als zentrale Beschreibungskategorie und damit die Diskontinuität der Wissensepochen und historischen Strömungen entgegengesetzt wird. Die Rekonstruktion der Diskurse erfolgt innerhalb der Foucaultschen Methodik über die archäologische Analyse: Analog zum archäologischen Handwerk legt auch die Diskursanalyse verschüttete Tiefenstrukturen des Wissens frei und zeigt die Vorbedingungen und Entstehungsmöglichkeiten von vermeintlichen Selbstverständlichkeiten auf, die Eingang in den Wissenskorporus einer Gesellschaft finden konnten. Wenn Foucault dazu auch von einer Archäologie der Moral spricht, zeigt sich daran zugleich die Ambivalenz der archäologischen Methode: Üblicherweise gehen wir davon aus, dass das Interesse ethischer Reflexion in der Herausarbeitung und Begründung von Handlungsorientierungen und -normen zu sehen ist, und in diesem Sinne in die Zukunft oder zumindest die Gegenwart weist. Mit der Schwerpunkt-

legung einer „archäologischen Moral“ ist diese Perspektive umgekehrt in die Vergangenheit gerichtet. So kann sie, aufbauend auf den Spannungen, die sich aus den beiden Richtungen ergeben, die bestehenden Selbstverständlichkeiten einer normativen Ethik verunsichern und deren Kontingenzen, Entstehungsbedingungen und historischen Gewachsenheiten aufzeigen.

Seine Methodik der Diskursanalyse rückt Foucault dabei in die Nähe des Strukturalismus als der vorherrschenden zeitgenössischen Theorieströmung, deren wissenschaftstheoretisches Programm im Aufweis prägender Strukturen und Elemente bestand, die mögliche Handlungs-, Sprach- und Denkweisen determinierten. Der Unterschied zwischen Strukturalismus und der Archäologie im Foucaultschen Sinne ist bei allen Ähnlichkeiten dennoch nicht zu übersehen: Foucault untersucht mit der Episteme die Tiefenstruktur konkreter historischer Diskursformationen, und bestimmt diese als kontingent, während der Strukturalismus historisch und kulturell invariante Elemente auszumachen sucht, die verschiedenen Vollzügen zugrunde liegen, um kultur- oder sprachübergreifende Ähnlichkeiten erklären zu können.²⁷³ Indem historische Gleichförmigkeiten festgestellt werden, werden diese für Foucault damit gerade nicht zu Universalien hypostasiert, sondern fordern zu einem epistemologischen Nominalismus heraus, und damit zu der Frage nach den Ursprungsbedingungen und machtförmigen Beziehungen, die die Herausbildung historischer Strukturen überhaupt erst ermöglicht haben. Wissensarchäologie ist damit immer auch als Rekonstruktion von Machtbeziehungen zu verstehen.

Bei seiner kritischen Betrachtung der Existenz- und Entstehungsbedingungen von Wissen gilt es für Foucault dennoch strikt zu vermeiden, auf die Prämissen der Subjektphilosophie zurückzugreifen: „Wenn es einen Weg gibt, den ich ablehne, dann ist es der [...], der dem beobachtenden Subjekt absolute Priorität einräumt, der einem Handeln eine grundlegende Rolle zuschreibt, der seinen eigenen Standpunkt an den Ursprung aller Historizität stellt – kurz, der zu einem transzendentalen Bewusstsein führt.“²⁷⁴ Das erklärte Ziel liegt demgegenüber darin, die Möglichkeitsbedingungen von Erkenntnis und Wissen, die sich in Theorien niederschlagen, festzustellen und angeben zu können, nach welchem Ordnungsraum sich das Wissen konstituiert hat, auf welchem historischen Apriori Ideen haben erscheinen, Wissenschaften sich bilden, Erfahrungen sich in Philosophien reflektieren und als Rationalitäten bilden können.²⁷⁵ So meint Foucault erklären zu können, warum beispielsweise die Mendelschen Regeln zur Vererbungslehre zwar bereits in den 1860er Jahren formuliert, aber erst ab 1900 tatsächlich rezipiert wurden. Vor dem Hintergrund grundlegender Tiefenstrukturen des Wissens mag dies dadurch erklärt werden, dass Mendel von Gegenständen sprach und auf Methoden zurückgriff, die für die Wissenschaft seiner Zeit

²⁷³ Vgl. PFANNKUCHEN, Markus: Archäologie der Moral. Zur Relevanz von Michel Foucault für die theologische Ethik (= Studien der Moraltheologie Abteilung Beihefte Bd. 6), Münster: LIT-Verlag 2000, 21-30.

²⁷⁴ FOUCAULT, Michel: Die Ordnung der Dinge, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988, 24.

²⁷⁵ Vgl. ebd., 24.

fremd und kaum anschlussfähig waren. So konnte es sein, dass Mendel zwar einen wahren Sachverhalt zum Ausdruck brachte, dies aber nicht „im Wahren“ des wissenschaftlichen Diskurses seiner Epoche tat, in dem biologische Begriffs- und Theoriebildungen im wesentlichen noch nach gänzlich anderen Regeln gebildet wurden. In Diskursen und Systemzusammenhängen kann Wahrheit aus diesem Blickwinkel immer nur in einem Referenz- und Anschlussbereich existieren, der durch Kontrollverfahren und Grenzen abgesteckt ist.²⁷⁶ Es reichte nicht aus, dass Mendel eine wissenschaftlich wahre Aussage tätigte, vielmehr musste er gleichzeitig in den wahrheitsfähigen Diskurs seiner Zeit einzutreten, ohne deren Rezeption auch die ansonsten wahre Aussage wirkungslos geblieben wäre. Für die Wahrnehmung und Aufarbeitung von Foucaults eigener Philosophie innerhalb seiner Zeitgeschichte mag dabei ganz Ähnliches gelten.

Die dem Wissen eingelagerte Tiefenstruktur bezeichnet Foucault als Episteme und beschreibt sie in jeweiliger Abhängigkeit zur historischen Epoche – als Strukturmodell der Ähnlichkeit wie in der Renaissance, als Modell der Repräsentation der Dinge durch die Sprache im Barock und in der Moderne als den Menschen selbst, der den Grund aller Analysen und Wissensdiskurse bildet. Das moderne Wissen ist darüber hinaus von einer charakteristischen Ambivalenz begleitet, da der Mensch, dessen Reflexion auf die Grenzen seiner Erkenntnisfähigkeit den Raum eröffnen soll, in den Human- und Sozialwissenschaften zugleich als Grund und Ausgangspunkt der Erkenntnis im Sinne eines methodischen Apriori, aber auch als empirischer Gegenstand der Wissenschaften greifbar wird: Foucault spricht von der empirisch-transzendentalen Doublette Mensch, die den Grund aller Erkenntnis gleichzeitig auch zu deren Gegenstand macht²⁷⁷. Gerade aus diesem Grund werden im Zusammenhang mit der Normalisierungsthese Foucaults die vielfältigen Übertragungen zwischen empirischer und transzendentaler „Natur“ des Menschen interessant, die auch – wie bereits zuvor unter ethischen Aspekten – als normalistischer Fehlschluss thematisiert wurden.

²⁷⁶ Vgl. KABOBEL, Jana: Die politischen Theorien von Luhmann und Foucault im Vergleich, Würzburg: Königshausen & Neumann 2011, 99-112.

²⁷⁷ Vgl. FOUCAULT, Michel: Die Ordnung der Dinge, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988, 367-412, vgl. ebenso SCHNÄDELBACH, Herbert: Das Gesicht im Sand. Foucault und der anthropologische Schlummer, in: HONNETH, Axel u.a. (Hg.): Zwischenbetrachtungen. Im Prozess der Aufklärung. Festschrift für J. Habermas, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989, 231-261.

III.2.3.2 Normalisierungsmacht

Der zweite Pfeiler innerhalb des Foucaultschen Denkens, der Begriff der Macht, bildet das theoretische Fundament, um das Funktionieren des Gesellschaftskörpers zu analysieren und damit die Frage nach der Möglichkeit und den Bedingungen sozialer Ordnung zu durchleuchten. Foucault wendet sich dabei den nicht-diskursiven Praktiken zu und entwickelt eine innovative Machtanalytik, die den Begriff der Macht zum einen nicht mehr im klassischen Sinne an Legalität und Souveränität bindet und die Angriffsfläche der Macht zum anderen unmittelbar am menschlichen Körper verortet sieht. Mit einem methodischen Rückgriff auf Friedrich Nietzsche bildet die Genealogie die methodische Basis seiner Machtanalyse. Unter Genealogie wird dabei weniger die archäologische Suche nach dem Ursprung von Wahrheit und Vernunft verstanden, eher geht es Foucault hier um die Bedingungen, unter denen die Illusion einer Identität des Subjekts und der Finalität der Geschichte aufkommen konnte.²⁷⁸ Mit Hilfe dieser historischen Koordinaten der Macht ist es Foucaults Anliegen, eine Geschichte der Gegenwart zu schreiben, deren Grundlage eine Rekonstruktion der Machtvollzüge darstellt.

Wie sind der Begriff und die Funktion von Macht bei Foucault dabei genauer zu verstehen? Macht beschreibt Foucault zufolge immer ein Kräfteverhältnis, sie tritt nie im Singular auf und muss so stets mit anderen Kräften in Wechselwirkung gedacht werden, die sich gegenseitig als Objekte haben. Jede historische Form ist damit als ein Kräfteverhältnis rekonstruierbar, das sorgfältig als Beziehungsgeflecht innerer und äußerer Kräfte analysiert und in die Fragestellung und Methodik einfließen muss. Die Annahme eines solchen Macht-Begriffs bringt es mit sich, dass die starre Opposition von Freiheit als machtfreiem Raum und Herrschaft als einer machtgesättigten Lage nicht länger aufrechterhalten wird. In Überwachen und Strafen hat Foucault demgegenüber eine detaillierte Auflistung jener Formen erstellt, die das Wechselspiel der Macht einnehmen kann: Die Kräfteverhältnisse bestimmen die Verteilung in Raum und Zeit, das heißt die Formen des Einschließens, Kontrollierens, Einordnens und Einreihens ebenso wie jene, die die Zeit unterteilen, Handlungen programmieren, Gebärden zerlegen. Sie bestimmen die raum-zeitliche Zusammensetzung aller Arten, eine Produktivkraft zu bilden, deren Wirkung größer sein soll als die Summe der elementaren Kräfte, aus denen sie besteht.²⁷⁹ Die Bestimmung der Macht als Produktivkraft weist darüber hinaus noch auf eine weitere wichtige Bestimmung für den Machtbegriff bei Foucault hin: Neuzeitliche Macht ist nicht repressiv, da sie anregt, veranlasst und produziert, also Formen und Körper erst hervorbringt. Sie wird vielmehr ausgeübt als monopolartig beses-

²⁷⁸ Vgl. FOUCAULT, Michel: Nietzsche, die Genealogie, die Historie, in: Ders.: Von der Subversion des Wissens, 5. Aufl., Frankfurt/M.: Fischer 2000, 69-90.

²⁷⁹ Vgl. FOUCAULT, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, 13. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993, 113-132.

sen, und verläuft in Form der Kräfte ebenso durch die Beherrschten wie durch die vermeintlichen Herrschenden. Die Annahme einer solchen Machtdefinition wirkt dabei evidentermaßen auch auf die Methodik ihrer Analyse, die sich der Macht ähnlich der Systemtheorie streng funktional nähert: So gilt es Foucault zufolge, nicht die ontologische Frage, was Macht sei, sondern vielmehr die funktionalen Hintergründe, wie Macht also ausgeübt wird, zu beleuchten.²⁸⁰

Damit ist deutlich geworden, dass bei der Rückverfolgung der Machtverhältnisse auf ihren Ursprung nicht der Staat als Ausgangspunkt der Kräfteverteilungen anzunehmen ist. Der Staat setzt die Machtverhältnisse vielmehr voraus und bildet gerade nicht deren Ursprung. Die ordnungsstiftende Macht der Herrschaftsrelationen geht dem Staat voraus, wenn der Begriff des Herrschens in jenem Foucaultschen Sinne als affizierendes Kräfteverhältnis angenommen wird. Foucault widerspricht also dem Postulat der Lokalisation, wonach Macht mit Staatsmacht gleichzusetzen sei und in einem Staatsapparat verortet sei, gegenüber dem die privaten Mächte lediglich als Staatsmächte *en miniature* aufzufassen seien. Foucault betont, dass erst der Staat als Resultat einer Mannigfaltigkeit, einer Mikrophysik von Kräfteverhältnissen als Gesamteffekt in Erscheinung tritt, der die einzelnen Prozeduren der ihm zugehörigen Teilsysteme nicht genuin hervorbringt oder instituiert, sondern allenfalls kontrolliert, überlagert oder modifiziert. Der noch bei Hobbes im Souverän verortete Brennpunkt der Machtverhältnisse ist unter Foucaultschen Prämissen instabil und diffus rekonstruiert, da die Machtverhältnisse gerade nicht aus einem Mittelpunkt hervorgehen, in ihm gebündelt betrachtet werden können, und in keiner einzelnen Instanz lokalisierbar sind. Zudem leide eine solche Sichtweise an einer unzulässigen Reduktion, wenn sie den Machtbegriff ohne die Kopplung an Wissenskategorien verwendet: „Wenn die Macht nicht einfach Gewalt ist, so nicht allein deshalb, weil sie selbst über Kategorien läuft, die die Beziehung von Kraft auf Kraft ausdrücken (anregen, verleiten, einen Nutzeffekt erzielen usw.), sondern auch, weil sie im Verhältnis zum Wissen Wahrheit erzeugt, insofern sie zum Sehen und Sprechen bringt. Sie erzeugt Wahres als Problem.“²⁸¹

Auf dieser Basis kann Foucault plausibel machen, warum das Gesetz, im Sinne des politischen Zustands bei Hobbes, ebenso wenig ein Friedenszustand wie das Ergebnis eines gewonnenen Krieges darstellt. Genau so, wie die Macht kein erworbener und zu verteidigender Besitz der Herrschenden, sondern die aktuelle Anwendung ihrer Strategie ist, ist auch die Entstehung von Gesetzen erst vor dem Hintergrund der sie ermöglichenden Kriege und Kriegsstrategien zu verstehen. Die Veränderungen des Gesetzes, die Foucault besonders im 18. Jahrhundert konstatiert, sind somit auf eine neue Verteilung der Gesetzesübertretungen zurückzuführen. Wie schon bei der Bestimmung der Macht sind auch hier Gesetz und Übertretung nicht mehr als klassische An-

²⁸⁰ Vgl. DELEUZE, Gilles: Foucault, 6. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992, 99 f.

²⁸¹ Ebd., 116.

tagonisten zu platzieren, sondern bauen kaskadenartig aufeinander auf: Die Übertretung definiert sich erst durch das Gesetz, das Gesetz wiederum ist die Strategie, Übertretungen produktiv zu nutzen und zu reglementieren. Mit dem 18. Jahrhundert verschiebt sich, so Foucaults Beobachtung, das Gesetz nun nicht so, dass sich Übertretungen primär auf das Eigentum und weniger gegen die Person richten, sondern weil die von Foucault so genannten Disziplinarmächte die Übertretungen schlichtweg anders differenzieren und neu ordnen. Mit Foucaults These verschiebt sich also zunächst die grobe Entgegensetzung von Gesetz und Ungesetzlichkeit, und wird durch die Wechselbeziehung von Gesetz und Übertretung verdeckt. Mit dieser scheinbaren Feinjustierung im Vokabular wird ersichtlich, dass auch das Gesetz stets als Verbindung und Regulierungsmechanismus von Gesetzesübertretungen aufzufassen ist. Es ist nicht mehr einfach den Ungesetzlichkeiten gegenübergestellt, sondern wird zum Instrument, die Übertretungen, wenn nicht zu umgehen, so doch zu regulieren und zu normalisieren. Es verwaltet die Übertretungen, und ordnet die eine Form der Delinquenz als Möglichkeit oder Privileg der herrschenden Klasse, während es die andere Form als kompensatorisches Mittel der beherrschten Klasse legitimiert.

Leitend für die anschließenden Überlegungen ist nun die Überlegung Foucaults, dass mit dem 18. und 19. Jahrhundert das Leben, weit mehr als zuvor das Recht, zum Gegenstand politischer Auseinandersetzungen avancieren konnte. Auch wenn sich Ansprüche auf das pure Leben immer noch in rechtsförmiger Weise artikulieren, sollte dieser Umstand nicht über die neue Qualität jener produzierenden, hervorbringenden Macht hinwegtäuschen, die das bloße Recht zu einem für das klassische Rechtssystem zunächst unverständlichen Recht auf Leben, auf Gesundheit und die Befriedigung der Bedürfnisse transformiert.²⁸² Dies ist eine der herausragendsten Thesen Foucaults: Jene an der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert entstehende Macht, die bis heute unsere gesellschaftliche Ordnung prägt, setzt unmittelbar und positiv produzierend an den Körpern der Individuen an. Sie unterscheidet sich wesentlich von Hobbes' Staatstheorie, in der der staatliche Souverän allein aus der Abwehr des Naturzustands hervorgeht und damit immer schon unter dem Bann dieses Naturzustands steht. Diese eindimensionale Fixierung unterscheidet ihn gerade von jeder modernen Form der Staatsmacht, so Foucault. Weil der Leviathan gerade keinem liberalen Diktum untersteht und auf die disziplinarische Macht auch innerhalb der Bevölkerung selbst setzen kann, ist er gezwungen, permanent auf der Hut zu sein, und damit wohl oder übel das Funktionsprinzip des Naturzustands zu seinem eigenen zu machen. Die fundamentale und reduktionistische Dichotomie von Naturzustand und Staat, Freund und Feind, Leben und

²⁸² Vgl. FOUCAULT, Michel: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*, 3. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989, 172 f.

Tod übernimmt der Staat als seine eigene Leitunterscheidung.²⁸³ Damit ist die Redundanz und Nicht-Notwendigkeit einer Machtform aufgezeigt, die mit Gewalt und Unterdrückung operiert, wenn sie in die Körper eingreift. Die Disziplinar­macht, als ein solch neuer Machttypus, regt an, ruft hervor und fügt zusammen. Indem sie produktiv tätig wird und ihre Objekte verteilt, aufgliedert, anordnet und normalisiert, schafft sie reale Strukturen, die dann als Wahrheiten verstanden werden können. Bevor sie unterdrückt, produziert die Disziplinar­macht Reales und Wahrheiten. Auf diese Weise tritt zum herrschenden Moment der Macht ein Augenblick des Akzeptierens, der darin zu sehen ist, dass die Macht eben nicht bloß negierende Macht ist, die in Form von Verboten auf den Individuen lastet, sondern ein produktives, herstellendes Netz, das die „Körper durchdringt, Dinge produziert, Lust verursacht, Wissen hervorbringt, Diskurse produziert“²⁸⁴, und nicht so sehr eine rein negative Instanz, deren Funktion in der Unterdrückung besteht. Die Disziplinar­macht, die Foucault beschreibt, breitet sich über das Gesamt des sozialen und individuellen Körpers aus. Indem sie so in den Alltag übergeht, führt das Aufgehen und Einfügen der Subjekte in diese Machtstrukturen andererseits dazu, dass sie als Subjekte erkennbar und für die Disziplinar­macht beobachtbar werden. Ihre daraus resultierende Vergleichbarkeit macht sie als Subjekte und Objekte menschlichen Lebens ineinander übersetz- und gegeneinander verrechenbar. In Form einer Homogenisierung schafft die Disziplinar­macht eine gemeinsame Sprache der Institutionen, um die Subjekte in den übergeordneten Produktionsapparat zu integrieren. Mit Blick auf die normalisierende Funktion der Disziplinar­mächte hat Sabine Hark die These plausibilisiert, dass sich mit dem Aufkommen der Disziplinar­gesellschaft die politische Achse der Individualisierung umkehrt: Während in vormodernen Gesellschaften die Individualisierung noch als aufsteigend verlaufend dargestellt werden kann, der Souverän also zunächst das einzige erkennbare Individuum bildet, so verläuft die Individualisierung nun in umgekehrter Richtung von oben nach unten. Als ein rein funktionales rechnerisch-statistisches Diagramm ist die (Normalitäts-)Norm in der Lage, immer diskretere Abstände zu markieren. In diesem Sinne arbeitet sie nicht durch Exklusion und Ausschluss, sondern beruht auf Einbeziehung, indem sie ein Funktionskontinuum erstellt, auf dem es keine qualitativen Abweichungen mehr gibt, sondern lediglich Abstände, Niveaus und graduelle Verläufe innerhalb einer Skala. Tendenziell alle menschlichen Verhaltensformen werden auf diesem Normalitätskontinuum codierbar, mit der Folge, dass gerade jene Umkehrung der Ökonomie der Sichtbarkeit jene Menschen individuell sichtbar macht, die den Rand der Gesellschaft bilden: Der Betroffene wird zwar individualisiert,

²⁸³ Vgl. KERSTING, Wolfgang: Vertrag, Souveränität, Repräsentation. Zu den Kapiteln 17 bis 22 des *Leviathan*, in: Ders. (Hg.): Thomas Hobbes. *Leviathan* oder Stoff, Form und Gewalt eines bürgerlichen und kirchlichen Staates, Oldenburg: Akademie-Verlag 2008, 173-192, bes. 233 f.

²⁸⁴ FOUCAULT, Michel: Wahrheit und Macht. Interview mit Alessandro Fontana und Pasquale Pasquino, in: Ders.: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin: Merve-Verlag 1978, 21-54, 35.

aber diese Individualisierung macht ihn nicht unverwechselbar, sondern gerade eben austausch- und überindividuell verrechenbar. Mit anderen Worten: Diese Ununterscheidbarkeit, die die Normalität im Sinne des Seins wie die anderen Menschen ausmacht, ist gleichermaßen Sicherheit (nämlich Garant der Aufnahme in das System) wie Risiko (nämlich eine Quelle der Gefahr, wenn die Kriterien der Vergleichbarkeit intransparent sind, bedarf es beständiger Anstrengung, auch so zu bleiben, wie alle anderen, denn nur sie liefern die Indikatoren für die eigene Normalität). Hinzu kommt: „Individualisiert wird bezeichnenderweise der ‚Bodensatz‘ der Gesellschaft: Irre, Hysterikerinnen, Perverse, AbweichlerInnen. Jedes so klassifizierte Individuum wird zu einem Fall gemacht – der Sichtbarkeit unterworfen – und der Aufmerksamkeit wissenschaftlicher Diskurse überantwortet.“²⁸⁵ Diese Form des normalistischen Umgangs mit Abweichungen soll im späteren Verlauf noch einmal genauer diskutiert werden, zunächst bleibt aber festzuhalten: Mit der Absage an ein Machtmodell staatlicher Souveränität verbindet sich die Vorstellung einer Biopolitik der Bevölkerungen und einem Modell der Verwaltung des Lebens, das als neue Produktivkategorie erstmals im 18. und 19. Jahrhundert auf der Landkarte der Macht erscheint. Während die höchste Form der Macht in vormodernen Kategorien im Töten der Individuen lag, der Souverän sein Recht über das Leben der Bevölkerung also nur asymmetrisch über das Recht zum Töten ausspielen konnte, verliert dieser Abschöpfungsmechanismus an Bedeutung und wird ersetzt durch eine Macht, die das Leben rechnerisch verwaltet, bewirtschaftet und als Produktivkategorie entdeckt. Die Bedeutung der Macht wechselt also von einer negierenden Kategorie des Verbots und Gesetzes zu einer Produktivmacht²⁸⁶: Jenseits der juristischen Existenz der Souveränität sichert die Bio-Macht die rein biologische Existenz der Bevölkerung und richtet ihre Zugriffe auf das Leben und seinen Ablauf: „Das alte Recht, sterben zu machen oder leben zu lassen, wurde abgelöst von einer Macht, leben zu machen oder in den Tod zu stoßen.“²⁸⁷

Foucaults Analyse zur Entstehung der modernen Strafjustiz und zu den Formen der Ordnungsetablierung orientiert sich an der Frage, auf welche Weise der Körper des Menschen, der noch in Renaissance und Klassik symbolisch (etwa als Abbild des menschlichen Geistes oder als Geschenk Gottes) aufgefasst wurde, im Übergang zur Moderne zur bloßen Funktionseinheit staatlicher Macht semantisch überformt werden konnte. Die Überlegungen zur Entwicklung der Strafjustiz, die es im Folgenden darzustellen gilt, sind daher vornehmlich dem Interesse an der

²⁸⁵ HARK, Sabine: Deviante Subjekte. Normalisierung und Subjektformierung, in: SOHN, Werner (Hg.): Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag 1999, 65-84, 71 f.

²⁸⁶ Vgl. FOUCAULT, Michel: Die Maschen der Macht, Teil 1, in: *Barbarie* 4 (1981), 23-27, hier verweist Foucault noch auf einen weiteren Bestimmungspunkt der modernen Macht: Diese gibt es nicht mehr nur im Singular, sondern als Plural der Mächte in ihren unterschiedlichsten Formen, die darüber hinaus nicht mehr als bloße Ableitungen oder Folgeerscheinungen der Zentralmacht aufgefasst werden sollten.

²⁸⁷ FOUCAULT, Michel: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*, 3. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989, 165.

Entwicklung der Disziplinarstechniken geschuldet und wollen klären, wie der „gelehrige Körper“²⁸⁸ durch eine produktivitätssteigernde Form der Macht zum Objekt einer Machtstrategie werden konnte.

In Foucaults Vorlesungsreihe *Die Geburt der Biopolitik* wird die enge Verbindung von Normalisierung und Bio-Macht detailliert dargelegt. Ausgegangen wird auch hier vom beobachteten Wandel im 18. und 19. Jahrhundert, der mit Blick auf die staatliche Ordnung in der Einrichtung eines Prinzips zur Begrenzung der Regierungskunst besteht. Anders als die vorher üblichen, von außen kommenden Grenzen der Staatsräson etwa in Form göttlichen oder natürlichen Rechts, wird in dem von Foucault beschriebenen Wandel ein inneres Prinzip, eine interne Regelung zur Begrenzung der Staatsmacht abgebildet, die aber über die Form des Rechts hinausgeht, auch wenn das Rechts zweifelsohne in der Pflicht steht, diese Regelung umzusetzen. Die Idee hinter dieser internen Regelung der Staatssouveränität erklärt Foucault wie folgt: „Jedenfalls soll eine faktische Begrenzung bedeuten, dass, wenn die Regierung über diese Begrenzung hinausgeht und die ihr gesteckten Grenzen überschreitet, sie insofern nicht illegitim sein wird, sie ihr eigenes Wesen gewissermaßen nicht aufgegeben haben wird, sie von ihren Grundrechten nicht abgefallen sein wird. Wenn man sagt, dass es eine faktische Begrenzung der Regierungspraxis gibt, dann bedeutet das, dass die Regierung, die diese Begrenzung verkennt, einfach eine Regierung sein wird, die nicht illegitim oder usurpatorisch ist, sondern ungeschickt, unangepasst, eine Regierung, die eben nicht das Passende tut.“²⁸⁹ Damit hebt sich das sich im positiven Recht ausdrückende Prinzip der internen Begrenzung der Staatsmacht ab von dem bisherigen Prinzip der Handlungsbegrenzung, das als äußeres Prinzip ein Gegengewicht zur Staatsräson bot. Mit dem externen Prinzip war eine Regulierung formuliert, die festsetzen konnte, dass, wenn der Souverän das Prinzip überschreitet, er durch eine Sanktion bestraft werden muss. Der Wandel zur von Foucault sogenannten kritischen gouvernementalen Vernunft sieht von dieser externen Form ab und kreist vielmehr um die Frage, wie es dem Souverän möglich ist, maßvoll zu regieren. Der Fokus richtet sich weniger gegen den Missbrauch als vielmehr gegen ein Übermaß an Regierungstätigkeit und wechselt so gleichzeitig von einer absoluten hin zu einer graduellen, normalistischen Skalierung, an der die Rationalität der Regierungspraxis gemessen werden konnte. Mit anderen Worten: Um festzustellen, ob Regierungspraktiken legitim sind oder nicht, befragt die politische Ökonomie die Regierungsformen nicht auf ihr Recht, sie stellt bei der Entscheidung nicht mehr auf den Ursprung, sondern die Wirkung ihrer Praktiken ab. Der modernen gouvernementalen Vernunft entspricht daher nicht der Fragemodus, was etwa einen Souverän dazu berechtigt, die

²⁸⁸ FOUCAULT, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, 13. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993, 173.

²⁸⁹ FOUCAULT, Michel: Geschichte der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesungen am Collège de France 1978/1979, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 26.

Steuern zu erhöhen, sondern der nach den Auswirkungen der Erhöhung. Die Auswirkungsfrage wird somit systematisch von der möglicherweise hinderlichen Legitimitätsfrage abgekoppelt, und mehr noch: Die Wirkung bestimmt über die Legitimität des Handlungskalküls. Foucault zeigt hier deutlich, wie sich eine utilitaristische Philosophie unmittelbar verzweigen kann. Bleiben wir aber vorerst im Kontext der gouvernementalen Vernunft. Die Verknüpfung mit dem Utilitarismus führt damit gleichzeitig zu einer Neubestimmung des politischen Übels, das jetzt nicht mehr darin liegt, dass das Staatsoberhaupt schlecht, sondern schlichtweg unwissend ist, über die notwendigen Handlungsfolgen also wenig informiert ist. Die Möglichkeiten der staatspolitischen Begrenzung der Souveränität sind also über den Weg der politischen Ökonomie gegeben.²⁹⁰

Dieser angesprochene Wandel wird bei Foucault weiterhin unter dem Stichwort des Liberalismus diskutiert. Liberal ist die beschriebene Regierungspraxis in dem Sinne, dass sie sich nicht damit begnügt, diese oder jene Freiheit zu respektieren oder gar zu garantieren, Foucault spricht davon, dass sie vielmehr „in einem tieferen Sinne die Freiheit vollzieht“.²⁹¹ Der Vollzug und die Möglichkeit der Freiheit sind also nur in dem Maße denkbar, wie es faktisch eine Anzahl an Freiheiten gibt, wie etwa die Freiheit des Marktes, die freie Ausübung des Eigentumsrechts, die Diskussionsfreiheit usw. Freiheit ist für die gouvernementale Vernunft unabdingbare Voraussetzung, sie ist verpflichtet, Freiheit zu schaffen und zu organisieren. Von der liberalen Regierungskunst fordert dies die Abwägung, das genaue Maß und den Punkt zu bestimmen, bis zu dem die verschiedenen Individualinteressen und deren Konfliktpotentiale keine Gefahr für das Interesse aller Beteiligten darstellen. Die gouvernementale Vernunft rührt damit am Problem der Sicherheit, das sie verpflichtet, das kollektive Interesse gegen die individuellen Kalküle zu schützen, genauso wie es im Umkehrschluss notwendig ist, die Berechtigung der individuellen Interessen vor Beeinträchtigungen zu bewahren. Die so aufzustellenden Sicherheitsstrategien bilden die Bedingung des Liberalismus, ebenso wie das Wechselspiel von Freiheit und Sicherheit im Zentrum der gouvernementalen Vernunft steht.²⁹² Aus diesem Grund ist auch das bereits erwähnte Panoptikum Jeremy Benthams als Paradigma der gouvernementalen Sicherheitsbestrebungen zu sehen. Das Panoptikum wurde vom jungen Bentham (und auch hier ist durchaus die Verbindungslinie von Utilitarismus, Liberalismus und Normalismus erkennbar) als das Generalverfahren vorgestellt, um innerhalb von Institutionen wie Schulen, Gefängnissen oder Krankenhäusern das Verhalten der einzelnen Individuen überwachen und in einem einzelnen Blick bündeln zu können: Innerhalb der Trias von Utilitarismus, Liberalismus und Normalismus steht letzterer an dieser

²⁹⁰ Vgl. FOUCAULT, Michel: *Geschichte der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesungen am Collège de France 1978/1979*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 32-35.

²⁹¹ Ebd., 97.

²⁹² Vgl. Daniel DEFERT, Daniel: *Die Gouvernementalität*, in: Ders.: *Analytik der Macht*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2005, 148-174.

Stelle für die Vereinheitlichung, die Normalisierung der vielfältigen Individuen und die Unterwerfung des Mannigfaltigen unter den einheitlichen Blick einer Zentralperspektive.

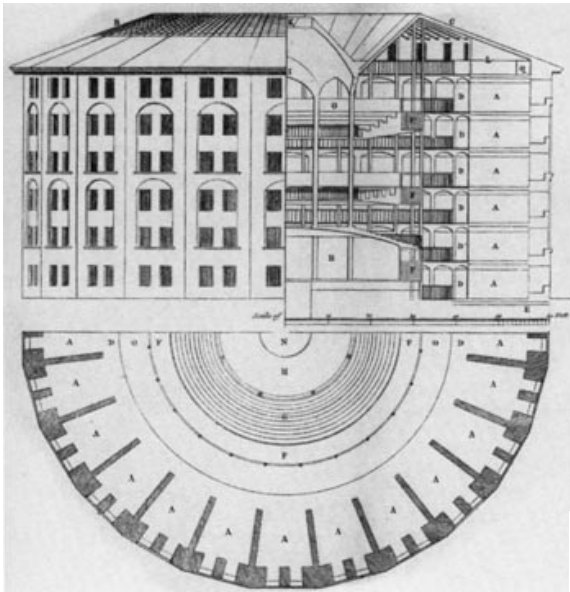


Abb.: Das Panoptikum als Paradigma der Gefängnisarchitektur: Der Entwurf von Jeremy Bentham (1791)

Die Gefängnis-Architektur des Panoptikums ist um einen Mittelpunkt herum angeordnet, der es ermöglicht, alles und jeden im peripheren Bereich zu jeder Zeit und ohne dessen Zustimmung permanent beobachten zu können. Als Symbol für das ‚Auge der Macht‘ ist das Panoptikum zum Ausdruck einer institutionellen Rasterung geworden. Durch die (wenn auch nicht immer faktische, aber doch potentielle) Allgegenwart des Beobachters wird beim Beobachteten die Perspektive des Beobachters internalisiert, er weiß, dass er bei allen Handlungen nie vor einer Entdeckung sicher sein kann. Später erweiterte Bentham das Panoptikum, es sollte gemäß seinem Entwurf der allgemeinen Kodifizierung der englischen Gesetzgebung die Formel der gesamten Regierungstätigkeit, eine allgemeine politische Formel, repräsentieren: „Das panoptische Prinzip, das ursprünglich als Strafinstitution konzipiert war, entwickelt sich immer mehr zu einem der Strafvermeidung durch Kontrolle. Es emanzipiert sich gleichsam aus dem Gefängnis und wird universaler Mechanismus der Beobachtung von Menschen, die tendenziell falsch handeln könnten und eben durch Beobachtung daran gehindert werden sollen.“²⁹³ In diesem Sinne ist es auch der liberalen Regierung selbstverständlich, den natürlichen Abläufen, ihrer Mechanik und Produktivität Platz einzuräumen, und ihren eigenen Einfluss zumindest vorerst auf ein Minimum zu reduzieren. Im panoptischen Schema ist dieses erklärte Minimum die Beobachtung. Nur für den

²⁹³ HOFMANN, Wilhelm: Ohne Strafe gibt es keinen Staat, in: ASBACH, Olaf (Hg.): Vom Nutzen des Staates. Staatsverständnisse des klassischen Utilitarismus: Hume – Betham – Mill, Baden-Baden: Nomos 2009, 131-151, 144.

Fall, dass die Beobachtungsergebnisse nicht erwartungsgemäß ausfallen und die Staatsmacht alarmieren, besteht Bentham zufolge die Notwendigkeit zur Intervention.²⁹⁴

Michel Foucault erkennt hinter Benthams Entwurf die Mechanismen der Disziplinarmacht, die ohne jede Form der Ausübung oder Androhung körperlicher Gewalt, allein über das Wissen (!) des Beobachtetseins, ihren disziplinarischen Effekt ausüben.²⁹⁵ Darüber hinaus ist das Beobachtungsstreben der liberalen Regierungsrationalität systematisch in die Verbesserungserwägungen der Bio-Macht gegenüber dem Humankapital überführbar. Eine Gesellschaft, die sich diese Frage der Optimierung stellt, setzt auf die Beobachtung zum Zweck der politischen Verwendung der Genetik, des Wachstums der Bevölkerung und seiner Steuerung, der strategischen Planung der Disziplinarinstitutionen.²⁹⁶ Die Neoliberalen weisen aber ebenfalls darauf hin, dass die sog. Bildungsinvestition und die Elemente, die in die Bildung des Humankapitals einfließen, das bloße schulische Lernen oder die Berufsausübung übersteigen. Hier kommt die soziale Zuwendung, die Zahl der Stunden, die die Eltern mit ihren Kindern verbringen, ins Spiel und erscheint relevant für die Konstitution des sog. Humankapitals. So wird die statistische Analyse der Lebensumgebung des Kindes, die aus Gründen der Bevölkerungsoptimierung einen Normalwert nicht unterschreiten sollte, in Zahlen ausdrückbar und politisch auswertbar.²⁹⁷

Beginnend mit der Architektur von Schulen und Gefängnissen, über das Marktverhalten, die Erziehung der Kinder bis hin zur Kriminalität hat Foucault die Vielschichtigkeit gesellschaftlicher Phänomene durch den erklärenden Rückgriff auf die ökonomische Vernunft des Liberalismus gebündelt. Alle diese Felder zirkulieren dabei auch um einen bislang unerwähnt gebliebenen Begriff, den *homo oeconomicus*. Der ökonomische Mensch stellt für Foucault jenes Raster dar, um die Idee der gouvernementalen Vernunft aus der Sphäre der Ökonomie hinaus auf die Lebensbereiche der Kriminalität, der Familie und der Liebe anzuwenden, und so gleichzeitig die rasante Popularität des Utilitarismus einzuordnen: Den Vorwurf an den Utilitarismus, mit seiner Orientierung am Gegebenen in Form der Nützlichkeit einer Handlung einen naturalistischen Fehlschluss zu inkorporieren, variiert Foucault in der Aussage: „Der *homo oeconomicus* ist der Mensch, der die Wirklichkeit akzeptiert.“²⁹⁸ Vom Standpunkt einer Theorie der Regierung aus gesehen bildet der *homo oeconomicus* denjenigen Menschen ab, der Subjekt und Objekt des *Laissez-faire*-Gedankens

²⁹⁴ Vgl. BENTHAM, Jeremy: *The Panopticon Writings*, hg. von BOŽOVIĆ, Miran, London – New York: Verso 1995, 29-95.

²⁹⁵ Vgl. FOUCAULT, Michel: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, 13. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993, 251-292.

²⁹⁶ Vgl. FOUCAULT, Michel: *Geschichte der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesungen am Collège de France 1978/1979*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 318.

²⁹⁷ Vgl. LEMKE, Thomas: *Die Regierung der Risiken. Von der Eugenik zur genetischen Gouvernementalität*, in: Ders., KRASMANN, Susanne, BRÖCKLING, Ulrich (Hgg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000, 227-265.

²⁹⁸ FOUCAULT, Michel: *Geschichte der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesungen am Collège de France 1978/1979*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 370.

darstellt, den es tunlichst nicht anzurühren gilt. Als Partner der Regierung reagiert er systematisch auf die veränderten Variablen der Wirklichkeit, und ist als solcher in herausragender Weise ‚regierbar‘²⁹⁹: Das von ihm bis ins Kleinste internalisierte Prinzip des Utilitarismus lässt ihn für die gouvernementale Vernunft kalkulierbar werden.

Foucault ordnet das Erscheinen des utilitaristischen Kalküls in Form des *homo oeconomicus* in den Gesamtkontext der philosophiegeschichtlichen Veränderungen ein. Sein Auftauchen stellt er in den Zusammenhang mit der Theorie des Subjekts, wie sie besonders innerhalb des englischen Empirismus vorgefunden werden kann. Was die englischen Empiriker als Novum der abendländischen Philosophiegeschichte beisteuern, ist die Vorstellungen eines Subjekts, das weder vornehmlich durch den Dualismus von Leib und Seele oder durch die Existenz eines durch den Sündenfall gekennzeichneten Mittelpunkts charakterisiert ist, sondern das als Subjekt individueller Entscheidungen auf den Plan tritt, die unübertragbar und nicht rückführbar sind. Mit Rückgriff auf eine Episode bei David Hume schildert Foucault die Bedeutung dieser Nicht-Rückführbarkeit im Kontext einer individualistischen, atomistischen Theorie des Subjekts und der Entscheidung: „Nun, sagt er, wenn man jemanden fragt, warum er Sport treibt, wird er antworten: Ich treibe Sport, weil ich gesund sein will. Man wird ihn fragen: Warum willst du gesund sein? Und er wird antworten: Weil ich die Gesundheit der Krankheit vorziehe. Dann wird man ihn fragen: Warum ziehst du die Gesundheit der Krankheit vor? Er wird antworten: Weil die Krankheit schmerzhaft ist und ich nicht will, dass es mir schlecht geht. Und wenn man ihn fragt, warum die Krankheit schmerzhaft ist, wird er zu Recht nicht antworten, denn die Frage hat keinen Sinn. Der schmerzhaft oder nicht-schmerzhaft Charakter der Sache stellt in sich selbst einen Grund für die Entscheidung dar, über den man nicht hinausgehen kann. Die Wahl zwischen dem Schmerzhaften und dem Nicht-Schmerzhaften ist etwas nicht weiter Zurückführbares, das auf kein Urteil verweist, das auf keine Überlegung oder eine Berechnung verweist. [...] Es ist meine eigene Empfindung des Schmerzes oder Nicht-Schmerzes, des Leidvollen und des Angenehmen, die schließlich der Ursprung meiner Entscheidung sein wird. Das ist der berühmte Aphorismus von Hume, der besagt: Wenn ich wählen soll, ob man mir den kleinen Finger abschneidet oder ein anderer stirbt, dann kann mich nichts zu der Meinung zwingen, selbst wenn man mir meinen kleinen Finger gewaltsam abschneidet, dass das Abschneiden meines kleinen Fingers dem Tod eines anderen vorzuziehen sei. Es handelt sich also um nicht weiter zurückführbare und unübertragbare Entscheidungen des Subjekts.“³⁰⁰ Die Hervorhebung der Idee eines Subjekts eines Interesses rückt den Willen, als eine zugleich unmittelbare und absolut subjektive

²⁹⁹ Vgl. dazu BRÖCKLING, Ulrich: Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007, bes. 45-151.

³⁰⁰ FOUCAULT, Michel: Geschichte der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesungen am Collège de France 1978/1979, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 274.

Form, ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Foucault verbindet diesen Gedanken nun mit dem Hobbesschen Kontraktualismus: Man befolgt einen (Gesellschafts-)vertrag nicht deshalb, weil es sich um einen Vertrag handelt, man also plötzlich zum Rechtssubjekt avanciert ist, sondern weil der Handel, aus dem man selbst große Vorteile zieht, keinerlei Sicherheit hätte, wenn man sich selbst nicht an die damit verbundenen Verpflichtungen hielte. Die Achtung des Vertrags resultiert also aus dem eigenen Interesse an ihm, nicht aus dem Wesen des Vertrags selbst, es existiert damit keine Ablösung des Interesses durch den juristischen Willen: „Der Vertrag stellt in einem Interessenkalkül eine Form dar, die bis zum Ende einen gewissen Vorteil aufweisen wird. Und wenn er keinen Vorteil mehr aufweist, kann mich nichts verpflichten, den Vertrag weiterhin zu achten.“³⁰¹ Für den Staat ist damit das ökonomische Prinzip des Laissez-faire von Adam Smith aufgerufen: Solange der Einzelne keine Gesetze verletzt, erhält er die vollkommene Freiheit, seine eigenen Interessen auf seine Weise zu verfolgen. Damit wird der Staat von der nahezu unmöglichen Aufgabe entbunden, den Erwerb und das Verhalten der einzelnen Privatleute so in die jeweiligen Wirtschaftszweige zu lenken, die für den Staat am nützlichsten wären. Und mehr noch: Damit der Kollektivgewinn in Form des größten Glücks der größte Zahl gesichert ist, ist es nicht nur möglich, sondern notwendig, dass jeder einzelne Akteur der Gesamtheit gegenüber blind bleibt. Die Unsicherheit auf der Ebene des kollektiven Resultats ist Voraussetzung dafür, dass das positive kollektive Resultat auch wirklich erwartet werden kann. Adam Smiths Prinzip der unsichtbaren Hand bildet den theoretischen Hintergrund dieser Erwägungen, es besagt: Obwohl kein einzelner Marktakteur direkt danach strebt, das Volkseinkommen zu vergrößern, sondern nur seinen eigenen Güterbedarf decken und maximieren möchte, führt doch der Mechanismus des freien Marktes durch die sog. unsichtbare Hand zum volkswirtschaftlichen Optimum. Das eigennützige Streben der wirtschaftenden Menschen oder Unternehmen trägt so zum Kollektivwohl bei.³⁰² Anders als Smith betont Foucault nicht die planende Hand, sondern die Unsichtbarkeit als konstitutives Element, die er für alle politischen und ökonomischen Akteure im Liberalismus für unabdingbar sieht, und bei der es sich nicht um eine Unvollkommenheit menschlichen Erkenntnisvermögens handle, die bewirkt, dass kein einzelner Akteur das Kollektivwohl suchen solle und könne. Die ökonomische Rationalität ist von der Unerkennbarkeit und Unsichtbarkeit der Gesamtheit der Prozesse nicht nur umgeben, sondern gründet sich auf sie: „Der *homo oeconomicus* ist die einzige kleine Insel möglicher Rationalität innerhalb des Wirtschaftsprozesses,

³⁰¹ Ebd., 377.

³⁰² Vgl. SMITH, Adam: Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen, München: dtv 1999, bes. Buch V.

dessen unkontrollierbarer Charakter der Rationalität des atomistischen Verhaltens des *homo oeconomicus* nicht widerstreitet, sondern sie begründet.³⁰³

Überdies befindet sich der staatliche Souverän gegenüber dem *homo oeconomicus* in einer anderen Position als gegenüber dem klassischen Rechtssubjekt, das in einigen Konzeptionen noch als ein Korrektiv gelten kann, um die Machtausübung des Souveräns zu limitieren. Der *homo oeconomicus* setzt die Macht des Souveräns herab, er begrenzt sie also nicht nur, sondern bringt beim Souverän die wesentliche Unfähigkeit zur Erscheinung, die Gesamtheit des wirtschaftlichen Feldes zu beherrschen und zu kontrollieren.³⁰⁴ Einem umfassenden, zentralen Blick muss Foucault zufolge die Gesamtheit der Wirtschaftsprozesse zwangsläufig entgehen, mit der Konsequenz, dass seine Macht zu einem Teil depotenziert wird: Der Souverän wird in alles eingreifen dürfen, mit Ausnahme des freien Marktes. Die ihm zustehende Regierungskunst muss nun aber in einem Raum ausgeübt werden, die von Wirtschaftssubjekten bevölkert ist, so dass auch der juridische Begriff des Vertrags als Instrument allein ungeeignet ist, um den *homo oeconomicus* regierbar zu machen. Die Regierbarkeit, die Gouvernementabilität der Wirtschaftssubjekte konnte nur durch das Erscheinen eines neuen Bezugsrahmens, einer neuen Ganzheit der Beschreibung gesichert werden, die die Akteure sowohl als Rechts- als auch als Wirtschaftssubjekte umschloss. Diesen Bezugsrahmen, den die liberale Regierungskunst schafft, sieht Foucault im Begriff der *bürgerlichen Gesellschaft* verwirklicht. Er steht für eine Regierungstechnik, deren rationales Maß sich juristisch an einer Wirtschaft ausrichten soll, die über Produktions- und Tauschprozesse funktioniert. Von seiner begrifflichen Oberfläche betrachtet ist der Ausdruck der bürgerlichen Gesellschaft nicht neu, allerdings bezeichnet er bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in dem er durch die Verbindung zu Fragen der Gouvernementabilität und politischen Ökonomie seine neue semantische Prägung erhält, ständig andere Formen. Foucault nutzt den Rückgriff auf die bürgerliche Gesellschaft zunächst, um sie als eine historisch-natürliche Konstante auszuweisen, vor der nichts zu suchen bleibt. Die Frage nach dem, was sich vor dem Beginn der bürgerlichen Gesellschaft ereignet habe, sei demnach sinnlos und entspreche der Frage nach der Nicht-Gesellschaft bzw. dem Naturzustand. Da die sozialen Bindungen Foucault zufolge aber spontan entstehen, ohne besondere Operationen konstituiert werden, muss auch Gesellschaft sich nicht selbst begründen. Man sei, so Foucault, „so oder so in der Gesellschaft. Die soziale Bindung hat keine Vorgeschichte. [...] Das heißt, dass wir uns, um den Naturzustand zu finden, jenen Naturzustand, den die Philosophen in der Wirklichkeit oder im Mythos des Wilden suchten, nicht von uns wegbe-

³⁰³ FOUCAULT, Michel: Geschichte der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesungen am Collège de France 1978/1979, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 387.

³⁰⁴ Vgl. ZINTL, Reinhard: Der Homo Oeconomicus: Ausnahmeerscheinung in jeder Situation oder jedermann in Ausnahmesituationen?, in: Analyse und Kritik 11 (1989), 52-69.

wegen müssen, sondern dass wir ihn bei uns selbst finden können. [...] Es gibt also eine Dauerhaftigkeit des Naturzustands im Zustand der Gesellschaft.³⁰⁵

Die sich im 18. und 19. Jahrhundert entwickelnde bürgerlichen Gesellschaft wird nun zentral vom utilitaristischen Kalkül geprägt: Jedes Element der bürgerlichen Gesellschaft lässt sich demnach nach seinem Nutzwert beurteilen, den er hervorbringt. Das Urteil über einen guten, tüchtigen oder wertvollen Menschen bemisst sich innerhalb des liberal-bürgerlichen Denksystems immer auf der Grundlage der Wirkung, die er hervorbringen soll. Foucaults Hinweis auf die spontane Bindung sozialer Interaktionsbeziehungen deutet weiterhin auf ein drittes Merkmal der bürgerlichen Gesellschaft des 18. und 19. Jahrhunderts hin. Ebenso wie es spontane soziale Bindungen gibt, gibt es demnach auch spontane Bildungen von Macht. Als eine dauerhafte Matrix der politischen Macht funktioniert die bürgerliche Gesellschaft durch eine faktische Bindung zwischen konkreten und individuellen Akteuren, deren Unterschiede zu einer Arbeitsteilung führen werden, sowohl in den Produktionsverhältnissen, als auch auf der Ebene, auf der die Gruppenentscheidungen getroffen werden. Obwohl die Entscheidungen in der bürgerlichen Gesellschaft als Entscheidungen der ganzen Gruppe erscheinen, finden sie doch in parzellierteren Einheiten statt. Foucault will so zeigen, wie das Faktum der Macht dem Recht, dass die Macht begründen, rechtfertigen oder limitieren soll, vorausgeht. Die Macht existiert bereits, bevor sie delegiert oder juristisch verfasst wird. Wenn es Foucault zufolge nun eine Form innerer Gouvernamentalitäts-Dynamik in der bürgerlichen Gesellschaft gibt, stellt sich die Frage nach der Berechtigung und der Notwendigkeit einer Regierung. Den mit ihr einhergehenden Liberalismus versteht er dabei weder als Theorie oder Ideologie, sondern als eine Praxis, die als Prinzip der Rationalisierung der Regierungsausübung immer von dem Verdacht verfolgt wird, dass zu viel regiert wird. Die liberale Regierung, die die Selbstbegrenzung der Regierungsmacht und die Vorgängigkeit des freien Marktes gegenüber der politischen Macht zu ihrem wichtigsten Prinzip erhoben hat, verpflichtet sich selbst dazu, ständig zu hinterfragen, ob sie nicht doch zu viel regiert, und bildet so eine kritische Rolle gegenüber jedem Regierungsexzess. Dennoch bildet die liberale Regierung auch den Ausgangspunkt einer dauerhaften gouvernementalen Intervention; nicht, um die ausdrücklich zugestandenen Freiheiten zu limitieren, sondern um jene Freiheiten hervorzubringen und zu erhalten, die das liberale System benötigt.³⁰⁶ Damit kritisiert Foucault zugleich die üblichen Repräsentationen des Staates, etwa als Pol der Transzendenz, als Instrument der Beherrschung der Klassen oder als kaltes Ungeheuer, die in seinen Augen alles Formen der Überbewertung des Staatsmacht-Problems darstellen, denen er die These entgegenstellt, dass der Staat als „bunt zu-

³⁰⁵ FOUCAULT, Michel: Geschichte der Biopolitik. Geschichte der Gouvernamentalität II. Vorlesungen am Collège de France 1978/1979, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 410 f.

³⁰⁶ Vgl. FOUCAULT, Michel: Geschichte der Biopolitik. Geschichte der Gouvernamentalität II. Vorlesungen am Collège de France 1978/1979, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 461 f., 435-444, 478.

sammengewürfelte Wirklichkeit“³⁰⁷ lediglich der dynamischen Effekt eines Systems mehrerer Gouvernentalitäten sei. Kurz gefasst: Foucault zeigt, dass das Erklärungsraster, mit dem die einzelnen Individuen betrachtet werden, ein ökonomisches ist. Die Geschichte der Ökonomie wendet in der Regel wenig Aufmerksamkeit für die unterschiedlichen Formen der Statistik auf, mittels derer sie die empirische Validierung ihrer Forschung und politischen Anwendung bewerkstelligt. Dass hier dennoch deutliche Unterschiede und vor allem Korrelationen zwischen den Formen der (normalistischen) Statistik und den jeweiligen Konzepten von Gesellschaft und Ökonomie bestehen, zeigt Alain Desrosières in einer Übersicht:

	Konzept von Gesellschaft und Ökonomie	Handlungsform und -ziel	Form der Statistik
Industrialisierung	Hierarchisch strukturiert, rational organisiert	Optimierung, Kostenreduzierung, Planung, Technokratie, Langzeitvisionen	Demografie, Produktion in physikalischen Einheiten organisiert; input-output-Kontrolle
Liberalismus	Physiokratie, extensive Märkte und freie Konkurrenzverhältnisse	Kampf gegen Korporatismus, Freihandels-Philosophie; Anti-trust-Gesetze	Markt-Transparenz-fördernde Statistik; Messung von möglichen marktdominanten Positionen
Welfare	Arbeitsmarkt bedarf spez. Schutzmechanismen	Regelungen zu Arbeitszeiten, Unfällen, Arbeitslosigkeit und Renten	Arbeitsstatistiken; Verdienst- und Beschäftigungsübersichten. Umfragen zur Haushaltsstärke der Beschäftigten, Verbrauchpreis-Indices
Neoliberalismus	Ausgedehnte Märkte, uneingeschränkte Konkurrenz und freier Wettbewerb, Finanzialisierung	Übergang von Gesetzen zu Anreizsystemen; von Administration zu Ämtern/Agenturen; Kontraktualisierung und Koordination durch Wettbewerb	Objektivierung neuer Bereiche der Äquivalenz und von Statistik; Konstruktion und Verwendung von Markern zur Evaluation von Wirksamkeit und Wettbewerbsförderung; benchmark-supplements

Abb.: Zusammenhang von Regierungsformen und Statistik-Formen.³⁰⁸

Diese Weichenstellung der ökonomischen Betrachtung begreift Foucault nun als den „Trick“, durch den das Individuum governementalisierbar wird, wodurch Einfluss auf das Individuum genommen werden kann. Die Kontakt- und Schnittfläche zwischen Macht und Individuum ist also in jenem Raster des *homo oeconomicus* zu suchen. Damit ist keineswegs gesagt, dass jeder Mensch diesem Konstrukt des *homo oeconomicus* entspreche, Foucault betont lediglich dessen Vorteile aus Sicht der (staatlichen) Macht aufgrund seiner Regierbarkeit. Wenn nun wie gesagt nicht alle Menschen per se unter das Regierungsprinzip des *homo oeconomicus* fallen, bleibt zu fragen, wie es um den nicht oder nur schlecht regierbaren Rest, die „Anormalen“ und Verbrecher bestellt ist. Damit ist der Kern der Foucaultschen Normalisierungs-Debatte erreicht: Worin besteht nun die

³⁰⁷ Ebd., 115.

³⁰⁸ Abbildung entnommen aus: DESROSIÈRES, Alain: Words and Numbers. For a Sociology of the Statistical Argument, in: RUDINOW SAETNAN, Ann, MORK LOMELL, Heidi, HAMMER, Svein (Hgg.): The Mutual Construction of Statistics and Society, Routledge: Chapman & Hall 2010, 41-63, 45.

im 18. und 19. Jahrhundert neu aufkommende Machttechnologie der Normalisierung der Anormalen, die auch als Bio-Macht die Bevölkerung als Objekt entdeckt?

Die Fixierung auf den *homo oeconomicus* bedeutet zunächst, dass auch der Verbrecher in keiner Weise auf der Grundlage von moralischen oder anthropologischen Charakteristika, sondern rein auf der Basis ökonomischer Kosten-Nutzen-Analysen bestimmbar gemacht wird. Mit der Umstellung auf dieses Paradigma erweist sich der Verbrecher als eine beliebige andere Person, die in eine Handlung investiert, von der sie sich einen Gewinn verhofft und die das Risiko des Verlusts eingeht. Das bedeutet, dass es das Strafsystem in erster Linie nicht mit Verbrechern zu tun hat, sondern mit Menschen, die diese Form der Handlung vollziehen³⁰⁹ und das Strafsystem ganz im Sinne der Ökonomie dazu bringen, auf ein Angebot an Verbrechen zu reagieren. Und es reagiert unter Anwendung des utilitaristischen Nützlichkeitskalküls, das die Strafe als Mittel zur Begrenzung der negativen Auswirkungen bestimmt. Die Durchsetzung des Strafgesetzes hat demnach zum Ziel, „einen Grad von Übereinstimmung mit der Regel des vorgeschriebenen Verhaltens zu erreichen, von dem die Gesellschaft glaubt, dass sie ihn sich leisten kann, und zwar unter Berücksichtigung der Tatsache, dass die Durchsetzung mit Kosten verbunden ist.“³¹⁰ Ihrem Erscheinen als Konsumentin konformer Verhaltensweisen entsprechend zielt die Gesellschaft dieser Strafpolitik keineswegs darauf, das Verbrechen auszulöschen, sondern auf ein Gleichgewicht zwischen den Kurven des Angebots an Verbrechen und der negativen Nachfrage. Einer neoliberalen Gesellschaft geht es mit einer bestimmten Rate an Verbrechen, so Foucaults Theorie, durchaus nicht schlecht, dies wäre paradoxerweise erst der Fall, wenn sie sich bemühte, diese Rate unbegrenzt zu minimieren: „Das läuft darauf hinaus, als wesentliche Frage der Strafpolitik nicht die folgende zu stellen: Wie soll man die Verbrechen bestrafen? Und nicht einmal: Welche Handlungen soll man als Verbrechen ansehen? Sondern: Was soll man als Verbrechen dulden?“³¹¹ Wie noch im Detail gezeigt werden soll, erscheint hier andeutungsweise bereits die Konsequenz jener Verbindung von Strafpolitik und neoliberaler Ökonomie, nämlich die anthropologische Ausmerzungen der Verbrecher, die zugunsten eines anderen Elements vorgenommen wird. Hier handelt es sich um die Ebene des Verbrechens als ökonomisch messbarer Größe und als

³⁰⁹ Foucault referiert zur Analyse des Problems des Verbrechens die Definition aus dem französischen Strafgesetzbuch, demzufolge jede Handlung ein Verbrechen darstellt, die ein Individuum Gefahr laufen lässt, zu einer Strafe verurteilt zu werden: „Ein Vergehen ist dasjenige, was mit Ordnungsstrafen bestraft wird. Was ist ein Verbrechen? Das Strafgesetzbuch, Ihr eigenes Strafgesetzbuch sagt, dass ein Verbrechen dasjenige ist. Was mit Körper- und Ehrenstrafen geahndet wird. Mit anderen Worten, das Strafgesetzbuch gibt keinerlei substantielle Definition, keinerlei qualitative Definition, keinerlei moralische Definition des Verbrechens.“ FOUCAULT, Michel: Geschichte der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesungen am Collège de France 1978/1979, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 347 f.

³¹⁰ Foucault zitiert STIGLER, George J.: The Optimum Enforcement of Laws, in: Journal of Political Economy 78 (1970), 526-536.

³¹¹ FOUCAULT, Michel: Geschichte der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesungen am Collège de France 1978/1979, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 354.

einer Verhaltensebene, die das Verbrechen zugleich als ökonomisches Verhalten interpretierbar und kontrollierbar zu machen versucht.

Für unsere Frage nach der Konstitution des Anormalen bzw. der Anormalen ist zunächst eine weitere Schwerpunktlegung und ein Rückgriff auf die im Zusammenhang mit dem Normalisierungswissen aufgegriffenen Beobachtungen interessant. Foucaults Wissensbegriff bezieht sich nicht auf Wissen als einer Ansammlung historischer Fakten, deren Akkumulation und Nützlichkeit im Laufe der Geschichte steigt, sondern deutet den Begriff des Wissens als historisch kontingente Erscheinungsform, die nicht im luftleeren Raum entsteht, sondern in ihrer Tiefenstruktur an Machtphänomene gekoppelt ist. Wissen ist demnach in erster Linie Herrschaftswissen und offenbart sich in Diskursen wie denen der Psychiatrie, Medizin und Rechtswissenschaft. Die psychiatrischen Gutachten, die Foucault in *Die Anormalen* als Untersuchungsgrundlage wählt, sind also als Objektivationen des psychiatrischen Diskurses zu verstehen, der zunächst die Definitionshoheit über die medizinische Anormalität besitzt.³¹² Seine erste Beobachtung bezieht sich dabei auf die diagnostischen Begrifflichkeiten in den Gutachten und ihre Funktionen. Hinter den dort aufgeführten Diagnosen wie „Alkiabidismus“, „Donjuanismus“, „Bouvarismus“ etc. stehe demnach der Versuch, ein Vergehen tautologisch zu wiederholen. Das psychiatrische Gutachten schafft damit die Sicherheit und Möglichkeit, von einer individuellen Tat auf das allgemeine Verhalten zu schließen und dieses somit berechenbar und vorhersehbar zu machen. Vom Delikt, so Foucault, wird damit auf eine Seinsweise geschlossen, mit der Absicht, das Realitätsniveau des Vergehens zu verschieben: Da kein Gesetz eine affektive Störung verhindern kann, kann erst die Diagnose einer festen Handlungsdisposition präventive Maßnahmen rechtfertigen. Auch Feststellungen hinsichtlich einer Abweichung von einer Ebene optimaler Entwicklung, wie z. B. „psychologische Unreife, „wenig strukturierte Persönlichkeit“ oder „tiefes Ungleichgewicht“ sind nach Foucault in diesem Sinne als Versuche zu sehen, Anormalität vom konkreten Verhalten zu lösen und in Form einer festen Charaktereigenschaft sanktionierbar bzw. therapierbar zu machen. Dass das psychiatrische Gutachten dabei nur einen marginalen Erkenntnisgewinn bringt, ist dabei weniger entscheidend als sein strategischer Wert: In die äußere Form wissenschaftlicher Erkenntnis gegossen, legitimiert das psychiatrische Gutachten die Ausdehnung der Strafmacht auf mehr als das konkrete Vergehen und die Ausrichtung der Strafe, die nun das gesamte Individuum in den Blick nimmt. Damit einhergehend wird die Funktionsstelle des Verursachers eines Delikts

³¹² Foucault bezeichnet die Professionellen der Humanwissenschaften auch als „Normalitätsrichter“. Diese seien „überall anzutreffen. Wir leben in einer Gesellschaft des Richter-Professors, des Richter-Arztes, des Richter-Pädagogen, des Richter-Sozialarbeiters; sie alle arbeiten für das Reich des Normativen; ihm unterwirft ein jeder an dem Platz, an dem er steht, den Körper, die Gesten, die Verhaltensweisen, die Fähigkeiten, die Leistungen.“ FOUCAULT, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, 13. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993, 392 f.

ersetzt durch eine dem 18. Jahrhundert noch neue Figur, den Delinquenten.³¹³ Gleichzeitig wird so das Spiel der Diskursmächte der Medizin und Justiz zunächst zugunsten der Medizin entschieden: Das anormale Subjekt, das den Richtern und Geschworenen auch in Form der psychiatrischen Gutachten begegnet, ist nicht mehr in erster Linie Rechtssubjekt, sondern das Objekt eines Wissens und einer Machttechnologie, der Wiedergutmachung und Wiedereingliederung, deren Maßnahmen und Diagnosestellung federführend der medizinischen Pathologie unterliegen. Im Falle des Wahnsinns müssen die medizinischen Institutionen die Oberhand über die Justizinstitutionen bekommen, und zwar aus einem Grund, der im Wesen der Justiz selbst begründet ist: Die Justiz, die absichtliche Verbrechen (d. h. aus freiem Willen begangene Verbrechen) zu strafen sucht, muss am Phänomen des Wahnsinns zwangsläufig scheitern, sie „muss den Verrückten laufen lassen, sobald sie ihn als verrückt anerkennt“.³¹⁴

Einen weiteren strategischen Punkt, der durch das psychiatrische Gutachten abgedeckt wird, lokalisiert Foucault in der Operation, an die Stelle der institutionellen Ausschluss-Alternativen von Gefängnis oder Krankenhaus bzw. Strafe oder Heilung das Prinzip einer homogenen, nicht mehr dualistischen sozialen Reaktion zu setzen. Auf diese Weise wird es möglich, den gesamten Gesellschaftskörper durch ein Kontinuum abzudecken, das von der medizinischen Heilungsinstanz bis zur Strafinstitution reicht und beide nicht mehr als Alternativen, sondern als graduelle Unterscheidungen auffasst. Auf diese Weise erfüllt das psychiatrische Gutachten die Funktion, eine Verbindung zwischen Medizin und Justiz zu schaffen. Diese Verbindung irritiert insofern, als beide Diskurse im Licht des jeweils anderen als unverständlich und inkommensurabel erscheinen. Die Verbindung von medizinischem Wissen und Justizinstitution war den beiden je innewohnenden Formen der Normativität fremd, mehr noch, sie wurde von beiden gegenseitig mit Spott bedacht: „Das medizinische Gutachten verletzt das Gesetz von Anfang an; das psychiatrische Gutachten in Strafrechtsangelegenheiten lässt das medizinische und psychiatrische Wissen von Anfang an lächerlich erscheinen. Es stimmt weder mit dem Recht noch mit der Medizin überein.“³¹⁵ Damit ist auch angedeutet, dass sich das gerichtsmedizinisch-psychiatrische Gutachten nicht an Delinquenten oder Unschuldige, nicht an Kranke im Unterschied zu Gesunden wendet, sondern für Foucault an einen dritten Term, nämlich an die Kategorie der Anormalen. Da sich das gerichtsmedizinische Gutachten nicht mehr im Dualismus und damit im Gegensatz von Medizin und Justiz bewegt, greift es auf eine Abstufungsskala zwischen Normal und Anormal zurück. Aus dem Funktionieren solch einer Macht, die weder eindeutig mit der Medizin noch

³¹³ Vgl. FOUCAULT, Michel: Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France 1974/1975, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 33-36.

³¹⁴ Ebd., 48.

³¹⁵ FOUCAULT, Michel: Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France 1974/1975, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 60.

mit der Justiz identifizierbar ist, folgert Foucault auf eine Macht anderen Typs, die er Normalisierungsmacht nennt. Diese Normalisierungsmacht ordnet Foucault in *Die Anormalen* in zwei größere Gedankenkomplexe ein, zum einen in den Zusammenhang des Aufkommens der Biomacht und zweitens in den Kontext der Abweichung, der Monster und Monstrositäten.

Um die Bedeutung der Biomacht genauer zu erklären, beruft Foucault sich auf zwei historische Formen und Praktiken des gesellschaftlichen Umgangs mit Kranken. Konkret stellt Foucault zwei historische Modelle einander gegenüber, die zum einen den Ausschluss der Leprakranken im Mittelalter sowie zum anderen den Einschluss der Pestkranken regelten. Für den Ausschluss der Leprakranken stellt er fest, dass der Ausschluss eine soziale Praxis darstellte, die eine rigorose Unterteilung, eine Distanznahme und eine Norm des Nicht-Kontakts zu den Kranken vorsah. Gleichzeitig wurde die Aussetzung der Betroffenen in eine außerhalb der Stadt gelegene, ungeordnete Welt jenseits der Gemeinschaft angeordnet. Da der Ausschluss der Leprakranken faktisch ihre Verurteilung zum Tod bedeutete, wurden die Ausschlüsse der Kranken oft von einer Art Sterbezeremonie begleitet, bei der die kranken Individuen, die die Mauern der Stadt verließen, für tot erklärt wurden. Foucault beobachtet nun, dass dieses Modell der Ausgrenzung der Kranken, die davon gejagt werden, um die Gemeinschaft zu reinigen, mit dem Ende des 17. Jahrhunderts verschwindet, und von einem Modell der Kontrolle der Individuen abgelöst wird, das er am Beispiel der Pestkranken erläutert. Das Unter-Quarantäne-Stellen, das im Falle der Pest in einer Stadt vor sich ging, unterschied sich demnach fundamental von der Ausgrenzung der Leprakranken. Auch hier war mit dem Vorhandensein der Städte ein bestimmtes Territorium markiert, aus dem jedoch nicht mehr ausgesperrt wurde, sondern in das nun vielmehr eingesperrt wurde, und das so ein Objekt detaillierter Ordnung, Planung und minuziöser Rasterung darstellte. „Die Stadt im Pestzustand [...] wurde in Bezirke unterteilt und diese wiederum in Viertel; des weiteren isolierte man in diesen Vierteln bestimmte Straßen; es gab in jeder Straße Wächter, in jedem Viertel Inspektoren, in jedem Bezirk Bezirksverantwortliche und in der Stadt selbst eine zu diesem Zweck eingesetzte Regierung [...]. Von den Wachen vor den Türen der Häuser und am Rande der Straßen bis zu den Verantwortlichen der Viertel, Bezirke und der Stadt haben wir eine Art großer Pyramide der Macht, in welcher es keine Lücke geben durfte.“³¹⁶ Das Modell des Ausschlusses der Kranken wird hier ersetzt durch deren Quarantäne, das dumpfe Verjagen der Kranken aus der Stadt ersetzt ein strategisches Netz an Operationen, die Orte bestimmen, aufteilen, Plätze zuweisen, Anwesenheiten reglementieren und rastern. Das Modell des Umgangs mit den Pestkranken entdeckt so den Einschluss als Methode der Kontrolle. Während die Lepra zu Distanz herausforderte, gehört zur Pest eine immer feinere Annäherung und Beobachtung der Macht

³¹⁶ FOUCAULT, Michel: *Die Anormalen*. Vorlesungen am Collège de France 1974/1975, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 65 f.

an die einzelnen Individuen. Dem Pest-Modell geht es deutlich um den Versuch, Gesundheit und Leben der Individuen zu maximieren, um so eine gesunde Bevölkerung als Herstellungsleistung hervorzubringen, und weniger wie noch bei der Lepra darum, die in der Gemeinschaft lebenden Individuen von den übrigen zu reinigen. Mit dem Pest-Modell setzt sich zudem die erkenntnisdienliche Erfassung der Bevölkerung als Methode durch, eben jene Gesundheit der Bevölkerung zu erhalten und zu fördern.³¹⁷ An eben diesem Übergang von einer negativen, d. h. exkludierenden, marginalisierenden Macht und einer, die produziert, beobachtet und sich aufgrund ihrer eigenen Effekte multipliziert, zeigen sich auch die Charakteristika der Biomacht, die Foucault stellvertretend für die neu auf der historischen Bildfläche erscheinenden positiven Machttechnologien sieht. Eine solche Macht, die über den analytischen Einschluss ihrer Elemente, weniger zentralistisch als vielmehr täterlos ausgeübt wird und funktioniert und diese so kontrollierbar macht³¹⁸, sieht Foucault auch in der Normalisierungsmacht, die ebenfalls dem Einschluss der Individuen dient, verwirklicht. Die Normalisierungsmacht ist eine positive Macht, weil sie nicht mehr über Nicht-Wissen, Ignoranz und Intoleranz arbeitet, sondern sich erst durch die Anhäufung von Wissen und Bildung ihre Eigenheit als Machtmechanismus konstituieren kann. Die Normalisierungsmacht muss so als eine Unterform der positiven, staatlichen Disziplinarmacht aufgefasst werden, als eine Technik der Machtausübung, die sich auf zahlreiche Institutionen und Apparate übertragen lässt und gewissermaßen die Kehrseite der politischen und rechtlichen Strukturen der Regierung bildet. „Normalisierung“ ist für Foucault somit der typische Dispositiv der Disziplinarorganisation und der Regierung. Zur Bestimmung der Normalität beruft sich Foucault auf Canguilhem und dessen Verhältnisbestimmung von Norm und Normalität. Die normalistische Norm, betont Foucault, sei hier keineswegs als Naturgesetz definiert, sondern vielmehr über ihre Fähigkeit, Anforderungen an Bereiche zu stellen, auf die sie angewendet wird: Die positive normalistische Norm trägt damit einen deutlichen Machtanspruch in sich.³¹⁹

Das zweite Beispiel, dem sich Foucault in *Die Anormalen* widmet, ist der der Monster, Monstrositäten, der Anormalen im ursprünglichen Sinne der Abweichung von Naturgesetzen. Ein Monster bezieht sich demnach auf eine Vermischung zweier, sich gegenseitig ausschließender Kategorien: Ein Individuum, das zugleich männlich und weiblich ist oder ein lebender Fötus, der aufgrund seiner Morphologie dem frühen Tod geweiht erscheint, sind Beispiele für die Bestimmung des Monsters aus dem Bruch mit den Naturgesetzen. Foucault geht bei der Bestimmung

³¹⁷ Vgl. FOUCAULT, Michel: Die Strafgesellschaft, in: Ders.: Dits et Ecrits. Schriften in vier Bänden, hg. v. DEFERT, Daniel und EWALD, Francois, Bd. 4, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001, 568-585, vgl. auch FOUCAULT, Michel: Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France 1974/1975, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 67 f.

³¹⁸ Vgl. GEHRING, Petra: Was ist Biomacht? Vom zweifelhaften Mehrwert des Lebens, New York – Frankfurt/M.: Campus 2006, 7-34, bes. 15.

³¹⁹ Vgl. CANGUILHEM, Georges: Das Normale und das Pathologische, München: Carl Hanser Verlag 1982 [1966]; vgl. FOUCAULT, Michel: Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France 1974/1975, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 71 f.

des anormalen Monsters aber noch einen Schritt weiter. Für ihn genügt die Definition über die Abweichung vom Naturgesetz nicht aus, vielmehr müsse noch eine weitere Komponente eingerechnet werden: „Monstrosität entsteht, wenn diese Überschreitung des Naturgesetzes, diese Überschreitung der Gesetzestafel sich auf ein gewisses Verbot des bürgerlichen, religiösen oder göttlichen Rechts bezieht oder es in Frage stellt oder sogar zu der Unmöglichkeit führt, dieses zivile, religiöse oder göttliche Recht in Anwendung zu bringen.“³²⁰ Dazu stellt er die verschiedenen Relationsbestimmungen zwischen Monstrosität und Kriminalität, wie er sie einerseits im 17. und 18., andererseits im 19. Jahrhundert beobachtet, einander gegenüber. Im 17. und 18. Jahrhundert hatte die Monstrosität als natürliche Manifestation einer Widernatürlichkeit ein kriminelles Moment an sich. Das monströse Individuum wird mit einer potentiellen Kriminalität in Verbindung gebracht, es bringt gewissermaßen eine Disposition zur Kriminalität mit sich. Diese Beziehung kehrt sich Foucault zufolge mit dem Übergang zum 19. Jahrhundert um, und zwar in den systematischen Verdacht, dass alle Kriminalität zugleich mit der Monstrosität der Person einhergehe. Damit ist gewissermaßen die Schlussrichtung umgekehrt: Während sie im 17. bzw. 18. Jahrhundert noch von der Monstrosität auf die Kriminalität folgerte, richtete sich die Deduktion im 19. Jahrhundert von der Kriminalität auf die Monstrosität des Individuums. Wie kommt es zu dieser Transformation? Foucault versucht zunächst zu zeigen, warum im 17. und 18. Jahrhundert die Monstrosität noch nicht umgekehrt als Symptom der Kriminalität gelesen werden konnte: „Die Verirrung der Natur wurde in die Überschreitung der Gesetze eingeschrieben und gleichwohl hat man das Umgekehrte nicht getan: Man hat die Ungeheuerlichkeit des Verbrechens nicht mit der Verirrung der Natur in Zusammenhang gebracht. Man erlaubte die Bestrafung einer unfreiwilligen Monstrosität, aber man gestand den spontanen Mechanismus einer verwirrten, gestörten, widersprüchlichen Natur als Grundlage des Verbrechens nicht zu.“³²¹ Die Antwort sieht Foucault in einer Ökonomie der Strafmacht. Während im klassischen Recht des 17. und 18. Jahrhunderts das Verbrechen in einer Gleichsetzung mit der Schädigung eines anderen bestand, war dieser andere neben der konkret geschädigten Person immer auch der Souverän, dessen Wille durch die Verletzung des Rechts missachtet wurde. Selbst im kleinsten Verbrechen lag damit ein sublimierender Königsmord. Analog bedeutete damit die Strafe neben der Wiedergutmachung immer auch die Rache des Souveräns und die Restitution seiner Macht und Integrität, ohne dass es aber eine gültige Verhältnisbestimmung von Strafe und Verfehlung gegeben hätte: Die Maßlosigkeit des Verbrechens sollte die (in ihm zumindest mitschwingende) Maßlosigkeit widerspiegeln, bzw. sie besser noch übertreffen. Auf der Seite der Strafe musste von der Machtökonomik her gesehen

³²⁰ Ebd., 87.

³²¹ FOUCAULT, Michel: Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France 1974/1975, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 109.

immer ein Plus gegenüber dem Verbrechen stehen, das meist in Form der Abschreckung und des Terrors bewerkstelligt wurde. Foucault identifiziert das zentrale Element dieser Machtökonomik daher nicht mit dem Gesetz des Maßes, sondern mit dem Prinzip exzessiver Manifestation. Verbunden mit diesem Prinzip ist zudem die Kommunikation in Kategorien der Verabscheuungswürdigkeit: „Ein Verbrechen, das einen gewissen Intensitätsgrad erreichte, wurde für verabscheuungswürdig gehalten; diesem abscheulichen Verbrechen musste die Strafe in ihrer Abscheulichkeit entsprechen. Die abscheulichen Bußen mussten die Abscheulichkeiten des Verbrechens erwidern und in sich aufnehmen, sie jedoch annullieren und über sie triumphieren. Es ging darum, in der Abscheulichkeit der Strafe die Abscheulichkeit des Verbrechens durch das Übermaß der triumphierenden Macht zu kippen. [...] Verbrechen und Strafe kommunizieren nur in dieser Art Ungleichgewicht, welches um die Rituale der Abscheulichkeit kreist. Mit einem Mal sehen Sie, dass es kein maßloses Verbrechen mehr geben konnte, auf das man nur schwerlich reagieren könnte, da, so groß das Verbrechen auch sein mag und so verabscheuungswürdig es sich auch darstellen mochte, es immer ein Mehr an Macht gab; entsprechend der Intensität der souveränen Macht gab es immer etwas, das dieser Macht erlaubte, jedes noch so abscheuliche Verbrechen zu erwidern.“³²² Den Statuten dieser Logik entsprachen die öffentlichen Folterungen und Hinrichtungen des 17. und 18. Jahrhunderts, die jedem Verbrechen mit einem vermeintlich noch größeren Maß an Abscheulichkeit begegneten und damit deutlich zeigten: In jener Form der Machtökonomie sind die zur Verfügung stehenden Machtmechanismen so gewaltig und ihr Übermaß derartig strategisch kalkuliert, dass das singuläre Verbrechen, so groß es auch immer sein mag, angesichts der Strafreaktionen nie zu etwas Normalem oder Naturartigem werden konnte.³²³ Die Mechanismen der Macht sind stark genug, um selbst ein ungeheures Verbrechen in die Rituale der Souveränität zu integrieren. Die Vorstellung, dass ein ungeheures Verbrechen eine Natur habe, weist Foucault damit als eine historische Denkmöglichkeit- und Denknötigkeit aus.

Nun bleibt die Frage, warum sich die ausübende Macht bei dem Versuch, Verbrechen zu bestrafen, etwa ab dem 19. Jahrhundert auf die Natur des Kriminellen beziehen muss, warum sich die Frage nach den erlaubten und unerlaubten Handlungen durch die Aufteilung der Individuen in normale und anormale verdoppeln musste. Neben dem Hinweis auf die technischen, industriellen und wissenschaftlichen Innovationen des 18. und 19. Jahrhunderts verweist Foucault zunächst auf die Leistung hinsichtlich der neuen Ökonomie der Machtmechanismen als dem Gesamt von Verfahren, die Machtwirkungen zu erhöhen, die Kosten gleichzeitig zu vermindern und die Machtausübung selbst in die Mechanismen der Produktion zu integrieren. Der Steigerung der

³²² Ebd., 109 ff.; vgl. auch FOUCAULT, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, 13. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993, 93-170.

³²³ Vgl. FOUCAULT, Michel: Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France 1974/1975, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 111 f.

Macht entspricht die Ablösung der im Ritual verhafteten, zeremoniellen und nicht-kontinuierlichen Macht durch eine Machtform, die durch permanente Kontroll- und Überwachungsmechanismen kontinuierlich ausgeübt wird. Die Lücken, die einer rituell wirkenden Macht entgehen, werden geschlossen, indem sich die neue Machtform nicht mehr punktuell auf Zonen oder Individuen bezieht, sondern lückenlose Machtmechanismen erfindet, die den Gesellschaftskörper kontinuierlich, wie mit einem Netz, überziehen. Durch dieses dichte Überwachungsnetz kann das Verbrechen der Strafmacht faktisch nicht mehr entgehen, es verschwindet zugunsten eines wirkmächtigen Justiz- und Polizeiapparats. Diese neue Macht, die nicht mehr Abschöpfung betreibt, sondern Produktivmacht ist, hat Foucault zufolge das gesamte 18. und 19. Jahrhundert begleitet und auf eine permanente Kontrolle und Verbesserung der Produktion hin gewirkt, wie sie sich noch im 20. Jahrhundert in den verschiedensten Eugenikbewegungen niederschlägt. Dass diese neue Machtform eine Machtökonomie repräsentiert, wird auch in ihrem Verhältnis zur Strafausübung deutlich. Sie versucht, gerade nur so viel wie nötig zu strafen, um das Verbrechen nicht wieder herauszufordern. Der Überschuss an Macht, der noch in der Feudalmacht vorherrschte, wird hier von einer wahren Machtökonomie abgelöst. Interessant ist nun, warum diese Machtökonomie mit einem Mal ein nahezu objektivistisches Wissen der Kriminellen und Anormalen schafft bzw. verlangt. Wenn Foucault von einer Natur des Verbrechens spricht, deutet dies auf den Fragehorizont dieser neuen Annahme hin, die nicht mehr nach dem Umstand des Verbrechens oder der Intention des Verbrechers fragt, sondern nach der dem Verhalten des Verbrechers inhärenten Rationalität. Das Verbrechen hat nun zum ersten Mal ein kriminelles Wesen, eine eigene Natur, die durch seine Kriminalität charakterisiert wird und zum Bestand des modernen Bewusstseins geworden ist, das die Unterscheidung zwischen dem Normalen und dem Anormalen zur Abgrenzung von Irregulären und auch Kriminellen verwendet.³²⁴ Dabei ist es gerade die Verbindung von Natur, Verbrechen und Rationalität, die von besonderem Interesse ist und zunächst auf Hobbes zurückweist. Wenn seit dem 18. Jahrhundert, unter dem Paradigma des *homo oeconomicus*, Handlungskalküle vor dem Hintergrund der eines Gesellschaftsvertrags rekonstruiert werden, die erst im Gesellschaftsvertrag gebündelt werden konnten, dann ist vor diesem Hintergrund das Verhalten des Verbrechers nicht einordbar. Die Tatsache, dass er sich damit in der Regel gegen die Gesetzgebung in Form des Vertrags und gegen das Gemeininteresse wendet, ist vor diesem Hintergrund nur schwer erklärbar: Wendet der Kriminelle sich nicht letztlich gegen sein Kalkül in Form des Vertrags? „Normal“ wäre somit das „erklärbare“, rationale Verhalten, während sich der komplementäre Begriff der Anormalität gerade durch die Verweigerung gegen-

³²⁴ Vgl. FOUCAULT, Michel: Religiöse Abweichung und medizinisches Wissen, in: Ders.: Dits et Ecrits. Schriften in vier Bänden, hg. von DEFERT, Daniel und EWALD, Francois, Bd.1, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001, 798-811, bes. 798 f.

über den Versuchen auszeichnet, Handeln rational rekonstruierbar und somit vorhersehbar zu machen.³²⁵ Vor dem theoretischen Hintergrund dieser neuen Machtökonomie muss in der kriminellen Natur eine Person wahrgenommen werden, die „die Rückkehr der Natur ins Innere des Gesellschaftskörpers“³²⁶ repräsentiert, welcher doch den Naturzustand aus sich selbst ausgeschlossen hatte, und die in den Augen des *homo oeconomicus* die unverständliche, nicht-anschlussfähige Eigenschaft mit sich bringt, die natürliche Entwicklung des Interesses gänzlich zu ignorieren, die doch darin liegen müsste, das Kollektivinteresse zu akzeptieren. Foucault bezeichnet die Natur des Kriminellen in einer einschlägigen Wendung daher auch als die „widernatürliche Natur“ und zeigt so zum einen das Unverständnis gegenüber der Kriminalität aus Sicht der Vertragstheorie, und darüber hinaus vielmehr auch eine interessante und noch aufzugreifende Definition von Anormalität, die sich hier also als eine (mit Luhmann gesprochen) re-entry-Figur ausweist, als die Anwendung einer Unterscheidung (natürlich - unnatürlich) auf sich selbst.

Die Definition des Kriminellen ist von nun an in eben diesem kontraktualistischen Bezugsrahmen zu sehen: Ein Verbrecher bricht den Gesellschaftsvertrag, wenn sein Interesse, das von seinem Umfeld als irrational, verblendet, schlicht falsch angesehen wird, über die elementarsten Vernunft- und Eigennutzerwägungen siegt: „Er ist ein zeitweiliger Despot, ein kurz aufblitzender Despot, einer aus Verblendung, Phantasterei, Raserei, wie auch immer.“³²⁷ Individuen werden bestraft und zwar als Kriminelle verurteilt, und damit immer auch in Kategorien des Normalen und Anormalen beurteilt, so dass die Bereiche von Kriminalität und Anormalität, wie in der Figur des Monsters, engstens miteinander verbunden bleiben. Gleichzeitig stellt sich damit für die Justiz die generelle Frage der legitimen Anwendbarkeit der Gesetze auf den monströsen Kriminellen: „Muss die Gesellschaft ihn nicht als von Natur monströses Wesen und als Feind der Gesamtgesellschaft loszuwerden trachten, ohne dazu das gesamte Arsenal der Gesetze zu durchlaufen? Der monströse Kriminelle, der kriminell Veranlagte hat ja in der Tat niemals den Gesellschaftsvertrag unterzeichnet: Kann er aber von der Gesetzgebung belangt werden?“³²⁸

Einleitend wurde schon auf den Fall der Henriette Cornier hingewiesen. Foucault untersucht diesen Fall exemplarisch, um die Figur des anormalen Monsters im gerichtspsychiatrischen Gutachten zu beleuchten. Er schildert den Fall einer noch jungen Frau, die ihre eigenen Kinder verlassen hat und ihrerseits von ihrem ersten Mann verlassen wurde. Cornier findet eine Anstellung als Hausmädchen bei verschiedenen Familien in Paris. Eines Tages schlägt sie, nach Depressionsschüben und mehrfachen Suizidandrohungen, einer Nachbarin vor, auf deren neunzehn Monate

³²⁵ Vgl. KIRCHGÄSSNER, Gebhard: *Homo Oeconomicus* (=Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften 74), 3. Aufl., Tübingen: Mohr Siebeck 2008, 2.

³²⁶ FOUCAULT, Michel: *Die Anormalen*. Vorlesungen am Collège de France 1974/1975, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 117-120.

³²⁷ Ebd., 126.

³²⁸ Ebd., 129.

alte Tochter aufzupassen. Als die Nachbarin nach kurzem Zögern zustimmt, nimmt Cornier das Mädchen mit auf ihr Zimmer und tötet es, indem sie ihm den Kopf mit einem Messer abtrennt. Cornier bleibt 15 Minuten regungslos vor der Leiche stehen. Als die Mutter das Mädchen nach einer Zeit wieder abholen möchte, antwortet Cornier schlicht: „Ihr Kind ist tot.“ Als die Mutter darauf hin versucht, in das Zimmer zu gelangen, wickelt Cornier den Kopf des Kindes in ihre Schürze und wirft ihn aus dem Fenster. Sie wird verhaftet, und antwortet auf die Frage nach ihrem Motiv: „Das war so eine Idee“.³²⁹

Dass Foucault den Fall der Henriette Cornier im Zusammenhang mit der Transformation der Strafmacht verwendet, macht für unsere Fragestellung auf die Beziehungen zwischen Normalität und Rationalitätserwägungen aufmerksam: Macht es vor diesem Hintergrund noch Sinn, anormales Verhalten in Kategorien von Verstehbarkeit und Rationalität zu fassen? Der Fall, wie Foucault ihn schildert, erscheint zunächst als das Beispiel eines Verbrechens, das jedes vernünftige Maß an Strafbarkeit sprengt. Die klassische Strafmacht hatte immer Martern und Strafen finden können, um der Rohheit eines Verbrechens etwas Wirkmächtigeres entgegenzusetzen zu können. Im neuen Strafsystem ist aber das, was das Verbrechen erst messbar und kategorisierbar erscheinen lässt, das mehr oder weniger unterschwellige Interesse, das man durch den Ausdruck kriminellen Verhaltens im Individuum grundgelegt vermutete. Verbrechen werden in diesem neuen Strafsystem unter eben dieser Prämisse eines ihm zugrunde liegenden Interesses bestraft, die Sühne eines Verbrechens ist aus dem Fokus gerückt und vielleicht noch als metaphorisches Moment vorhanden, da sich die Einsicht durchgesetzt hat, dass auch eine Strafe ein Verbrechen letztlich nicht ungeschehen machen kann. Die Machtmechanismen richten sich nun vielmehr gegen das Interesse als einer Art interner Rationalität, mit dem Ziel, durch Modifikation dieser anormalen Rationalität mögliche weitere Verbrechen zu verhindern. Allein das von der Einzeltat abstrahierende Interesse, das auch die bereits erwähnte Naturalisierung des oder der Anormalen zum Sittenmonster voraussetzt, rechtfertigt nun den strafenden Zugriff auf das Individuum. Sobald aber nicht mehr das einzelne Verbrechen, sondern der Verbrecher selbst als Ausgangspunkt der ‚missgeleiteten‘ Rationalitätserwägungen zum Objekt der Strafmacht wird, wird das Postulat der Rationalität noch stärker betont. „Es genügt nicht mehr zu sagen: Da kein Wahnsinn nachgewiesen wurde, geht es also, kann man strafen. Jetzt kann man nurmehr strafen, wenn man explizit,

³²⁹ Foucault beruft sich bei der Analyse des Falls auf MARC, Charles Chrétien Henri: *Consultation médico-légale pour henriette Cornier, femme Berton, accusée d’homicide commis volontairement et avec prémédiation. Précédée de l’acte d’accusation*, Paris: Crochard 1826 ; wiederaufgenommen in: MARC, Charles Chrétien Henri: *De la folie considérée dans les rapports avec les questions médico-judiciaires*, Bd. II, Paris: de Fain 1840, 71-116; GEORGET, Étienne-Jean: *Discussion médico-légale sur la folie ou aliénation mentale, suivie de l’examen du procès dans lesquels cette maladie a été alléguée comme moyen de défense*, Paris: Migneret 1826, 71-130; GRAND, Nicolas: *Réfutation de la discussion médico-légale du Dr. Michu sur la monomanie homicide à propos du meurtre commis par H. Cornier*, Paris: Gabon 1826.

ich würde sogar sagen, positiv, die Begründetheit der Tat postuliert, für die die Strafe ergeht.“³³⁰ Diese grundsätzliche Erwägung zum Bedingungscharakter von ‚normaler‘ Rationalität bzw. ‚anormaler Irrationalität‘ und der Ausübung der Strafmacht ist auch für den weiteren Verlauf des Falls prägend. Gegen Cornier wird Strafantrag gestellt, allerdings bringt das scheinbar grund- und interessenlose Verbrechen die Richter in die Verlegenheit, dem Antrag der Verteidigung auf ein psychiatrisches Gutachten sofort zuzustimmen. Dieses bleibt ergebnislos in dem Sinne, dass keine direkten Anzeichen von Wahnsinn festgestellt werden können, in dem aber auch um die Möglichkeit zu einem erneuten und ausgedehnteren Gutachten gebeten wird. Auch dieses zweite Gutachten bringt keine weiteren Erkenntnisse, die Gutachten vermerken aber, dass möglicherweise Hinweise auf Wahnsinn hätten gefunden werden können, wenn Cornier direkt nach der Tat untersucht worden wäre.³³¹ Auf das auch psychiatrisch nicht eindeutig zu klärende Unverständnis gegenüber der Tat reagiert die richterliche Anklage nun prototypisch, indem sie von der Einzeltat absieht und auf die gesamte Existenz der Angeklagten blickt, um dort eine alternative, konsistente Rationalität aufzuspüren, die sie in ihren Gewohnheiten und ihrer Lebensweise auszumachen glaubt. Cornier wurde von ihrem Mann verlassen, ihre zwei Kinder hat sie der öffentlichen Fürsorge anvertraut. Aus diesen Fakten rekonstruiert die Anklage ihren Lebenswandel als Prämisse der Tat und findet in der Ähnlichkeit der Person mit ihrer Tat auf diese Weise eine Substitution der Einsichtigkeit in die Tat. Das unverständliche, grundlose Verbrechen, das das Strafsystem in größte Verlegenheit bringt, ist damit gleichzeitig Ausgangspunkt und Bedingung der Psychiatrie als Bereich der öffentlichen Hygiene, die beständig zeigen muss, dass sie allein in der Lage ist, die sozialen Gefahren selbst dort zu erkennen und wahrzunehmen, wo sie das Strafsystem noch gar nicht sehen kann, weil sie noch nicht geschehen sind. Ihre medizinisch-psychiatrische Macht, in Form ihres Wissens, rechtfertigt so erst ihr autoritäres Eingreifen in die Gesellschaft und die soziale Fürsorge. Während also die Justiz vor dem grundlosen Verbrechen kapitulieren muss, ebnet es für die Psychiatrie den Weg, ihr Wissensmonopol durch die Analyse, Vorhersage und Prävention des grundlosen Verbrechens zu festigen und zu rechtfertigen. „Es lässt sich nun klar erkennen, wie die beiden Mechanismen ineinandergreifen. Einerseits wird die Strafmacht weiterhin zum medizinischen Wissen sagen: Hier stehe ich vor einer grundlosen Tat. Daher bitte ich Sie: Finden Sie entweder Gründe für diese Tat, dann könnte ich meine Macht zu strafen umgehend ausüben; wenn Sie jedoch keine finden, muss die Tat verrückt sein. Liefern Sie mir einen Nachweis für die Demenz, und ich werde mein Recht nicht anwenden. Anders gesagt:

³³⁰ FOUCAULT, Michel: *Die Anormalen*. Vorlesungen am Collège de France 1974/1975, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 151.

³³¹ Die Berichte der Gutachter J.-E.-D. Esquirol, N.-Ph. Adelon und J.-B.-F. Léveillè's Berichte werden zitiert in: GEORGET, Étienne-Jean: *Discussion médico-légale sur la folie ou aliénation mentale, suivie de l'examen du procès dans lesquels cette maladie a été alléguée comme moyen de défense*, Paris: Migneret 1826, 71-130, bes. 85-89.

Geben Sie mir etwas an die Hand, auf das ich meine Macht zu strafen ausüben kann oder eben nicht. Und das medizinische Machtwissen wird antworten: Sehen Sie nur, wie unabhkömmlich meine Wissenschaft ist, da ich in der Lage bin, die Gefahr selbst dort noch aufzuspüren, wo kein Vernunftgrund sie bloßlegen kann. Zeigen Sie mir alle Verbrechen, mit denen Sie es zu tun haben, und ich kann Ihnen zeigen, dass es unter zahlreichen Verbrechen solche gibt, die jedes einsichtigen Grundes ermangeln. Das aber heißt, dass ich in der Lage bin, Ihnen zu zeigen, dass auf dem Grunde jeden Wahnsinns die Virtualität eines Verbrechens und folglich eine Rechtfertigung meiner eigenen Macht gibt. So greifen Bedürfnis und Wunsch bzw. sogar Verlegenheit und Begehrlichkeit ineinander.³³² In diesem Wechselspiel von Bedürfnis und Wunsch, zwischen Justiz und Psychiatrie, kann Foucault den Bereich des ungeordneten Anormalen, Irrationalen und den des Wahnsinns paradoxerweise gerade als den Bereich ausweisen, dem wiederum eine Ordnung entspringt: Die Wissensordnung der Psychiatrie, die sich erst aus der Anormalität konstituiert.

So ist mit der psychiatrischen Macht wiederum der Bogen zur Biomacht gespannt, der bereits zuvor angedeutet wurde. Mit Foucaults Verweis auf das französische Strafrecht von 1838, das die Bedingungen für eine amtliche Einweisung in eine psychiatrische Anstalt regelte, ist der Zusammenhang zwischen Anormalität und psychologischer Störung handfest in Form der Prämisse greifbar, dass einer Einweisung die Gefährdung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit vorausgeht. Das hier beispielhaft angeführte Gesetz legt damit „die Rolle der Psychiatrie auf eine bestimmte wissenschaftliche und spezialisierte Technik der öffentlichen Hygiene fest“.³³³ Die Psychiatrie antwortet auf die Unordnung in Form der Anormalitätszuschreibung und in Begriffen von Ordnung von Gefahr, indem sie die Relationen von Wahnsinn und Krankheit gegenüber Unordnung und Bedrohung kommentiert und vorerst konstituiert. Henriette Corniers Fall hat diese Gefahr, auf die die Biomacht reagiert, als direkte Lebensgefahr dargestellt. Dennoch zeigt sich Foucault zufolge die von da an klassische Referenzfigur des psychiatrisch zu therapierenden Verbrechens nicht mehr nur in der Figur des Monsters, sondern in der des kleinen, unscheinbaren („normalen“) Besessenen, der „natürlich gerne töten möchte, und auch derjenige, der weiß, dass er töten würde, dass er töten könnte.“³³⁴ Die Störung der Natur, das Anormale, ist also nicht mehr nur im außergewöhnlichen Monster greifbar, sondern ist zum ubiquitären Phänomen avanciert: Die Psychiatrie hat es nun bis in die alltäglichsten, subtilsten Eigenheiten und Verhaltensweisen hinein mit Handlungen und Eigenschaften zu tun, die vom Verdacht der Pathologie bedroht sind. Auch diese Normalisierung des Anormalen, die in diesem Verdachtsmoment gegenüber dem Normalen zu sehen ist, scheint symptomatisch für das Funktionieren der Wissens-

³³² FOUCAULT, Michel: Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France 1974/1975, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 161 ff.

³³³ Ebd., 183.

³³⁴ Ebd., 185.

macht der Psychiatrie. Sie greift auf die Normalitätsskala zurück und misst an ihr den Grad der Abweichung eines Verhaltens von den Ordnungsschemata der Konformität, wie sie in administrativen Normen, sozialen Regelungen u. ä. festgelegt sind. Durch diese methodische Kontrastierung gegenüber der empirischen Normalität können nun sämtliche Verhaltensformen psychiatrisch untersucht und auf die Achse der Normalität aufgetragen werden, die von der Wissensmacht der Psychiatrie aufgestellt und kontrolliert wird. Von daher interessiert an der Foucaultschen Lesart der Normalitätsmacht nicht in erster Linie die genaue Skalierung und trennscharfe Einteilung der Einheiten auf der Normalskala, sondern überhaupt erst die Frage nach der Etablierung dieser Skala, dem gemessenen Wert also: „Die Psychiatrie braucht den Wahnsinn nicht mehr, sie braucht die Demenz nicht mehr, sie braucht das Delirium nicht mehr, sie braucht die Geistesgestörtheit und den Irrsinn nicht mehr, um zu funktionieren. Die Psychiatrie kann jedes Verhalten psychiatrisieren, ohne sich auf Geistesgestörtheit zu beziehen.“³³⁵ Diese Form der Normalisierung basiert nicht mehr auf einer präetablierten Norm, sondern geht von der Masse aus, zielt auf die Bevölkerung und den Durchschnitt. Individuen werden nicht mehr individuell an einem Maßstab gemessen, sondern in aufeinander bezogene Gruppen verteilt.³³⁶ Das psychiatrische Wissen entledigt sich so gewissermaßen ihrer materialen Komponente, der Bestimmung des Wahnsinns, und beschränkt sich zugunsten einer größeren Reichweite auf ein formales Kriterium, das der Abweichung. Vielleicht liegt der Kern des Normalismus gegenüber der Norm(ativität) gerade in dieser Reduzierung auf ein formales Prinzip. Damit eröffnet sich der gesamte Spielraum menschlichen Verhaltens, unabhängig vom jeweiligen Bezug zu Wahnsinn oder Verbrechen (aus deren Präventionsanspruch die Psychiatrie aber dennoch weiterhin ihre Legitimation bezieht), für die Psychiatrie und für ihr Eingreifen. In dem Maße, in dem jede Form der Abweichung das Interesse der Psychiatrie weckt, brechen nahezu sämtliche Formen von Verhaltensweisen in den Fokus der Psychiatrie ein, die bislang einen lediglich rechtlichen, disziplinarischen, moralischen Status hatten, die aber bei einem Anzeichen für Unordnung, Undiszipliniertheit, Rastlosigkeit oder Widerspenstigkeit bei Bedarf psychiatrisierbar werden. Mit der staatspolitisch protegierten Biomacht im Hintergrund kann die Psychiatrie neben der Abweichung auch noch auf einen weiteren Normalitätsbegriff zugrückgreifen: Die Normalität als funktionale Regelmäßigkeit bildet das Prinzip des adaptiven Funktionierens, das sich dem Unorganisierten, Morbiden, Dysfunktionalen gegenüber sieht. Die Normalisierung durch die psychiatrische Normalisierungsmacht verlangt also ebenfalls normativ die Neuorganisation letztlich des gesamten gesellschaftlichen Lebens nach Maßgabe von Ordnung, Disziplin und Funktionalität. In die-

³³⁵ Ebd., 209.

³³⁶ Vgl. EWALD, Francois: Eine Macht ohne Draußen, in: Ders./WALDENFELS, Bernhard: Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991, 163-170, 159 f.

sem Verlauf schafft sie Subjekte, indem sie diese an der Norm ausrichtet, ohne dabei auf repressive Machtmechanismen zurückgreifen zu müssen. Um der Bevölkerung dennoch die ihr abverlangte selbstorganisierte Disziplin näher zu bringen, rückt mit der Familie ein sozialer Kernbereich in den Fokus des staatlichen Machtinteresses. Foucaults These postuliert damit eine wesentliche Veränderung in der Bedeutung der Familie, deren Stellenwert als staatlich geschützter und privilegierter Lebensbereich von nun an zu einem Angriffspunkt staatlicher Macht wird, von dem aus dieser demografische, sexuelle und konsumorientierte Faktoren reguliert. Als „Agenten der Medizinisierung der Sexualität in ihrer eigenen Sphäre“³³⁷ werden die Familien gezielt in die Pflicht genommen, die staatlichen Optimierungsbemühungen in die Kernzellen des Sozialen hinein zu verbreiten und selbst Sorge für die optimale Bevölkerungsentwicklung zu übernehmen. Dieses staatliche Interesse ist in nicht unbeträchtlichem Maße politisch und wirtschaftlich motiviert und führt zur Ausbildung einiger technischer Mechanismen, die die Kleinfamilie überdecken und zu konstituieren: „Wenn man am Ende des 18. Jahrhunderts die Einsetzung einer natürlichen Erziehung verlangt, so meint man diesen unmittelbaren Kontakt von Eltern und Kindern, diese Substantialisierung der Kleinfamilie um den Körper des Kindes herum, und zugleich die Rationalisierung oder Durchlässigkeit der Eltern-Kinder-Beziehung durch eine ärztliche oder pädagogische Rationalität und Disziplin.“³³⁸ Indem die Kleinfamilie so eingeschränkt und kompakt, unzugänglich erscheint, wird sie im gleichen Maße ein Relais für die Kriterien der Biomacht. Ähnliches gilt für die Technologien, mittels derer Zufallsereignisse des menschlichen Lebens wie die Geburtenrate, die Sterblichkeitsrate oder die körperliche Gesundheit und Leistungsfähigkeit (zunächst administrativ) beobachtet und zugunsten der Optimierung von Arbeitsleistung oder Bevölkerungsentwicklung reguliert werden können.

Die starken normativen Implikationen einer solchen Normalisierung machen auch die (formale) Unterscheidung von Normativität und Normalität schwierig. Angesichts der präskriptiven Elemente in Foucaults Normalisierungstheorie ist die trennscharfe Differenzierung kaum weiter aufrechtzuerhalten, ohne dass damit gleichzeitig eine völlige Identität beider Konzepte behauptet wäre.³³⁹ Normalität scheint sich aber gegenüber ‚reiner‘ Normativität in zweierlei Hinsicht abzu-

³³⁷ FOUCAULT, Michel: Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France 1974/1975, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 336; vgl. ebenfalls FOUCAULT, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, 13. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993, 172-177.

³³⁸ FOUCAULT, Michel: Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France 1974/1975, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 339.

³³⁹ Vgl. MEHRTENS, Herbert: Kontrolltechnik Normalisierung. Einführende Überlegungen, in: SOHN, Werner (Hg.): Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag 1999, 45-64, 45 f., vgl. ebenfalls GERHARD, Ute: Infografiken, Medien, Normalisierung – Einleitung, in: Dies. (Hg.): Infografiken, Medien, Normalisierung. Zur Kartografie politisch-sozialer Landschaften, Heidelberg: Synchron Wiss.-Verl. 2001, 7-22; vgl. ebenfalls DUMBADZE, Devi: Das Normale und der Wert. Zur Kritik der Normalismustheorie, in: Ders. (Hg.): Erkenntnis und Kritik. Zeitgenössische Positionen, Bielefeld: transcript 2009, 213-239. Beide betonen zu Recht, dass das Ausspielen von Normalität und Normativität, wie es

grenzen: Zum einen ist Normalität eher noch als Normativität als ein formales Konzept zu sehen, das bei Bedarf material „aufgeladen“ werden kann. Es funktioniert damit über eine Skala von Abweichung und Erfüllung, ist als Kriterium selbst aber unabhängig vom inhaltlichen Bezug dieser Skala. Diese Instrumentalisierbarkeit ist von Foucault zu Recht als Machtanfälligkeit, etwa als funktionalistisches Instrument der Biomacht, thematisiert und kritisiert worden. Zweitens ist damit auch deutlich geworden, dass Normalität als rein formale Bestimmung, indem sie also zunächst eine Leerstelle schafft, ein ausgesprochen weiteres Areal an Bezugsgrößen abdeckt: Nahezu alle Referenzgrößen des (menschlichen) Lebens können normalistisch thematisiert werden, und vor allem: Auch Normalität selbst kann unter ihr eigenes Verdikt fallen, kann sich also – selbstreferentiell – auf sich selbst und auch auf vorhandene normative Strukturen beziehen, indem sie bestehende Zuschreibungsbedingungen von Achtung bzw. Missachtung als normal bzw. anormal bewertet. Dabei sind gerade die Überlagerungen, das Ineinandergreifen und die Kaskadeneffekte zwischen Normalität und Normativität einen weiteren Blick wert. Wir haben gesehen, dass Foucault mit der genealogischen Methode an Nietzsche anschließt, um so Herkunfts- und Entstehungsgeschichte verschiedener normativer Machtphänomene zu beschreiben. Die Anwendung dieser genealogischen Methode kann demnach ebenfalls in die Machtpolitik eingreifen, indem sie nämlich auf die Geschichte, das Gewordensein und die Kontingenz bestehender Normen hinweist und diese so möglicherweise an Legitimität einbüßen: Die Foucaultsche Kritik wendet sich so gewissermaßen gegen normalisierte Normen und variiert mit diesem Dual von Norm und Normalität ebenfalls den bekannten Gegensatz von Regel und Regelmäßigkeit, Handlungsvorschrift und Handlungsgewohnheit. Foucaults Begriff der Normalisierung unterläuft dabei insofern diesen scheinbaren Gegensatz, als dass er zeigen kann, wie auch hinter einem Normalitätskonzept letztlich normative Komponenten stecken, die den ‚normalen‘ Prozess steuern und lenken, so dass die Annahme einer Trennung zwischen Normalität und Normativität faktisch nicht zu halten ist, weil Normalität regelhaft ablaufende Prozesse voraussetzt, die sich mit Foucault aber immer schon als machtförmig und insofern normativ beeinflusst darstellen. Eine letzte Zuflucht der nicht-normativen Normalität bliebe dann möglicherweise nur in Form der rein statistisch-mathematischen Durchschnittskalkulation anhand empirischer Daten denkbar. Aber auch bei dieser scheinbar objektiven Reduktion prallt Foucaults Kritik nicht ab, vielmehr ist auch hier deutlich geworden, dass bereits die elementarsten Wissensstrukturen Machteinflüssen unterliegen, etwa in ihrer Erhebung, in der Auswahl der (durch die Macht erst sichtbar gemachten) Kriterien und Messwerte.

gelegentlich auch bei Links Formulierungen des Proto- und Flexibilitätsnormalismus zu finden ist, wenig weiterführend ist.

III.2.3.3 Subjektverhältnisse: Normalisierung als Selbstdisziplinierung

Um die Wirkmächtigkeit von Disziplinierungs- und Regulierungsmacht in Form der von Foucault beschriebenen Normalisierung zu verstehen, greift Foucault auf eine dritte Komponente oder „Technik“ zurück, die er als Pastoralmacht bezeichnet. Wie sie die bereits erläuterten Techniken der Disziplinierung flankiert und wesentlich zur Herausbildung des Subjekts beiträgt, erläutert Foucault beispielhaft an der schulischen Sitzordnung der Schüler und Schülerinnen, die noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Gruppen um den Lehrer herum standen, um ihm zuzuhören. Der Lehrer, im Zentrum der Aufmerksamkeit, war seinerseits mit dieser Gruppe konfrontiert, innerhalb derer er nur mit Schwierigkeiten einzelne Interaktionen und die konkreten Personen hinter dem Gesamteindruck der Gruppe wahrnehmen konnte. Heute gilt in Schulklassen eine (mehr oder weniger) strenge Sitzordnung, die Schülerinnen und Schüler sitzen in Reihen, der Lehrer kann sie je individuell erfassen und sehen, was sie jeweils tun. Diese dem Panoptikum nicht unähnliche Anordnung der Subjekte im Raum kann während des gesamten 19. Jahrhunderts nicht nur in Schulen, auch in Fabriken, Krankenhäusern, Psychiatrien und selbst in den Kleinfamilien beobachtet werden. Soweit hier beschrieben, unterscheidet sich die Anordnungsstrategie der Subjekte noch nicht wesentlich von den bereits erläuterten Formen der Disziplinartechniken. Foucault legt deswegen Wert auf die Einsicht, dass sich die Pastoralmacht gegenüber der Disziplinarmacht vor allem in einem Punkt unterscheidet: Sie stellt gegenüber der allüberwachenden Disziplinarmacht eine individualisierende Machttechnologie dar, die letztlich auf den Einzelnen, sein individuelles Verhalten und seine Körperlichkeit abzielt. Die Pastoralmacht gründet damit auf einer Erkenntnis des 18. Jahrhunderts, dass nämlich Macht nicht nur über Untertanen ausgeübt wird, sondern sich umfassender noch auf die Bevölkerung zu richten habe. Mit dem Fokus auf die Bevölkerung, der bewusst von vorherigen Begrifflichkeiten wie der der Untertanen abrückt, zielt die Macht nicht einfach nur auf eine Gruppe von Menschen, sondern auf Menschen, die sie als Träger biologischer Prozesse erkannt hat. Gegenüber der Verfügbarkeit der statistisch messbaren Bevölkerung durch Alterskurven und -pyramiden, Sterblichkeits- und Geburtenraten erscheint die Fixierung auf die Untertanen-Funktion auf eine Form der Unterwerfung, auf ein negatives Machtverhältnis beschränkt und insofern defizitär. Die statistischen Erhebungen über die Bevölkerung erlauben es über diese Unterwerfungsfunktion hinaus, das Individuum innerhalb der Bevölkerung als biologisches Wesen lesbar zu machen, und so den Staat als Produktionsmaschinerie zu regulieren.³⁴⁰ Der Blick auf das Individuum, der bis in die tiefsten Winkel seiner Privatsphäre dringt, ist mit anderen Worten motiviert durch den Kontroll- und Regelungsbedarf der staatlichen Produktivmacht, die das Individuum als Kernzelle der Pro-

³⁴⁰ Vgl. FOUCAULT, Michel: Die Maschen der Macht, Teil 1, in: *Barbarie* 4 (1981), 23-27.

duktion zwar entdeckt, mit den alleinigen Mitteln der überindividuellen und totalisierenden Disziplinartechniken aber bislang nicht vollständig belangen konnte.

Die individualisierende Pastoralmacht funktioniert dabei über Geständnistechologien, denen Foucault die Technologien des Selbst gewissermaßen als Reaktion von Seiten des Subjekts entgegenstellt. Bereits etymologisch nimmt die Pastoralmacht Bezug auf das jüdisch-christliche Modell des Hirten, seiner Sorge um die Herde und deren Überwachung. Gegenüber der zentralisierenden und totalisierenden Staatsmacht liegt das Wirken der Pastoralmacht damit auch näher an der Aufopferung eines Hirten, der all seine Handlungen auf das Wohl der Herde ausrichtet, die im Mittelpunkt seiner kontinuierlichen Aufmerksamkeit und Sorge steht. Das Bild des Hirten, der über seine schlafende Herde wacht, verdeutlicht eben diese Aufmerksamkeit und den Anspruch, alle Individuen der Herde im Auge zu behalten und im Einzelnen zu kennen. Während der Politiker gewissermaßen zwischen Staat und Bevölkerung steht, und damit notgedrungen den individuellen Blick zugunsten der totalisierenden Perspektive auf die Einhaltung des Gemeinwesens opfert, ersetzt die Pastoralmacht diese Funktionsstelle, den Blick auf das Leben des Einzelnen als Individuum. Foucault nimmt an, dass gerade auch die christliche Tradition die Geständnispraxis in den komplexen Austausch zwischen ‚Hirte‘ und ‚Schaf‘ einbringt. Da der ‚Hirte‘ als Verantwortlicher auch für die Verfehlungen seiner ‚Schafe‘ einzutreten hat, richtet er ein spezielles Interesse auf die ‚Schafe‘ und deren Psyche, um entsprechenden Verfehlungen zuvorzukommen. Dieses Erkenntnisinteresse partikularisiert, macht das Individuum sichtbar, um dem ‚Hirten‘ jederzeit ein ausreichendes Bild über den inneren Zustand der Einzeltiere seiner Herde zu vermitteln.³⁴¹ Das Problem, die einzelnen Individuen zu einer Gemeinschaft zu aggregieren und die christliche Sorge um jenes individuelle ‚Schaf‘ werden so zu einer neuen Machtform synthetisiert, so dass sich besonders im 16. bis zum 19. Jahrhundert die Regierungskunst immer auch als pastorale Angelegenheit darstellt.³⁴² Aus diesem Anliegen der Machttechnologien erklärt Foucault das historische Zustandekommen der Geständnispraktiken, die über die Akte des Gehorsams und der Unterwerfung auch „Akte der Wahrheit“ verlangen, die die Besonderheit haben, dass die betreffende Person nicht nur die Wahrheit sagen soll, sondern die Wahrheit über sich selbst, über ihre Fehler, ihre Begierden und ihren Seelenzustand.³⁴³ Die Geständnispraktiken manifestieren sich dabei mehr oder weniger offensichtlich in Ritualen des Schuldeingeständnisses, der Beichte, der Psychoanalyse, in Form des Tagebuchs oder des Gesprächs mit dem Arzt: „Wenn das Ge-

³⁴¹ Vgl. FOUCAULT, Michel: „Omes et singulatum“: Towards a Criticism of Political Reason, in: MCMURRIN, Sterling (Hg.): *The Tanner Lectures on Human Values*, Bd. 2, Salt Lake City, Utah: Univ. Press 1981, 223-254, bes. 230, 236-239.

³⁴² Vgl. BERNAUER, James, MAHON, Michel: Foucaults Ethik, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 42, 4 (1994), 593-608, 599.

³⁴³ Vgl. FOUCAULT, Michel: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*, 3. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989, bes. 449.

ständnis nicht spontan oder von irgendeinem inneren Imperativ diktiert ist, wird es erpreßt; man spürt es in der Seele auf oder entreißt es dem Körper. Seit dem Mittelalter begleitet wie ein Schatten die Folter das Geständnis und hilft ihm weiter, wenn es versagt: schwarze Zwillingbrüder. Die waffenloseste Zärtlichkeit wie die blutigsten Mächte sind auf das Bekennen angewiesen. Im Abendland ist der Mensch ein Geständnistier geworden.³⁴⁴

Der Beginn der Pastoralmacht läutet damit gleichzeitig auch das Ende einer weiteren Technologie ein, die Foucault die ‚Sorge um sich‘ nennt. In der griechischen und römischen Antike war die Sorge um sich selbst die zentrale Forderung der Polis und die Art, in der sich die individuelle Freiheit als Ethik reflektiert. Die sokratisch-platonische Form der Sorge um sich war immer auch die Selbsterkenntnis, die den Grundstein eines gelingenden Lebens bildete. Aber sie bestand auf der anderen Seite auch darin, Kenntnis über Verhaltensregeln und Prinzipien zu haben, mit deren Wissensbestand man sich ausrüsten musste. An diesem Punkt ist die Ethik in Form der ‚Sorge um sich selbst‘ mit der Wahrheit der Erkenntnis verknüpft, auch wenn letztere immer noch der ersteren untergeordnet war. Politisch ist die Sorge um sich selbst als eine Praxis der Freiheit in der griechischen Antike immer an die Bedingung geknüpft, dass die jeweilige Person frei, d. h. kein Sklave sein durfte. Freiheit hieß dabei aber immer auch, nicht nur nicht Sklave im Sinne der Leibeigenschaft gegenüber einer anderen Person zu sein, sondern auch, nicht Sklave seiner selbst zu sein, so dass man zu sich selbst aus Freiheit bereits eine bestimmte Beziehung der Beherrschung herstellen musste. Das Motiv der Sorge um sich selbst vernachlässigt die Anderen insofern nicht per se, als dass eine übersteigerte Sorge um sich und die Außerachtlassung der Anderen dem Anspruch an sich selbst nicht gerecht wird und das Prinzip der Sorge um sich unterläuft. Die griechische Antike kennt damit bereits den liberalen Gedanken, dass auch ein Herrscher, der die legitime Ausübung seiner Macht überschreitet, letztlich Sklave seiner Begierden ist. Dennoch wurde von einem bestimmten Zeitpunkt an die Beschäftigung mit sich selbst zu einer Art suspekter Eigenliebe und einer Form des Egoismus degradiert und somit moralisch disqualifiziert, und diesen Zeitpunkt bringt Foucault in Verbindung mit dem zunehmenden Einfluss des Christentums. Die so ins Spiel gebrachte Sorge um das zukünftige Heil fordere (in einer zumindest missverständlichen Auslegung) gerade den Verzicht auf die Sorge um sich selbst.³⁴⁵ Von der griechischen Philosophie übernimmt Foucault also mit der ‚Sorge um sich selbst‘ zunächst die Ansicht, dass ein Subjekt keinen Zugang zur Wahrheit erhalten konnte, wenn es nicht zunächst an sich selbst eine bestimmte Arbeit durchführte, die es fähig machte, die Wahrheit zu erkennen. Die

³⁴⁴ Ebd., 76 f.

³⁴⁵ Vgl. FOUCAULT, Michel: Die Ethik der Sorge um sich als Praxis der Freiheit. Gespräch mit Helmut Becker, Raúl Fornet-Betancourt und Alfred Gomez-Müller, 20. Januar 1984, in: Ders.: *Dits et Ecrits*. Schriften in vier Bänden, hg. v. DEFERT, Daniel und EWALD, Francois, Bd. 4, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001, 875-902, bes. 881 ff., 879 ff., 886.

europäische Kultur transformiert diese Herangehensweise in die neue Frage: Welche Änderungen muss ich an mir selber vornehmen, um überhaupt fähig und würdig für den Zugang zur Wahrheit zu werden? Die Wahrheit hat demnach in der Askese und den Geständnistechnologien stets ihren Preis.³⁴⁶ Das Subjekt sieht sich angesichts seiner Geständnisse nun der Aufforderung ausgesetzt, eine permanente Hermeneutik seiner selbst anzustreben, sich selbst also permanent einer sorgfältigen Untersuchung als begehrendes Subjekt auszusetzen.³⁴⁷ Und mehr noch: Erst die pflichtbewusste Selbstausslegung bringt dem Subjekt die eigentliche Selbstvergewisserung, die seine Subjektconstitution bedarf, enttarnt diese dabei aber im gleichen Atemzug als wahrhafte Bildung von Subjekten, d. h. von Unterworfenen unter ein selbstgeschaffenes Regime.³⁴⁸ Diese Technologien des Selbst, die das Individuum zur permanenten Selbstausslegung anwendet, sind bei Foucault insofern in einer ambivalenten Lesart zu finden, als sie zunächst die Repression gewissermaßen innerhalb des Individuums fortführen, andererseits aber auch als eine Praxis vorgestellt werden, sich von der Repression zu emanzipieren. Demnach ermöglichen es die Technologien des Selbst dem Individuum, Operationen an seinem Körper, seiner Psyche, seinem Verhalten, Selbstverhältnis oder Denken vorzunehmen, um Zustände des Glücks, der Zufriedenheit, Reinheit, Weisheit o. ä. zu erlangen.³⁴⁹ Die Technologien des Selbst spielen als Emanzipationspraktiken gewissermaßen das Spiel der Macht mit: Sie gründen auf der Einsicht, dass man nur im Namen eines Wissens und einer Wahrheit Kritik üben kann und man der Herrschaft einer Wahrheit zwangsläufig nur durch das Setzen einer anderen entkommt. Gleichzeitig fordern die Technologien des Selbst zu der Frage auf, auf welche Weise Menschen in ihren historischen und sozialen Bezügen jeweils Wissen über sich selbst erlangen und wie dieses Wissen in der abendländischen Kultur Menschen zu Subjekten formen kann. Dies kann in Form von rationalisierten Schemata der Fall sein, etwa in Schablonen von Weiblichkeit, Männlichkeit, Mäßigung, Ehre, Zivilität, Erfüllung, Effizienz und auch Normalität, die unserem Umgang mit anderen wie mit uns selbst formen.³⁵⁰ So deutet sich an, dass Foucault das Konzept der Normalisierung eng mit dem der *Dialektik der Aufklärung* verbunden sieht, in dem Horkheimer und Adorno den Prozess der Aufklärung als Entwicklung zweifacher Naturbeherrschung entwerfen: Die äußere Natur wird dem Menschen demnach durch Technik beherrschbar, er unterwirft aber auch seine eigene,

³⁴⁶ Vgl. FOUCAULT, Michel: Zur Genealogie der Ethik. Ein Überblick über die laufende Arbeit, in: Ders.: Dits et Ecrits. Schriften in vier Bänden, hg. von DEFERT, Daniel und EWALD, Francois, Bd. 4, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001, 461-498, bes. 497.

³⁴⁷ Vgl. FOUCAULT, Michel: Von der Freundschaft. Foucault im Gespräch, Berlin: Merve 1986, 44.

³⁴⁸ Vgl. VEITH, Hermann: Das Selbstverständnis des modernen Menschen. Theorien des vergesellschafteten Lebens im 20. Jahrhundert, Frankfurt/M. – New York: Campus 2001, 366 f.

³⁴⁹ Vgl. FOUCAULT, Michel: Technologien des Selbst, in: Ders.: Dits et Ecrits. Schriften in vier Bänden, hg. v. DEFERT, Daniel und EWALD, Francois, Bd. 4, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001, 966-999.

³⁵⁰ Vgl. HARK, Sabine: Deviante Subjekte. Normalisierung und Subjektformierung, in: SOHN, Werner (Hg.): Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag 1999, 65-84, 70 f.

innere Natur einer starken Selbstkontrolle, indem er die äußere Naturbeherrschung auch in sein Inneres verlagert. Die enorme Macht der Normalisierung wird aus diesem Gedanken der doppelten Naturbeherrschung heraus verständlich und plausibilisiert das Entstehen einer subjektbezogenen Macht, die nicht mehr auf einem negativen Moment der Ausschließung und Repression beruht, sondern positiv-produzierend und die mit dem Begriff der Normalität anstelle einer starren normativen Setzung arbeitet: „Normalisierung separiert und exkludiert, bzw. interniert. Niemand entkommt dieser Einschließung – und vielleicht ist das die historische Rache der Kontingenz – niemand ist frei. Freiheit verschwindet nicht nur vom Territorium der Delinquenz, der Devianz, sondern auch vom Territorium des Normalen.“³⁵¹

Foucaults theoretische Annahmen, die dem Konzept der normalisierenden Subjektivierung zugrunde liegen, sind in strenger Abgrenzung zum Strukturalismus und zur Subjektphilosophie zu sehen, deren ahistorische und typisierende Methodik Foucault ungeeignet erscheint, die Konstitution des modernen Subjekts theoretisch zu erfassen und so zwangsläufig den Fehler macht, einen gewachsenen, kontingenten Effekt als anthropologisches Apriori auszuzeichnen. Er betont demgegenüber, dass die Herausbildung der neuzeitlichen Individualität nicht einfach auf dem geschichtsphilosophischen Fortschrittsgedanken der Humanismus beruht, sondern innerhalb der modernen Gesellschaft eine Funktionsstelle ausfüllt und als politisches und soziales Erfordernis einzuschätzen ist. Genau die dafür notwendige Machtmechanik sieht Foucault nun in der Normalisierung verwirklicht. Sie bezeichnet ein Verfahren, mit deren Hilfe die Umwandlung von Menschen in Subjekte bewerkstelligt wird, die also die vorgegebenen Normen insofern normalisiert und internalisiert haben, als der Bedarf an repressiver Disziplinarmacht innerhalb der Gesellschaft schwindet und so dem liberalen Interesse nach möglichst geringer Steuerung entspricht.³⁵² Das Verständnis von Normalisierung changiert dabei innerhalb von Foucaults Werk: In *Überwachen und Strafen* kennzeichnet es noch die Funktionsweise der Disziplinierung, hier geht es um die Normierung von Verhalten mit dem Ziel, abweichendes Verhalten durch die Formierung eines produktiven, ökonomisch-rationalen Individuums zu verhindern. Disziplinierende Normalisierung, wie wir sie bereits vorgestellt haben, orientiert sich an der Anpassung an eine Verhaltensnorm. Das spätere Konzept der Subjektivierung durch Normalisierung besteht nun gerade in der Unterscheidung zur disziplinierenden Überwachungstechnologie und in der These, dass funktionierende Subjektivität sich heute im Wunsch nach Anschlussfähigkeit manifestiert. Es ist nicht zu

³⁵¹ Ebd., 79.

³⁵² Der französische Soziologe Alain Ehrenberg hat die Konsequenzen für die Institution des Individuums untersucht und maßgeblich die Depression, als Nachfolgerin der Neurose, als ein Resultat des Konflikts zwischen Eigenverantwortung und den daraus entstehenden Schuldgefühlen der Unzulänglichkeit formuliert. Das Subjekt fühlt sich in der Moderne demnach nicht mehr in erster Linie für das schuldig, was es getan hat (etwa Normüberschreitungen), sondern für etwas, das es zu tun versäumt hat. Vgl. EHRENBURG, Alain: *Fatigue d'être soi. Dépression et société*, Paris: Odile Jacob 2000.

verstehen als Einprägung präskriptiver Normen durch eine strafende, repressive Instanz, sondern als Arrangement, das die freiwillige Anpassung der Einzelnen an den *status quo* befördert.³⁵³ Eine Normalisierungsgesellschaft besteht nicht nur aus dem Disziplinarprinzip, es geht ihr vielmehr auch um Normen, die sich aus der Lage und dem aggregierten Verhalten der Individuen ergeben. Normalisierung ist daher immer auch als Sicherheitstechnologie zur Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung zu verstehen und richtet sich auf die Steuerung von Masseneffekten, die sich statistisch und im Modus der Wahrscheinlichkeitsrechnung beobachten lassen. Normalisierung dient so der Verhaltenskoordination in Massengesellschaften.³⁵⁴ Die Norm der Normalisierung ist damit keine der Handlung vorausgehende, keine in epistemologischer Hinsicht ablösbare Größe, sondern ergibt sich aus der Kompilation des statistisch gewonnenen Wissens und verschiebt sich demnach beständig, sobald sich die Messgrundlage verändert. Die normalisierende Intervention ist nicht wie die normierende als Überwachung zu verstehen, sondern besteht in der Ausrichtung der Subjekte am normalverteilten Verhalten der Masse, um so auf Dauer stabile Weltverhältnisse zu etablieren.³⁵⁵ Die Subjekte greifen nun selbst normalisierend in sich ein, indem sie sich an der Masse orientieren, die aber immer zugleich Leerstelle bleibt: Der absolute Durchschnitt, der „Otto-Normal-Verbraucher“ existiert nur als faktisch unerreichbare statistische Größe, und entzieht sich kontinuierlich der Erfüllung durch ein empirisches Individuum, nicht zuletzt mit der Konsequenz, dass auch in einer Normalisierungsgesellschaft niemand wirklich normal ist, sich seiner Normalität permanent sicher sein kann und sich ihrer so stets neu durch Abgleich mit den Anderen vergewissern muss. Dennoch sind disziplinierende und subjektivierende Technologien nicht vollständig trennbar, sondern bauen gewissermaßen kaskadenartig aufeinander auf und geben so die Erklärung, warum Normalisierungsprozesse innerhalb der Moderne oftmals versteckt hinter der herrschenden Sozialesemantik ablaufen und etwa Rechtsdiskurse über Schuld und Unschuld sukzessive durch Normalitätsdiskurse überformt und abgelöst werden.³⁵⁶ Die Disziplinartechniken bilden über ihren körperlichen und seelischen Zugriff Gewohnheiten auf Seiten der Individuen heraus, die maßgeblich die vermeintliche Individualität prägen. Erst die Disziplinartechniken schaffen damit die später statistisch auszulesende Grundlage für die Normalisierung, an der

³⁵³ Vgl. SCHRAGE, Dominik: Subjektivierung durch Normalisierung. Zur Aktualisierung eines poststrukturalistischen Konzepts, in: REHBERG, Karl-Siegbert (Hg.): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006, Frankfurt/M. – New York: Campus 2008, 4120-4129, bes. 4127.

³⁵⁴ Vgl. FOUCAULT, Michel: In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-1976), Frankfurt/M.: Suhrkamp 1999, 287 ff.

³⁵⁵ Vgl. STEHR, Johannes: Normierungs- und Normalisierungsschübe – Zur Aktualität des Foucaultschen Disziplinbegriffes, in: Ders., ANHORN, Roland, BETTINGER, Frank (Hgg.): Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit, Wiesbaden: VS-Verlag 2007, 29-40, bes. 32.

³⁵⁶ Vgl. ELLRICH, Lutz: Normativität und Normalität, in: BARTZ, Christina, KRAUSE, Marcus (Hgg.): Spektakel der Normalisierung, München: Fink 2007, 26-51, 28.

sich die Subjekte in Verfolgung ihres Eigeninteresses von sozialer Akzeptanz und Anschlussfähigkeit orientieren.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Wenn es bei Hobbes noch immer Normen und Regeln sind, die das Instrument sozialer Ordnung bilden, kann Foucault die im 18. Jahrhundert einsetzende Verschiebung der Stabilisierungsfunktion weg von der expliziten Norm hin zur implizit wirksamen Normalität erklären. Seine These ist missverstanden, wenn sie als ein Verschwinden oder eine Reduzierung von Normen oder Rechtsstrukturen verstanden wird, ihm geht es eher um deren Transformation in latent normative Machtstrukturen, die sich am Maßstab funktionaler Effektivität messen lassen müssen und diesen selbst auf verschiedene Bereiche der Gesellschaft anwenden. Die Tatsache, dass auch die moderne Gesellschaft in Form der Moral und der Rechtsprechung institutionalisierte Orte der Normierung kennt, täuscht Foucault zufolge gerade über eine bereits vollzogene strukturelle Verschiebung der gesellschaftlichen Selbststeuerungskonzepte hinweg. Prozesse der Normalisierung können so weitestgehend unentdeckt hinter den Kulissen der vorherrschenden Sozialesemantik ablaufen: „An die Stelle der Male, die Standeszugehörigkeit und Privilegien sichtbar machten, tritt mehr und mehr ein System von Normalitätsgraden, welche die Zugehörigkeit zu einem homogenen Gesellschaftskörper anzeigen, dabei jedoch klassifizierend, hierarchisierend und rangordnend wirken. Einerseits zwingt die Normalisierungsmacht zur Homogenität, andererseits wirkt sie individualisierend, da sie Abstände misst, Niveaus bestimmt, Besonderheiten fixiert und die Unterschiede nutzbringend aufeinander abstimmt. Die Macht der Norm hat innerhalb eines Systems der formellen Gleichheit so leichtes Spiel, da sie in die Homogenität, welche die Regel ist, als nützlichen Imperativ und als präzises Messergebnis die gesamte Abstufung der individuellen Unterschiede einbringen kann.“³⁵⁷ Die bereits festgestellte normative Unschärfe der Normalität kann auch auf Grundlage der Foucaultschen Rekonstruktion belegt werden: Seine Analyse verdeutlicht, wie sich Normalität und Normativität stetig überlagern, ineinander über- und auseinander hervorgehen können und wie Normalität von einer (statistischen) Ursache zu einem Effekt werden kann. Es wäre allerdings fatal, diese Unschärfe als Schwäche misszuverstehen. Die hier vorliegenden Überschneidungen stellen gerade die Stärke der Normalisierungsmacht dar, da sich gerade durch das ununterbrochene Changieren zwischen Norm und Normalität Normalisierungstechniken in den verschiedensten gesellschaftlichen Einrichtungen einlagern und etablieren können.

³⁵⁷ FOUCAULT, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, 13. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993, 237.

III.3 Die Relation von Norm und Abweichung

Sind die Abweichungen von der Natur, die sich durch sich selber bestrafen? Oder sind diese Abweichungen ebenso natürlich wie die Natur selbst?

(Karl Philipp Moritz: Die Unschuldswelt, in: Ders.: Schriften zur Ästhetik und Poetik, Tübingen 1962 [1791], 53-57, 53.)

Normen und Regeln gehören zum alltäglichen Begriffsinstrumentarium moderner Ethik und markieren einen breiten Ausschnitt ihres Reflexionsbereichs. Trotz der etymologischen Nähe zur Norm zählt Normalität als Begriff in aller Regel noch nicht zum festen Bestandteil der ethischen Terminologie, ist wenig untersucht und unterliegt meist einer intuitiv-pragmatischen Verwendung. Im Folgenden wird es darum gehen, wie von der Verwendung des Normalitätsbegriffs her eine Klärung der klassischen Dichotomie von Norm und Abweichung gewonnen werden kann, und es ist umgekehrt zu fragen: Klärt eine Verhältnisbestimmung von Norm und Abweichung den ethischen Begriff von Normalität? Ist die oftmals zu findende Bestimmung der Normalität aus der Spannung von Norm und Abweichung zu definieren? Und wie ist dann die vor dem Hintergrund pragmatischer Sprachverwendung schnell einzusehende Tatsache zu verstehen, dass je nach Situation sowohl die Abweichung als auch die Norm als ‚normal‘ etikettiert werden kann?

Eine Antwort setzt eine erste Bestimmung des Normbegriffs voraus und orientiert sich an den Charakterisierungsmerkmalen der Präsiktion, der Erwartungsstabilisierung, der Unterscheidung von Wirkungs- und Geltungsgrad der Norm und untersucht schließlich die Konsequenzen der notwendigen Unvollständigkeit jeder Norm in ihrer praktischen Anwendung. Die Möglichkeit der Abweichung von einer Norm wird zunächst terminologisch von der Ausnahme unterschieden und dann ebenfalls auf ihre funktionale Rolle für den Begriff der Norm bestimmt. Anhand der Ausführungen von Carl Schmitt sowie dessen Kritik durch Giorgio Agamben wird der so entwickelte Begriff der Normalität mit einem profilierten Entwurf verglichen.

III.3.1 Was sind Normen?

Das wahre ethische Individuum ruht mit Sicherheit in sich selbst,
weil es keine Pflichten hat, sondern nur eine Pflicht,
und weil die Pflicht sich ihm nicht von außen aufdrängt als bloßes Gebot,
sondern von innen als der Ausdruck seines innersten Wesens.

(Sören Kierkegaard: Philosophische Schriften, Frankfurt/M.: Zweitausendeins, 2007, 514.)

Anders als es die alltägliche Geläufigkeit des Begriffs nahelegen scheint, gewinnt der Norm-Begriff innerhalb der Moralphilosophie erst nach Kant und mit dem 19. Jahrhundert eine einschlägige und eigenständige Bedeutung. Zuvor war das griechische *κᾶνών*, parallel zur Bedeutung der *norma* (so etwa bei Cicero, Thomas Pufendorf, Thomasius), der klassische Dachterminus der antiken Ethik als Unterscheidungsmaßstab für gutes bzw. richtiges Handeln. Erst mit dem 19. Jahrhundert stellt die Norm einen Subsumptionsbegriff dar für so unterschiedliche Konzepte wie *nomos*, *orthos*, *regula*, *mensura*, *lex*, *ordo*, Sittengesetz und Pflicht.³⁵⁸ Als Grundbegriff der Ethik wird die Norm erstmals explizit bei Wilhelm Wundt bestimmt³⁵⁹; der Normalitätsbegriff wird kurze Zeit später von Wilhelm Windelband in enger Anlehnung an den der Norm formuliert und bildet gewissermaßen in Form des „Normalbewusstseins“ deren Korrektiv: Dem Wert der Normalität, von dem Windelband spricht und der von allen anerkannt werden soll, wird insofern Allgemeingültigkeit zugesprochen, als das Normalbewusstsein die Normen für die Beurteilung von Handlungen zu allererst generiere.³⁶⁰ Auffällig ist ebenfalls die Verwendung des Begriffs ‚Normalität‘ in die Norm-Debatte etwa bei Christoph Sigwart, der von den moralischen Normen als uneingeschränkt gültigen „Normal-Gesetzen des Wollens“ vor dem Hintergrund der natürlichen Ausrichtung des menschlichen Willens auf deren Realisierung spricht.³⁶¹ Die Austarierung von Norm und Normalität entspricht hier (vgl. Kap. III.1) der Verhältnisbestimmung von Sein und Sollen und der Diskussion um einen möglichen Anteil empirischer Bestimmungsgründe der Moral.

Die im 19. Jahrhundert aufkommende Norm-Diskussion fand besonders in einer von Georg Simmel vorgenommenen Unterscheidung ihren Niederschlag. Simmel bescheinigt der Norm eine zweifache Bedeutung: „Einmal dessen, was allgemein, generisch geschieht, dann dessen, was geschehen soll, wenngleich es vielleicht nicht geschieht. Diese Doppelheit mag den tiefen Zusam-

³⁵⁸ Vgl. RITTER, Hans: Artikel "Normal, Normalität", in: RITTER, Joachim et al. (Hgg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Basel – Stuttgart: Schwabe 1971 ff., Bd. 6, 920-928, hier 910 f.

³⁵⁹ Vgl. WUNDT, Wilhelm: Ethik, 2 Bde., Bd. 2, 2. Aufl., Stuttgart: Enke 1869, 177 f.

³⁶⁰ Vgl. WINDELBAND, Wilhelm: Präludien, Tübingen: Mohr-Siebeck 1883, 59 ff.; vgl. auch WINDELBAND, Wilhelm: Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, 6. Aufl., Tübingen: Mohr-Siebeck 1912, 566.

³⁶¹ Vgl. SIGWART, Christoph: Logik, Tübingen: Mohr Siebeck 1873, 565.

menhang haben, dass für den Einzelnen dasjenige die Norm im zweiten Sinne bedeutet, was Norm der Allgemeinheit im ersten ist.³⁶² Unter Absehung von Ausnahmedefinitionen (wie der Norm als Bezugsrahmen) ist (innerhalb der Sozialwissenschaften) die zweite Simmelsche Bestimmung der Norm als einer Sollensvorschrift insofern zurecht in die Theoriebildung eingegangen, als die Regelmäßigkeit von Verhalten als einem Konstituens der Normdefinition allein nicht genügt, um die Norm ausreichend charakterisieren zu können³⁶³. Gerd Spittler arbeitet aus diesem Grund besonders das Argument des normativen Sollens heraus: Normen können demzufolge als Regeln für bewusstes Handeln, Vorschriften für Verhalten, Verhaltenserwartungen oder Maximen bestimmt werden. Die Verbindung beider Normelemente, d. h. der Verhaltensregelmäßigkeit und der Verhaltenserwartung schlägt sich in der von Spittler vorgeschlagenen Definition nieder: „Wir definieren jetzt Normen vorläufig als Verhaltensforderungen für wiederkehrende Situationen. Damit wird der Aspekt der Regelmäßigkeit mit in die Definition genommen, allerdings nur insofern, als ein bestimmtes Verhalten in wiederkehrenden Situationen regelmäßig gefordert wird. Ob das tatsächliche Verhalten die gleichen Regelmäßigkeiten aufweist, ist eine andere Frage.“³⁶⁴

Dieser präskriptive Charakter der Norm kann allgemein als ein erstes Merkmal festgehalten werden. Normen weisen bestimmte Handlungen (oder, wie anschließend noch zu erläutern, Handlungsmaximen) als richtig oder falsch aus, und das heißt immer auch: Sie fordern sie für die in ihnen festgelegten Handlungskontexten auch als geboten oder verboten ein.³⁶⁵ Diese normative Grundstruktur der Formen menschlichen Deutens, Ordnen und Gestaltens³⁶⁶ kennzeichnet menschliche Regelsysteme in zentraler Weise. Ergänzend zu der Simmelschen Bestimmung können Normen neben der präskriptiven Komponente auch einen deskriptiven Bestandteil aufwei-

³⁶² SIMMEL, Georg: Einleitung in die Moralwissenschaft, 4. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1964, 69. Ähnlich formuliert KÖNIG, René: Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 12: Wahlverhalten, Vorurteile, Kriminalität, Stuttgart: Thieme 1978, 257, der zwischen „der Tatsache der Regelmäßigkeit des Verhaltens an sich und dem Geregeltsein als dem Ergebnis bewusster normierender Tätigkeit“ differenziert.

³⁶³ Vielmehr wird mit dem Begriff der Verhaltensgleichförmigkeit oder Verhaltensregelmäßigkeit eher noch der Beobachtungsgegenstand der Soziologie selbst beschrieben; für eine Theorie der Norm ist diese Beschränkung daher von einem geringen erkenntnistheoretischen Wert.

³⁶⁴ SPITTLER, Gerd: Norm und Sanktion. Untersuchungen zum Sanktionsmechanismus, Freiburg i. Br.: Walter-Verlag 1967, 17.

³⁶⁵ Vgl. HEISTERMANN, Walter: Das Problem der Norm, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 20, 2 (1966), 197-209, 202: „Die Form der Norm ist imperativisch und ihr Gehalt ideell. Normen fordern eine bestimmte Art der Verknüpfung von Bedingungen, welche im streng determinierten Naturprozess neben anderen möglich ist.“ Bei Talcott Parsons wird in der Diskussion des Normbegriffs darüber hinaus der Aspekt der Verhaltensbewertung und Wertorientierung betont: "A norm is a verbal description of the concrete course of action thus regarded as desirable, combined with an injunction to make certain future actions conform to this course". PARSONS, Talcott: Akteur, Situation und normative Muster: Ein Essay zur Theorie sozialen Handelns, 2. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994, 75. Es ist zweifellos richtig, dass jeder Norm ein gewisses Maß an Bewertung immanent ist. Doch diese Bewertung ist eigentlich nicht eine Konsequenz der Norm, sondern sie geht als deren Wertorientierung ihr voraus. Normen sind demnach als Konkretisierungen von Werten zu verstehen.

³⁶⁶ Vgl. KORFF, Wilhelm: Normen als Gestaltungsträger sittlichen Daseins, in: Handbuch der christlichen Ethik I, hg. von HERTZ, Anselm, Freiburg: Herder 1993, 117-125, 117 ff.

sen, der die Bedingungen nennt, unter denen die Norm gilt. Sittliche Normen gehen insbesondere aus der ethisch-reflexiven Aufarbeitung menschlicher Praxis hervor. Hier deutet sich bereits ein in den weiteren Ausführungen noch eingehender zu betrachtender Aspekt der Normsetzung an: Indem sich das Subjekt nämlich frei entscheidet, einer normativen Aufforderung nachzukommen, verlängert es zum einem das Wechselverhältnis von zeitlich vorgängiger Norm und anschließender Handlung unter „umgekehrten Vorzeichen“: Die Handlungsaufforderung, der sich die handelnde Person ausgesetzt sieht, und der gegenüber die anschließende Handlung als nachträglich und konsequent erscheint, wird durch die Handlung gleichsam bestätigt und komplettiert die bislang meist zweiteilig gedachte Konzeptkette von Norm und Handlung um die bestätigte Norm als dem dritten Element ergänzt. Die menschliche Handlung befindet sich angesichts der Norm nicht nur in einem simplen Gehorchen-oder-Abweichen-Schema, sondern verfügt ihr gegenüber über ein korrigierendes Instrument, insofern sie als Anlass zur Überprüfung der jeweiligen Norm verstanden wird.³⁶⁷

Über das Merkmal der Präskription hinaus benennt Heinrich Popitz weitere vier Charakteristika der Norm³⁶⁸, die die Wirksamkeit der Normengebundenheit sozialen Handeln näher begründen: Demnach scheint für Normen zunächst (I) eine typisierende Form zu gelten: Sie generalisieren mit anderen Worten Handlungen und Situationen und setzen so voraus, dass faktisch immer auch unterschiedliche Situationen und Handlungen im Hinblick auf bestimmte Kriterien vergleichbar gemacht werden können. Diese Generalisierung kann auch (II) eine Differenzierung von verschiedenen Personenkategorien miteinschließen. Verschiedene soziale Rollen können über Normen demnach verschieden adressiert werden. Die Pluralität sozialer Rollen, die berechtigter Weise als Merkmal der Moderne gelten kann und den Einzelnen als Träger verschiedener sozialer Rollen bestimmbar macht, deutet den ebenfalls durch Normen abzudeckenden Regelungsbedarf moderner Normativität an: „Die Vielheit sich überschneidender und übergreifender Verpflichtungen bedeutet, dass die Möglichkeit eines Normenkonfliktes prinzipiell in der Struk-

³⁶⁷ Vgl. PIEPER, Annemarie: Art. Norm, in: KRINGS, Hermann, BAUMGARTNER, Hans Michael, WILD, Christoph (Hgg.): Handbuch philosophischer Grundbegriffe, Bd. 4, München: Kösel 1973, 1009-1021, 1015 f.: „Indem er sich entscheidet, der Aufforderung nachzukommen, und wirklich handelt, setzt er sich selber eine Norm – die Wahrheit zu sagen, zu helfen, u. a. Das bedeutet, dass er die Norm nicht einer vorgegebenen Gebotetafel oder einer anerkannten Werthierarchie entnimmt, um sie auf seine Situation anzuwenden. Er erfindet im Gegenteil die notwendige Handlungsnorm im Hinblick auf die Situation je neu. Sittlichkeit stellt sich mithin primär im Vollzug einer als notwendig anerkannten Praxis als ursprünglich gesetzte Form der Freiheit dar und tritt nur sekundär und uneigentlich in objektivierter, aus dem Handlungsvollzug abstrakt herausgelöster Form als moralisches Gebot oder Gesetz auf.“

³⁶⁸ Vgl. POPITZ, Heinrich: Soziale Normen, hg. von POHLMANN, Friedrich, EßBACH, Wolfgang, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 86, nennt diese Charakteristika verbunden mit der Einschränkung, dass es sich um hinreichende, nicht aber notwendige Voraussetzungen handle: „Dennoch ist es unpraktisch, den Normbegriff an vier Merkmale zu binden. Das würde uns bei jeder Verwendung des Begriffs zu dem Nachweis verpflichten, dass alle vier Voraussetzungen für seine Anwendung vorliegen. Damit würden wir uns eine Beweisleist oder doch Demonstrationslast aufbürden, der wir in zahlreichen Fällen aus Mangel an Informationen nicht gewachsen sind. Ich reduziere die (Nominal-)Definition der Norm auf die Merkmale ‚Verhaltensregelmäßigkeit‘ und ‚Sanktionen‘.“

tur sozialer Ordnungen angelegt ist.³⁶⁹ Aus diesem zweiten Kriterium lässt sich eine Unterscheidung von sozialen und moralischen Normen ableiten, da letztere gerade keine Rollen mit spezifischen Anforderungsprofilen normieren, sondern die Person als ganze betreffen. Für moralische Normen erscheint das von Popitz genannte Kriterium daher als hinfällig. Um den Kurzschluss einer Identifikation von Verhaltensregelmäßigkeiten mit Normen zu vermeiden, schlägt Popitz außerdem vor, (III) dass sich empirische Anhaltspunkte für die Geltung von Normen finden lassen müssen. Müssen Normen mit anderen Worten anhand der Beobachtung operationalisierbar sein, dass ein Abweichen von ihnen immer Sanktionen nach sich zieht? Die Streubreite des Sanktionsbegriffs deckt dabei Reaktionsweisen wie die moralische Missbilligung, Repressalien oder Strafen ab; Sanktionsbereitschaft ist ein wesentliches Element zur sozialen Verhaltensorientierung ohne dass es per se nötig ist, die Sanktionsbereitschaft als direkte Sanktionsdrohung zu artikulieren. Schließlich (IV) lassen sich Normen über das Merkmal ihrer Tradierbarkeit bestimmen. Das Kennzeichen der Lernbarkeit von Sollensansprüchen scheint demnach darin zu liegen, dass Normen habitualisiert, und in diesem Sinne auch normalisiert werden können. Sollensansprüche können sich aus einer Zumutung von außen zu einer inneren Selbstverständlichkeit entwickeln.³⁷⁰ Ausgehend von diesen Markierungspunkten entwirft Popitz eine Geltungsstruktur sozialer Normen, die wie in der folgenden Abbildung dargestellt werden kann.³⁷¹

Verhaltensgeltung	Sanktionsgeltung	Nichtgeltung I	Nichtgeltung II	Nichtgeltung III
Normkonformes Verhalten	Abweichendes, sanktioniertes Verhalten	Normbrecher bekannt, nicht sanktioniert	Normbrecher unbekannt, Normbruch bekannt	Normbrecher unbekannt, Normbruch unbekannt („Dunkelziffer“ ³⁷²)

Abb.: Die Geltungsstruktur sozialer Normen nach H. Popitz

Neben diesen Bestimmungen zur formalen Gestalt von Normen sind die Begriffe des Normsenders, Normadressaten, des Geltungs- und Wirkungsgrads von Normen seitens der Soziologie in die Normdiskussion eingegangen. Klassischerweise wird zwischen jenen Subjekten, die Normen setzen, d. h. den Normsendern, und denjenigen, an die die Norm sich wendet, d. h. den

³⁶⁹ Ebd., 68.

³⁷⁰ Vgl. POPITZ, Heinrich: Soziale Normen, hg. von POHLMANN, Friedrich, EßBACH, Wolfgang, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, bes. 65-73.

³⁷¹ Vgl. ebd., 164 ff.

³⁷² Der Begriff der Dunkelziffer wird oftmals uneinheitlich verwendet, sowohl für die Kategorien Nichtgeltung II wie Nichtgeltung III.

Normadressaten, differenziert.³⁷³ Die Tatsache, dass der Idealfall der Akzeptanz und Realisierung der Norm sowohl seitens der Normsender wie der Normadressaten nicht kontinuierlich vorzufinden sein dürfte, weist die Begriffe als heuristische Instrumentarien zur Analyse möglicher Überschneidungen und Machtverhältnisse aus, da Normsender und -empfänger zwar empirisch getrennt erscheinen, nach Kants Auffassung auch identisch sein sollten. Betrachtet man den Grad der Akzeptanz einer Norm aus der Perspektive des Normsenders, spricht man vom Geltungsgrad der Norm.³⁷⁴ Das Befolgen bzw. Nicht-Befolgen einer Norm kann andererseits durch den Begriff des Wirkungsgrades³⁷⁵ gefasst werden. Annäherungsweise lässt sich so das (auch empirisch fassbare) Ausmaß, in dem die Normadressaten sich an der Norm orientieren, festhalten. Aus soziologischer Sicht kann der Wirkungsgrad ein Kriterium für die faktische Gültigkeit einer Norm bilden. Der geringe Wirkungsgrad einer Norm bedeutet dann, dass die Norm entweder nicht befolgt werden kann oder willentlich nicht befolgt wird. Da der präskriptive Charakter der Norm ihre Erfüllung grundsätzlich an ihre Realisierbarkeit knüpft, verlangt die Norm prinzipiell ihre Realisierungschance.³⁷⁶ Sollen impliziert mit anderen Worten immer auch ein Können, so dass die Forderung eines Verhaltens, das objektiv nicht erfüllt werden kann, widersprüchlich ist.³⁷⁷ An diese Überlegung müsste aber auch umgekehrt, d. h. nicht mehr mit Blick auf die Erfüllung, sondern die Abweichung, angeschlossen werden können: Eine Norm, von der nicht abgewichen werden kann, wäre dann ebenfalls widersprüchlich bzw. müsste die Form eines Naturgesetzes annehmen.

Zu beachten ist hier aber auch ein mögliches Missverständnis, das sich aus der Verwechslung des rein empirischen Normbegriffs der Soziologie mit dem Grundgedanken der Normativität selbst ergibt und zur Forderung der Unterscheidung zwischen Maßstab und Messobjekt führt. Zwar kann eine nicht-erfüllbare Norm als widersprüchlich gelten, dennoch muss dieser Fall begründet von der Möglichkeit unterschieden werden, dass eine Norm *de facto* nicht erfüllt wird: Dass eine bestimmte Norm nur in den wenigsten Fällen erfüllt wird, lässt eine Aussage über den Wirkungsgrad, nicht aber über den Geltungsgrad der Norm zu.³⁷⁸

³⁷³ Vgl. ROMMETVEIT, Ragner: *Social Norms and Roles*, Minneapolis: Univ. Press 1955, 45.

³⁷⁴ Vgl. POPITZ, Heinrich: *Soziale Normen*, in: *Europäisches Archiv für Soziologie* 2 (1961), 185-198, 195.

³⁷⁵ Vgl. PAHLKE, Jürgen: *Soziale Normen und die Theorie rationalen Verhaltens*, in: RAISER, Ludwig (Hg.): *Das Verhältnis der Wirtschaftswissenschaften zur Rechtswissenschaft*, Berlin: Duncker & Humblot 1964, 282-291, 285.

³⁷⁶ Vgl. HEISTERMANN, Walter: *Das Problem der Norm*, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 20, 2 (1966), 197-209, bes. 200 f.

³⁷⁷ Vgl. GEIGER, Theodor: *Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts*, Neuwied – Berlin: Duncker & Humblot 1987, 63.

³⁷⁸ Vgl. KEUTH, Herbert: *Methodologische Regeln des kritischen Rationalismus*, in: *Journal for General Philosophy of Science* 9 (1978), 236-255, hat die Kritik an dem empirischen Normbegriff der Soziologie bekräftigt und darauf hingewiesen, dass innerhalb der soziologischen Literatur in vielen Fällen zwei unterschiedliche Normbegriffe parallel zueinander verwendet würden, ohne dass auf die semantischen Differenzen hinzuweisen. Vgl. dazu auch LÜBBE, Weyma: *Der Normgeltungsbegriff als probabilistischer Begriff*, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 44 (1990), 583-602, 200 f.

Vor diesem Hintergrund scheint es angebracht, für eine moraltheoretische Betrachtungsweise der Norm zwar das Instrumentarium der Soziologie im Blick zu behalten, hinsichtlich der Geltung einer Norm allerdings verschiedene Ebenen zu unterscheiden. Über die Korrelation mit dem Wirkungsgrad kann (I) die *faktische Geltungsebene* näher bestimmt werden, wie etwa die juristische Geltung, d. i. die *Legalität*, die die Normrealisierung nicht hinsichtlich der Adressaten, sondern ausgehend vom Normsender beschreibt. Die (II) *moralische Geltungsebene* schließlich bringt die Idee der Beurteilung der faktischen Geltung ins Spiel und entscheidet über die *Legitimation* einer Norm, indem sie die rein auf Wirkungsbegriffe reduzierbaren Ebenen von faktischer und legaler Geltung durch den Gedanken der Legitimität ergänzt. Über den juristischen Gedanken der formalen Gültigkeit bringt die moralische Legitimität so die Idee der Gerechtigkeit in die Beurteilung der Geltung hinein und bildet ein mögliches Korrektiv gegenüber den vorherigen Ebenen.

Die normative Gebundenheit des sozialen Umgangs im Alltag ist möglicherweise aufgrund ihres Status³⁷⁹ als trivialer Grunderfahrung mit dem Problem belastet, dass hinter die Präskriptivität der Norm nicht mehr zurückgefragt wird. Anders gesagt: Das Postulieren der Soll-Qualität von Normen birgt die Gefahr, diese Bestimmung als nicht weiter explizierbaren Grundbegriff zu sehen und die Frage nach der Funktion des Sollens systematisch zu vernachlässigen. Es muss also klar sein, dass die Grundbestimmung von Normen mit der Sollens-Qualität nicht allein die Herleitung aus höheren Normen meint, sondern sinnvoller Weise auch zur Frage nach der Funktion des Sollens anleitet.³⁷⁹ Eine grundlegende Beobachtung zielt dabei zunächst auf die regulierende Funktion der Normen im Hinblick auf die Begrenzung der Willkür in den Beziehungen von Personen untereinander, die sich durch Normen mit größerer Sicherheit aufeinander einstellen und das Verhalten des je Anderen als Regelmäßigkeit ansatzweise vorherbestimmen können. Normen drücken somit die Konstruktion regelmäßiger Handlungsabläufe zur gegenseitigen Orientierung aus.³⁸⁰

Aus Sicht der Systemtheorie knüpft der Normbegriff eng an die Funktion der Verfestigung und Institutionalisierung von Erwartungen an. Die systemtheoretische Sicht auf Erwartungen bestimmt sich primär durch Bezugnahme auf Bewusstseinssysteme (gegenüber Organisations- und Gesellschaftssystemen) und deren Umgang mit Formen der Selbst- und Umweltbeobachtung. Damit reiht sie sich im weitesten Sinne ein in eine Bestimmung systeminternen ‚Lernens‘, verstanden nicht als Adaption von Umweltelementen, sondern als Änderung der spezifischen Systemstrukturen. Neue Strukturen können Luhmann zufolge nur vom System selbst gebildet

³⁷⁹ Dazu LUHMANN, Niklas: Normen in soziologischer Perspektive, in: Soziale Welt 20 (1969), 28-48, 29: „[Das Sollen] löst bestimmte Probleme, die mit der menschlichen Weise, sich auf Welt zu beziehen, verbunden sind. Seine Begründung liegt deshalb nicht in seiner Seinsweise und auch nicht in der Evidenz seiner Gesolltheit, sondern in seiner funktionalen Unersetzlichkeit.“

³⁸⁰ Vgl. POPITZ, Heinrich: Soziale Normen, hg. von POHLMANN, Friedrich, EBBACH, Wolfgang, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 64.

werden durch (Re-)Kombination, Relationierung bzw. Neustrukturierung bestehender Strukturen. Auch bereits vorhandene Strukturen können so als Resultat routinisierter Beobachtungsschemata aufgefasst werden. Luhmann beschreibt diesen Prozess als ein Kondensieren und Einschleifen von Erwartungen, als einen Effekt des positiven Feedbacks oder der Abweichungsverstärkung³⁸¹, der in seiner Komplexität noch deutlicher zu Tage tritt, wenn neben Erwartungen auch möglicherweise mehrstufige Erwartungserwartungen einbezogen werden. Diese katapultieren auch die Frage nach der Erfüllung oder Enttäuschung auf eine höhere Ebene, nämlich die kommunikative Ausgangslage doppelter Kontingenz, da es bei ihnen nicht mehr nur um die einfache Erwartung eines Systems geht, sondern diese noch von den vermuteten Erwartungen des Fremdsystems abhängig sind. Eigenes Erwarten richtet sich dabei sowohl nach eigenen Strukturen, schließt aber auch die Erwartungen an die Fremderwartungen nicht aus. Wie Personen dann faktisch handeln werden, hängt dann immer auch davon ab, wie andere handeln, aber auch davon, welches Handeln andere Personen erwarten.³⁸² Luhmanns Formulierung einer systemtheoretischen Lesart von Erwartung rekuriert zudem auf die interne Differenz von Selbst- und Fremdreferenz. In ihr kondensieren fortsetzbare oder nicht weiter aufrecht zu erhaltende Erwartungen. So kann die Erfahrung, in einer Beziehung enttäuscht zu werden, fremdreferentiell verarbeitet werden in der Erwartung, dass zumindest einige Frauen bzw. Männer wenig verlässlich sind, oder auch selbstreferentiell in der Einsicht, dererlei Personen zukünftig zu meiden. Mit Blick auf die Verbindung von Lernen und Erwarten zeigt sich nicht zuletzt am erwähnten Beispiel, dass die Betonung der Selbstreferenz zwar Erwartungssicherheit (nämlich durch Übergeneralisierung) schafft, aber auch flexibles Lernen faktisch verhindert, weil sie weitere Erfahrungsmöglichkeiten ausschließt. Mit Recht und Moral sind außerdem zwei Möglichkeiten gegeben, Erwartungsenttäuschungen zu beobachten: Während das Recht den Indikator dafür darstellt, ob an einer Erwartung trotz Enttäuschung weiterhin festgehalten werden kann, entscheidet die Moral darüber, ob die Abweichung positiv oder negativ zu werten ist – eine eindeutige Präjudizierung als in jedem Fall negativ wird also generell ausgeschlossen. Die Moral erlebt die Enttäuschung ambivalent und entscheidet dann über eine Wertung.³⁸³ Dass Normen überhaupt in Form stabilisierter Verhaltenserwartungen die Ausgangsebene für die systemtheoretische Analyse bilden, hat dabei zunächst eine Begründung im nach Luhmann sehr begrenzten menschlichen Potential, aktuellbewusste Wahrnehmung und Informationsverarbeitung zu leisten. Die Herausarbeitung sozialer Übereinstimmungen nur auf der Basis der momentanen Aktualität verschiedener Bewusstseins-

³⁸¹ Vgl. LUHMANN, Niklas: Die Autopoiesis des Bewusstseins, in: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 6, 2. Aufl., Wiesbaden 2005, 55-108, 73 f.

³⁸² Vgl. BREITSAMETER, Christof: Identität und Moral in der modernen Gesellschaft. Sozialwissenschaften und theologische Ethik im interdisziplinären Gespräch, Paderborn: Schöningh 2003, 111.

³⁸³ Vgl. LUHMANN, Niklas: Die Autopoiesis des Bewusstseins, in: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 6, 2. Aufl., Wiesbaden 2005, 55-108, 75.

wäre damit ausgesprochen riskant, da die soziale Koordination der spontan-überzeugenden Improvisation überlassen bliebe. Ein höherer Grad an Verlässlichkeit innerhalb der Kommunikation ist gegenüber dieser sehr riskierten Form nur zu erreichen, indem der Erwartungshorizont des je aktuellen Erlebens einbezogen und das Verhalten über Erwartungen koordiniert wird: „Durch Stabilisierung von Verhaltenserwartungen lässt sich die Zahl der aufeinander abstimmbaren und damit die Zahl der überhaupt möglichen Handlungen immens steigern. Das ermöglicht Selektion aus einem größeren Repertoire von Möglichkeiten und steigert die adaptiven Fähigkeiten menschlicher Gesellschaften.“³⁸⁴ Die Verhaltensstabilisierung durch Erwartungen korreliert demnach mit gesellschaftlicher Entwicklung und Differenzierung. Luhmann spricht aber auch von den möglichen Risiken einer solchen sozial-evolutionären Errungenschaft: Hier nennt er sowohl Komplexität als auch Kontingenz als Risikomomente innerhalb der Erwartungsstruktur, beide stellen potentielle Überforderungen und damit Risiken für das Erwarten dar, ohne dass sie als solche strukturell behoben oder gänzlich eliminiert werden könnten: Erwartungen sind demnach komplex, insofern sie vielfältige Anschlussmöglichkeiten offerieren, und sie sind kontingent, insofern als sie immer auch anders möglich sind. Der Preis für die Möglichkeiten, die durch die Übernahme anderer Perspektiven durch *Alter* und *Ego* und deren Erwartungen ermöglicht werden, ist daher immer auch deren Unzuverlässigkeit und Intransparenz.³⁸⁵ Der einzig mögliche und der Kommunikation zuträgliche Weg im Umgang mit beiden Formen ist ihre Transformation in tragbare Verhaltenslasten, sie müssen, mit anderen Worten, vom Erwarten schlichtweg ausgehalten werden. Über verfestigte, bewährte Erwartungen, die gegenüber der Komplexität und Kontingenz der möglichen Erwartung bereits eine normative Schneise schlagen, indem sie eine verlässliche und erprobte Struktur nahelegen, scheint eine Überbrückung, wenn auch keine absolute Überwindung der Kontingenz und Komplexität möglich. Die Antizipation fremden Erwartens sowie das Reflexivwerden der eigenen Erwartungsstruktur³⁸⁶ kann als Problemlösungsstrategie verstanden werden, wenn aufgrund der Einfühlung in das fremde Erwarten Regeln abgeleitet werden können. Die erwartende Person sieht sich somit vor die funktionale Notwendigkeit gestellt, nicht nur fremdes Verhalten, sondern vor allem fremdes Erwarten zu erwarten. Unter den Bedingungen vermehrter gesellschaftlicher Komplexität tritt diese Neuerung profiliert heraus, dem Gegenüber wird also nicht mehr nur das erwartete Verhalten, sondern vor allem die passende Erwartungshaltung zugemutet, und Luhmann formuliert in Anschluss an Kant die soziologische Variante von dessen praktischer Philosophie: „Der andere soll sich nicht nur komplementär

³⁸⁴ LUHMANN, Niklas: Normen in soziologischer Perspektive, in: Soziale Welt 20 (1969), 28-48, 30.

³⁸⁵ Vgl. LUHMANN, Niklas: Normen in soziologischer Perspektive, in: Soziale Welt 20 (1969), 28-48, 31.

³⁸⁶ Vgl. LUHMANN, Niklas: Reflexive Mechanismen, in: Soziale Welt 17 (1966), 1-23.

verhalten, er soll auch komplementär erwarten.³⁸⁷ Die gelernte Möglichkeit, die Erwartungen des Gegenübers ansatzweise erkennen und richtig unterstellen, d. h. erwarten zu können, führt so zu einem komplexeren Bild der Umwelt und gestaltet das eigenen Handeln und Erwarten gleichzeitig enttäuschungsfreier.

Die Bedeutung dieser Leistung zeigt sich noch etwas schärfer, wenn über die Ebene der Erwartungserwartungen hinaus der höherstufige Bereich des Erwartens von Erwartungserwartungen betrachtet wird. Das gewohnt liebevoll-anachronistische Beispiel Luhmanns verdeutlicht, dass diese Form nur in der theoretischen Rekonstruktion bemüht wirkt: „So erwartet die Hausfrau, dass ihr Mann abends von ihr kaltes, nicht aber warmes Essen erwartet. Der Mann muss seinerseits diese Erwartungserwartung miterwarten können, weil ihm nur so klar werden kann, dass er mit einem unerwarteten Wunsch nach warmen Essen nicht nur Ungelegenheiten bereitet, sondern auch die Erwartungen seiner Frau in Bezug auf sein Erwarten durcheinanderbringt, was, wenn wiederholt betrieben, sehr weittragende Unsicherheiten zur Folge haben kann.“³⁸⁸ Luhmann verdeutlicht, dass die Integration von Erwartungen oder gar Erwartungserwartungen in die eigene Erwartungsstruktur letztlich eine Entpersonalisierung des Sollens erfordert, die vom faktischen Konsens absieht und diesen dennoch unterstellt. Das präskriptive Moment der Norm, das wir bereits als zentrales Charakteristikum bestimmt haben, wird anders als etwa das Wünschen oder Befehlen einer Person als anonymes und objektives Gebot erlebt und bildet ein unentbehrliches Requisite der Erwartungsintegration. Die Entpersonalisierung entlastet mit anderen Worten von der Notwendigkeit, die Architektur der faktischen Erwartungszusammenhänge jedes Mal erneut mit den damit durchaus auch verbundenen Irrtumsmöglichkeiten nachvollziehen zu müssen. Interessant ist aber auch, dass so gebildete Normen stets wieder unterlaufen werden können, wenn Erwartungen und Erwartungserwartungen zutreffend antizipiert werden und damit einen Ausgangspunkt für gemeinsames Verstehen und mögliche Normänderungen bilden. Wir werden auf diese Figur der Normänderung durch Befolgung zurückkommen, die aus Sicht der Systemtheorie deshalb möglich ist, weil die Geltung von Normen auf der Unmöglichkeit beruht, dieses Verständnismoment zu jedem Zeitpunkt und im Hinblick auf jede Erwartung faktisch zu bewirken.³⁸⁹

³⁸⁷ LUHMANN, Niklas: Normen in soziologischer Perspektive, in: *Soziale Welt* 20 (1969), 28-48, 34. Die umgekehrte Denkbewegung, die das Subjekt als am Gegenüber orientiert darstellt, hat Niederschlag in dem prominenten Interpretationsvorschlag von Gabriel Tarde gefunden, der zur Erklärung der gegenseitigen Verhaltensorientierung mimetische Grundbedürfnisse in Anspruch nimmt: „Schon das Wissen, dass eine große Zahl unserer Mitmenschen einer Meinung anhängt, macht uns geneigt, genauso zu urteilen wie sie.“ TARDE, Gabriel: *Die Gesetze der Nachahmung*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003 [1904], 6. Beide Ansätze zehren allerdings von der Einsicht, dass die Orientierung am Durchschnitt oder anderen Normalitätsfolien nicht als Reaktion auf normative Apelle, auf institutionellen Druck zurückgeht, sondern als Antwort auf die prekäre Lage des einzelnen Subjekts in der funktional-differenzierten Massengesellschaft darstellt, die ein überdurchschnittliches Bedürfnis nach Sicherheit hervorruft.

³⁸⁸ LUHMANN, Niklas: Normen in soziologischer Perspektive, in: *Soziale Welt* 20 (1969), 28-48, 32.

³⁸⁹ Vgl. ebd., 33 f.

Wenn systemtheoretisch also von Normen gesprochen wird, ist damit der Gedanke verbunden, dass auf der Steuerungsebene Erwartungen so gefestigt und aufrecht erhalten werden können, dass die erwartende Person Enttäuschungen gegenüber die zweifache Reaktionsmöglichkeit hat, nämlich angesichts der Enttäuschung zu lernen bzw. nicht zu lernen. Luhmann benennt diese Erwartungsstile in Anlehnung an eine Formulierung von Johan Galtung³⁹⁰ als *kognitiv* (lernend) und *normativ* (nicht lernend, enttäuschungsresistent). Funktional sind beide Erwartungshaltungen äquivalent, es fällt aber ins Auge, dass etwa die Psychologie gelegentlich die zweite Strategie, also das normative Erwarten, als pathologisch oder zumindest unterentwickelt einschätzt, dabei in der Regel nur an lernunwilliges Verhalten auf eigene Faust denkt, nicht auch an ein denkbares Verhalten, das sich dabei auf die herrschende Moral, das Recht oder bestimmte Institutionen bezieht. Diese Einschätzung zeigt für die Moralreflexion bereits die enorme Bedeutung der Tatsache, dass erst soziale Normen das Nichtlernen und damit das normative Erwarten in eine erfolgsträchtige und weniger risikobelastete Strategie umwandeln und entpathologisieren können.³⁹¹ Normen sind kontrafaktisch stabilisierte Verhaltens- und Erwartungserwartungen, die die Enttäuschung einkalkulieren, aber als irrelevant für die eigene Grundhaltung der Erwartung ausweisen. Es liegt auf der Hand, dass mit dieser normativen Erwartungshaltung eine starke Komplexitätsreduktion einhergeht, die Kontingenz weitgehend ausblendet. Kognitives Erwarten reduziert die Komplexität hingegen nur marginal und entwickelt sich, indem es sich bei Enttäuschungen an die neue Lage anpasst und das Erwarten entsprechend ausrichtet. Es ist daher typisch besonders für den Bereich der Wissenschaft, wo es als hypothetisch vorausgesetzt gilt um die Ergebnisoffenheit der Forschung zu institutionalisieren.³⁹² Die Entscheidung zwischen einem kognitiven und einem normativen Erwartungsstil wird dabei in die Erwartungsstruktur eingebaut, kann miterwartet oder auch offen kommuniziert werden. So weiß man im Voraus, ob die jeweilige Erwartung im Enttäuschungsfall modifiziert oder aufgegeben wird (kognitiv), oder ob sie kontrafaktisch stabil, d. h. auch im Enttäuschungsfall weiter aufrechterhalten bleibt (normativ). Auch die Erwartungshaltung kann dabei zum Objekt kognitiven oder normativen Erwartens werden, wenn das soziale System vom Einzelnen etwa in Bezug auf einen Sachverhalt erwartet, dass er kognitiv oder normativ erwartet. Das für uns spezifisch interessante normative Erwarten ist dabei insofern besonders risikobeladen, als eine Revision des Erwartens im Enttäuschungsfall und damit ein Angleich an die erfahrene Umwelt als spontan sinnvoll erscheint. Dass auf diese Korrektur des Wirklichkeitsbildes ebenso wie auf den anderen Typus der Erwartungshaltung verzichtet wird, macht das

³⁹⁰ Vgl. GALTUNG, Johan: Expectations and Interaction Processes, in: Inquiry 2 (1959), 213-234.

³⁹¹ Vgl. LUHMANN, Niklas: Normen in soziologischer Perspektive, in: Soziale Welt 20 (1969), 28-48, 35: „Das psychische System braucht bei kontrafaktischen Stabilisierungen soziale Deckung.“

³⁹² Vgl. LUHMANN, Niklas: Die Autopoiesis des Bewusstseins, in: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 6, 2. Aufl., Wiesbaden 2005, 55-108, bes. 73.

normative Erwartungen aus, ist aber in der Regel auf weitere spezifische Sicherungsmechanismen angewiesen. Während aus diesem Grund für den Bereich des normativen Erwartens die Betreuungsröle des Richters entstand, fehlt eine entsprechende Rolle für die kognitiven Erwartungen. Diese Tatsache spricht für eine natürliche Präferenz für einen normativen Erwartungsstil: „Erst wenn adaptive Lernprozesse unabhängig vom Enttäuschungsfall organisiert werden können, lassen sich kognitive Erwartungen in gleichem Maße wie normative Erwartungen durch eigens dafür ausdifferenzierte Rollen betreuen.“³⁹³ Dennoch ist auch die mögliche Institutionalisierung von Verhaltens- und Erwartungserwartungen nicht in der Lage, faktischen Konsens wesentlich auszuweiten, sondern hat lediglich die Möglichkeit, diesen unterstellten Konsens besser auszunutzen, ihn im Bedarfsfall auslösbar und damit auch erwartbar zu machen. Für institutionalisierte Erwartungen bedeutet dies ebenfalls, dass sie gar nicht einmal mit einem ausgesprochen offensichtlichen normativem Erwartungsstil einher gehen müssen. Dennoch gibt es auch Phänomene, bei denen nicht auf Sanktionen gesetzt werden muss, da ihre Wirkung zunächst auf den wahrgenommenen Alternativlosigkeit ihnen gegenüber beruht: Eine Position entgegen der institutionalisierten Erwartung einzunehmen, hat immer das Schwergewicht der hinter ihr vermuteten Mehrheit auszuhalten. Institutionalisierte Erwartungen verunmöglichen ihr Verletzten oder Enttäuschen nicht, sie machen es vielmehr unsichtbar gegenüber der übergroßen Mehrheit und Selbstverständlichkeit, die sie repräsentieren. Sie strukturieren die damit verbundenen Kommunikationschancen eindeutig zugunsten der Institution vor.

Wie passt nun die Normalität in die beschriebene Trennung von normativem und kognitivem Erwartens? Wenn wir eine typische Verwendungspragmatik betrachten, etwa die Aussage, dass Verhalten *x* normal sei, dann könnte Normalität als eine vermittelnde Semantik zwischen beiden Polen verstanden werden. Sie mag dann als eine Deutungs- und Verhaltenshilfe aufzufassen sein, die eine Erklärung (eine Begründung) für ein gegenüber der Erwartung enttäuschendes Verhalten bietet. Dass sie dabei Referenz auf das faktische Verhalten nimmt, rückt sie in die Nähe des kognitiven Erwartungsstils, der eine Revision der ursprünglichen Erwartung vorsehen würde. Gleichzeitig kann sie allerdings auch in der Nähe zum normativen Erwartungsstil gesehen werden, wenn die Erklärung zur Aufrechterhaltung der Erwartung verwendet wird. Der Hinweis auf die Normalität eines beobachteten Verhaltens erzeugt dann in gewissem Sinne eine virtuelle Konsensgemeinschaft bzw. macht diese abrufbar, und generiert auf diesem Weg Selbstverständlichkeiten, die zur Aufrechterhaltung einer Annahme berechtigen. Als so verstandene Deutungshilfe erweist sich die Normalitätssemantik als Element der Selbstdarstellung des normativen Erwartens, das nicht einfach gegenüber der erfahrenen Wirklichkeit als Fehler oder als peinliche Naivi-

³⁹³ LUHMANN, Niklas: Normen in soziologischer Perspektive, in: Soziale Welt 20 (1969), 28-48, 37.

tät abgetan werden darf, sondern auch als Enttäuschung in der Welt der Normativität noch einen Platz und Sinnverweis finden muss.

III.3.2 Notwendige Kontingenzen: Aporien der Normbefolgung

Und auf vorgeschriebnen Bahnen
Zieht die Menge durch die Flur;
Den entrollten Lügenfahnen
Folgen alle. - Schafsnatur!

(Johann Wolfgang von Goethe: Faust II, in: Ders.: Werke, Bd. 3, 11. Aufl., München: dtv 1981, 314.)

Nach dieser ersten formalen Bestimmung des Normbegriffs soll nun das Verhältnis von Norm und Normbefolgung betrachtet werden. Um klären zu können, ob und wie die Befolgung einer Norm theoretisch rekonstruierbar und praktisch möglich ist, beziehen wir uns zunächst auf die Frage, welche Relevanz der Faktizität bei der Befolgung einer Norm zukommt. Wenn Normalität, wie die Ergebnisse der vorhergehenden Kapitel es nahelegen, wesentlich durch ihren Bezug zur Faktizität bestimmt wird und immer erst auf der Grundlage einer im Vorfeld erhobenen Daten- oder Faktenlage ausgemacht werden kann³⁹⁴, die ihr vorausgeht und der gegenüber sie sich überhaupt erst als ‚normal‘ auszeichnen kann, und Normen auf der anderen Seite seit der Neuzeit dem Verbot des naturalistischen Fehlschlusses unterliegen³⁹⁵, scheint diese Relationierung angemessen und notwendig, um die Kontrastierung zwischen Norm und Normalität vornehmen zu können.

Vorausgesetzt sei dabei zunächst der Zwischenschritt, den Kant mit dem Ausschluss empirischer Gründe bei der Willensbestimmung vornimmt. Kant betont klar, dass die Essenz einer mit der natural-teleologischen Ausrichtung brechenden Ethik formal bestimmt werden muss, dass also keine empirischen oder naturgesetzlichen Bestimmungsgründe in die allgemeinen Prinzipien

³⁹⁴ Vgl. PARR, Rolf: Nichts, oder vom (lustvollen) Verschwinden in der Normalität, in: BILSTEIN, Johannes, WINZEN, Matthias (Hgg.): Big nothing. Die jenseitigen Ebenbilder des Menschen, Köln: König-Verlag 2001, 232-246, 238 ff.

³⁹⁵ Vgl. ENGELHARDT, Dietrich von, GLATZEL, Johann, HOLDEREGGER, Adrian: Abweichung und Norm, in: BÖCKLE, Franz, KAUFMANN, Franz-Xaver, RAHNER, Karl und WELTE, Bernhard (Hgg.): Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, Bd. 16, Freiburg – Basel – Wien: Herder 1982, 5-58, 8.

der praktischen Vernunft einfließen dürfen.³⁹⁶ Um dem Anspruch einer reinen Moralphilosophie gerecht zu werden, abstrahiert Kant zugunsten der reinen Verbindlichkeit als Grund des Moralischen von empirischen Gründen, die zwar eine praktische Regel, nie aber ein moralisches Gesetz anleiten können: „Hier aber ist vom objektiv-praktischen Gesetze die Rede, mithin von dem Verhältnisse eines Willens zu sich selbst, so fern er sich bloß durch Vernunft bestimmt, da denn alles, was aufs Empirische Beziehung hat, von selbst wegfällt; weil, wenn die Vernunft für sich allein das Verhalten bestimmt [...], sie dieses notwendig a priori tun muss“.³⁹⁷ Die apriorischen Gesetze der Moral finden ihren Bestimmungsgrund allein im guten Willen, der nicht durch das, was er bewirkt, d. h. nicht durch seine Zweckmäßigkeit und Tauglichkeit zu einem bestimmten Ziel, sondern allein durch die Qualität des Wollens als ‚gut‘ ausgezeichnet werden kann: „Wenn gleich durch eine besondere Ungunst des Schicksals, oder durch kärgliche Ausstattung einer stiefmütterlichen Natur, es diesem Willen gänzlich an Vermögen fehlte, seine Absicht durchzusetzen; wenn bei seiner größten Bestrebung dennoch nichts von ihm ausgerichtet würde, und nur der gute Wille [...] übrig bliebe: so würde er wie ein Juwel doch für sich selbst glänzen, als etwas, das seinen vollen Wert in sich selbst hat.“³⁹⁸ So markiert Kant mit der Pflicht als dem Bestimmungsgrund sittlicher Handlungen auch, dass der moralische Wert nicht in der Absicht, sondern vielmehr in der Verallgemeinerbarkeit der Handlungsmaxime einer Handlung liegt. Auch mit dieser Aussage, die durch den Ausschluss der Absicht als Moralkriterium erneut von empirischen Phänomenen abstrahiert, macht Kant deutlich, dass allein die Verallgemeinerbarkeit des Prinzips des Wollens, d. h. der Maxime, unabhängig von den erhofften Zwecke der Handlung, die Moralität ausmacht: „Eine Handlung aus Pflicht hat ihren moralischen Wert nicht in der Absicht, welche dadurch erreicht werden soll, sondern in der Maxime, nach der sie beschlossen wird.“³⁹⁹ Unter den Begriff der Pflicht fasst „Kant die Notwendigkeit einer Handlung aus Achtung fürs Gesetz“⁴⁰⁰. Diese Vorstellung des moralischen Gesetzes und seiner Unbedingtheit, wie sie im Pflichtbegriff repräsentiert ist, macht Kant zufolge das sittlich Gute aus. Dass Kant sich auf die Prüfung der Maximen konzentriert, erlaubt die Differenzierung zwischen *pflichtgemäßen Handlungen* einerseits und *Handlungen aus Pflicht*. Während Kant nur den Handlungen aus Pflicht, die also jenseits aller empirisch bestehenden Normen bloß in Ansehung des moralischen Gesetzes erfolgen, wirkliche Moralität bescheinigt, erwecken pflichtgemäße Handlungen nur den Anschein moralischer Maximen als ihrem Beweggrund, während sie in Wahrheit in der bloßen Befolgung faktisch

³⁹⁶ In der GMS nennt Kant dazu lediglich die Anthropologie als empirischen Teilbereich der Ethik. Vgl. KANT, Immanuel: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, in: Ders.: Werke, Bd. 7, hg. von WEISCHEDER, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000 [1786], BA VI, 12.

³⁹⁷ Ebd., BA 63, 59.

³⁹⁸ Ebd., BA 3, 19.

³⁹⁹ Ebd., BA 14, 26.

⁴⁰⁰ Ebd.

gesetzter Regeln bestehen und so zwar dem Kriterium der Legalität, nicht aber der Moralität entsprechen. Auch ein zufälliges Übereinstimmen mit dem Sittengesetz kann demnach keinen moralischen Wert haben. Eine Person, die sich beispielsweise gegen die Todesstrafe ausspricht, allein aus dem Grund, dass eine ihr nahestehende Person betroffen wäre, sie die Todesstrafe aber ansonsten nicht ablehnen würde, zeugt damit nicht von einer moralischen Gesinnung im Kantischen Sinne, anders als eine Person, die dagegen votieren würde, obwohl der Straftäter sie selbst mit seiner Tat getroffen hätte. Kant räumt ein, dass die Ausrichtung auf die Moral, wenn sie als ein Erfahrungsphänomen behandelt wird, zu Problemen führt, da es sich als schwierig erweist, von der Gesinnung, aus reiner Pflicht zu handeln, sichere Beispiele anführen zu können. Auch wenn manches dem, was die Pflicht gebietet, gemäß erscheint, bleibt es dennoch zweifelhaft und unklar, ob es damit auch aus Pflicht passiert: „In der Tat ist es schlechterdings unmöglich, durch Erfahrung einen einzigen Fall mit völliger Gewissheit auszumachen, da die Maxime einer sonst pflichtmäßigen Handlung lediglich auf moralischen Gründen und auf der Vorstellung seiner Pflicht beruhet habe. Denn es ist zwar bisweilen der Fall, dass wir bei der schärfsten Selbstprüfung gar nichts antreffen, was außer dem moralischen Grunde der Pflicht mächtig genug hätte sein können, uns zu dieser oder jener guten Handlung und so großer Aufopferung zu bewegen; es kann aber daraus gar nicht mit Sicherheit geschlossen werden, daß wirklich gar kein geheimer Antrieb der Selbstliebe, unter der *bloßen* Vorspiegelung jener Idee, die eigentliche bestimmende Ursache des Willens gewesen sei, dafür wir denn gerne uns mit einem uns fälschlich angemäßen edlern Bewegungsgrunde schmeicheln, in der Tat aber selbst durch die angestrengteste Prüfung hinter die geheimen Triebfedern niemals völlig kommen können, weil, wenn vom moralischen Werte die Rede ist, es nicht auf die Handlungen ankommt, die man sieht, sondern auf jene innere Prinzipien derselben, die man nicht sieht.“⁴⁰¹

Für Kant ist es der Universalismus des Sittengesetzes, der in Form des Verallgemeinerungsprinzips des kategorischen Imperativs eine Absehung von empirischen Bestimmungen notwendig voraussetzt. Schließlich müsse ein Gesetz mit so weitgehender Bedeutung, dass Kant es gerade nicht nur für Menschen, sondern für alle vernünftigen Wesen voraussetzt, von den kontingenten Bedingungen menschlicher Existenz unabhängig sein und apriori gelten. Empirische Prinzipien entfallen also auch deswegen als Begründungen für moralische Gesetze, weil sie die dafür notwendige Allgemeinheit und unbedingte praktische Notwendigkeit nicht aufbringen können und auf den besonderen Einrichtungen der menschlichen Natur und zufälligen Bedingungen beru-

⁴⁰¹ Ebd., BA 26, 34. Kant macht keinen Hehl daraus, dass er lediglich „aus Menschenliebe“ bereit ist, die Motivation der meisten Handlungen in der Pflicht zu suchen, bei genauerem Hinsehen, so bemerkt er pessimistisch, stoße man jedoch allenthalben auf „das liebe Selbst“ als dem eigentlichen Ursprung dieser Handlungen. Auch erwägt er die theoretische Möglichkeit, dass es rein empirisch noch niemals Handlungen aus Pflicht gegeben haben mag, ohne dass eine solche Feststellung den grundsätzlichen Anspruch der praktischen Vernunft tangieren könnte. Vgl. ebd., BA 28, 35.

hen.⁴⁰² Ein solcher Bezug des moralischen Gesetzes auf empirische Phänomene würde dann auch die Autonomie des Willens unmöglich und zu einer bloß heteronomen Bestimmung machen.⁴⁰³ Damit entfällt auch die Möglichkeit, Sittlichkeit aus Beispielen ableiten zu wollen, da jedes Beispiel zuvor nach den Prinzipien der Moralität beurteilt werden muss, um als „ursprüngliches Beispiel“ zu dienen: „Nachahmung findet im Sittlichen gar nicht statt, und Beispiele dienen nur zur Aufmunterung, d. i. sie setzen die Tunlichkeit dessen, was das Gesetz gebietet, außer Zweifel, sie machen das, was die praktische Regel allgemeiner ausdrückt [...].“⁴⁰⁴ Alle sittlichen Begriffe haben Kant zufolge also ihren Sitz apriori in der Vernunft: „Denn die reine und mit keinem fremden Zusatze von empirischen Anreizen vermischte Vorstellung der Pflicht, und überhaupt des sittlichen Gesetzes, hat auf das menschliche Herz durch den Weg der Vernunft allein [...] einen so viel mächtigeren Einfluß, als alle andere Triebfedern, die man aus dem empirischen Felde aufbieten mag, daß sie im Bewusstsein ihrer Würde die letzteren verachtet, und nach und nach ihr Meister werden kann [...].“⁴⁰⁵ Diese reine praktische Vernunft schließt praktische Prinzipien, die ein Materialobjekt als Bestimmungsgrund des Willens voraussetzen, etwa die subjektive Glückseligkeit, Lust und Unlust⁴⁰⁶, die als solche empirischer Natur sind, kategorisch als Grundlage für praktische Gesetze aus⁴⁰⁷, sie gründen allein auf der Empfänglichkeit des Subjekts für die Empfindung der Annehmlichkeit, die es von der Wirkung des Gegenstandes oder der Handlung erwartet. Wenn also Maximen als praktische Gesetze gedacht werden sollen, so kann es sich Kant zufolge nur um solche Prinzipien handeln, die nicht der Materie, sondern nur der Form nach den Bestimmungsgrund des Willens enthalten.⁴⁰⁸

Wenn nun also mit Kant eine Handlung als Anwendung einer als Gesetz verstandenen Norm verstanden wird, dann ist darunter bei der Befolgung einer Norm ein doppeltes Anwendungsverfahren zu verstehen: Es muss geklärt werden, was die Norm für die Situation, und was die Situation für die Norm bedeutet. Es bedarf mit anderen Worten bei der Befolgung einer Norm immer

⁴⁰² Vgl. KANT, Immanuel: Kritik der praktischen Vernunft, in: Ders.: Werke, Bd. 7, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000 [1788], A 54, 140, vgl. auch KANT, Immanuel: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, in: Ders.: Werke, Bd. 7, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000 [1786], BA 29, 36 und BA 90, 76.

⁴⁰³ Vgl. ebd., BA 94, 79.

⁴⁰⁴ Ebd., BA 30, 36.

⁴⁰⁵ Ebd., BA 34, 39.

⁴⁰⁶ Vgl. auch KANT, Immanuel: Kritik der praktischen Vernunft, in: Ders.: Werke, Bd. 7, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000 [1788], A 46, 133: „Glücklich zu sein, ist notwendig das Verlangen jedes vernünftigen aber endlichen Wesens, und also ein unvermeidlicher Bestimmungsgrund seines Begehungsvermögens. [...] Aber eben darum, weil dieser materiale Bestimmungsgrund von dem Subjekte bloß empirisch erkannt werden kann, ist es unmöglich, diese Aufgabe als ein Gesetz zu betrachten, weil dieses als objektiv in allen Fällen und für alle vernünftigen Wesen eben denselben Bestimmungsgrund des Willens enthalten müßte.“

⁴⁰⁷ Vgl. KANT, Immanuel: Kritik der praktischen Vernunft, in: Ders.: Werke, Bd. 7, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000 [1788], A 38, 127.

⁴⁰⁸ Vgl. KANT, Immanuel: Kritik der praktischen Vernunft, in: Ders.: Werke, Bd. 7, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000 [1788], A 41, 129.

auch einer „constructive interpretation“⁴⁰⁹, die der Interpretationsaufgabe zugleich etwas Schöpferisches gegenüber einem stumpfen Befolgen verleiht. Dieser Gedanke, den Kant in der *Kritik der Urteilkraft* ausdrückt, dass also keine Norm ihre eigenen Anwendungsbedingungen normieren kann und deswegen notwendig ein Moment der Offenheit und Kontingenz mit sich führt, wird heute allgemein mit Wittgenstein in Verbindung gebracht. Aber auch Hegel hat bereits in der Logik der Modalität eine Skizze des Verhältnisses von Notwendigkeit und Zufall entworfen, die die Zufälligkeit als ein Element der Notwendigkeit erscheinen lässt; das Kontingente hat hier sein Recht nur in Relation zum Absoluten und keine Möglichkeit, der Vereinnahmung durch die Notwendigkeit zu entkommen.⁴¹⁰ Dass sich also die Formen gesellschaftlicher Praxis niemals endgültig durch Regelkomplexe normieren lassen, davon zeugt Wittgensteins Aussage, dass das „‘der Regel folgen‘ eine Praxis“⁴¹¹ sei. Das im Hinblick auf die Normbefolgung empirisch-kontingente Moment liegt demnach nicht in der Normfindung, wie Kant es für die Willensbestimmung ausgedrückt hat, sondern in seinen Anwendungsbedingungen, insofern die Praxis die Norm immer wieder überschreitet.⁴¹² Die Figur der Normbefolgung kann dann zum einen als Wiederholung aufgefasst werden. Zum anderen muss sie aber immer auch als differenz erzeugend anerkannt werden, gerade weil das empirische Situationsmoment einer jeden Handlung es unmöglich macht, von einer völligen Identität oder Gleichförmigkeit zu sprechen. Besonders Kierkegaard und Gilles Deleuze in dessen Gefolge haben diesen Gedanken der Differenz mit Nachdruck vertreten, vor allem aber durch Jacques Derrida hat sich die Frage der Normbefolgung zu jenem Schwerpunkt auf der Differenz von Wiederholung und Verschiebung bzw. Veränderung verfestigt. Gerade mit Blick auf die vermeintliche Regelmäßigkeit und Wiederholungsstrukturen des sozialen Lebens kommt dieser Einsicht in die paradoxe Struktur der Regelbefolgung eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu: „Die Struktur der Iteration [...] impliziert *gleichzeitig* Identität und Differenz. Die ‚reinsten‘ Iteration – aber sie ist niemals rein – bringt in sich selbst die Abweichung [écart] einer Differenz mit sich, die sie als Iteration konstruiert.“⁴¹³ Jede Anwendung und Befolgung einer Norm gilt dann sowohl dem situativen, einzigartigen Fall als auch der Aufrechterhaltung der Norm selbst. Mit Blick auf diese Arbeit wird besonders die Frage von Interesse sein, wann etwa auch eine abweichende Handlung noch im Dienst der Aufrechterhaltung der Norm stehen kann, wann es, mit anderen Worten, normal wäre, ein abweichendes Verhalten zu

⁴⁰⁹ Vgl. GÜNTHER, Klaus: Der Sinn für Angemessenheit. Anwendungsdiskurse in Moral und Recht, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988.

⁴¹⁰ Vgl. HEGEL, Georg Wilhelm Friedrich: Wissenschaft der Logik, in: Ders.: Werke, Bd. 5, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1969 [1812], 206. Vgl. auch GABRIEL, Markus: Notwendigkeit oder Kontingenz? Der modale Status des logischen Raums bei Hegel und Schelling, in: Deutsches Jahrbuch Philosophie 3 (2012), 178-193.

⁴¹¹ WITTGENSTEIN, Ludwig: Philosophische Untersuchungen, Werkausgabe Bd. 1, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1984, § 202, 225-577.

⁴¹² Vgl. ORTMANN, Günther: Regel und Ausnahme. Paradoxien sozialer Ordnung, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 35, 46 f.

⁴¹³ DERRIDA, Jacques: Limited Inc., Wien: Passagen-Verlag 2001, 89.

zeigen. Dass der Begriff der Wiederholung trotz der *différance* bei der Normanwendung erhalten bleiben muss, ergibt sich dennoch aus der einfachen Überlegung, dass sein Wegfall jede Möglichkeit verbauen würde, zwischen Abweichung und Befolgung zu unterscheiden. Dass die Wiederholung, das Befolgen gegenüber der zu befolgenden Norm niemals rein, sondern immer durch die selbst konstituierte Differenz aufgeteilt erscheint, betont deren gegenseitige Abhängigkeit: „Wiederholung ist auf Differenz konstitutiv angewiesen. Wiederholung konstituiert Differenz, Differenz konstituiert Wiederholung.“⁴¹⁴ Sie erklärt aber auch ein Phänomen, das besonders für die Relation von Norm und Abweichung wesentlich ist, dass nämlich paradoxerweise eine allzu starre Anwendung von Normen, die sich allein an der Legalität der Handlung orientiert und kontextuelle Bedingungen vernachlässigt, in vielen Fällen zu einer Unterminierung des Normen- und Wiederholungscharakters führt, da sie die permanente Veränderung der Situationsfaktoren wie die Notwendigkeit der interpretierenden Normanwendung ignoriert. Im Begriff der Normalität, der Abweichungen wie Befolgungen als normal oder anormal charakterisieren kann und sich insofern auf eine jeweils vorgegebene Norm bezieht, scheint sich diese Situation widerzuspiegeln, da sie die Notwendigkeit verarbeitet, dass eine Normtheorie sowohl die funktionale Notwendigkeit von Normen zur Handlungs- und Erwartungskoordination zu begründen hat und gleichzeitig in der Lage sein muss, Regelverletzungen sicher nicht grundsätzlich, aber potentiell auch im Sinne ihrer Innovation verarbeiten zu können. Dazu scheint ein semantischer Apparat notwendig zu werden, der je nach Kontext eine Handlung als normal oder anormal auszeichnet und in diesem Sinne Aufschluss über das Gelingen der Norminterpretation gibt. Dass Normalität in der Moderne daher wenn auch kein Substitut, so doch eine funktionale Ergänzung zur klassischen Norm darstellt, leuchtet vor diesem Hintergrund ebenfalls ein: Wenn alle auf Dauer und Stabilität ausgelegten Mittel zur Erwartungs- und Verhaltensorientierung letztlich an den Temporalstrukturen⁴¹⁵ der flexiblen modernen Gesellschaft immer ein reaktives Moment der Wiederholung anhaftet, schafft gerade die Normalität dem gegenüber kompensatorische Abhilfe, da sie den Temposteigerungen der sozialen Operationen eher gerecht zu werden scheint als eine starre Norm.

Die bisherigen Überlegungen haben verdeutlicht, dass Normen, verstanden als Konkretionen des ethischen Anspruchs, dann eine Befolgungspflicht konstituieren, wenn die zwei Geltungsebenen der Legalität und der Legitimität nicht in Widerspruch zueinander stehen. Nun bleibt zu fragen, wie neben dieser Befolgungspflicht auch eine Gestaltungspflicht gegenüber Normen verstanden werden kann, und warum sie sich gerade aus dem Gedanken der *différance*, des konstitui-

⁴¹⁴ ORTMANN, Günther: Regel und Ausnahme. Paradoxien sozialer Ordnung, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 50.

⁴¹⁵ Vgl. LUHMANN, Niklas: Die Zukunft kann nicht beginnen: Temporalstrukturen der modernen Gesellschaft, in: SLOTERDIJK, Peter (Hg.): Vor der Jahrtausendwende: Bericht zur Lage der Zukunft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990, 119-150. Vgl. ebenfalls ELLRICH, Lutz: Normativität und Normalität, in: BARTZ, Christina, KRAUSE, Marcus (Hgg.): Spektakel der Normalisierung, München: Fink 2007, 26-51, bes. 36-39.

ven und notwendigen Ungenügens einer Norm ergibt. Dazu haben wir bereits auf den Wiederholungscharakter normativer Erwägungen verwiesen und gezeigt, dass eine Norm nie als reine, kontextlose Wiederholung verstanden werden kann. Gerade eine solche Reduktion kann auch eine umgekehrte Wirkung zeitigen und die eigentliche Norm durch eine bloße Befolgungstreue konterkarieren. Eine auf einhundertprozentige Erwartungssicherheit versessene Reproduktion verliert die Züge der Lebendigkeit und verfällt in erstarrte Monotonie.⁴¹⁶ Diese Einsicht liegt nah an Luhmanns Erkenntnis, dass ein auf die Spitze getriebenes normatives Erwarten mit teilweise nicht mehr zu leistenden Komplexitätsreduktionen und Wahrnehmungsbeschränkungen auskommen muss. Auch der höherstufige Ausweg, die Anwendungsbedingungen der Norm innerhalb der Norm selbst klären zu können, führt nicht (allzu viel) weiter. Kant hat diese Schwierigkeit einer Metaregel, die noch die Ausnahme in die Norm selbst einzuschließen versucht, in aller Schärfe erkannt: „[...] Denn zu dem Verstandesbegriff, welcher die Regel enthält, muss ein Actus der Urteilskraft hinzukommen, wodurch der Praktiker unterscheidet, ob etwas der Fall der Regel sei oder nicht; und da für die Urteilskraft nicht immer wiederum Regeln gegeben werden können, wonach sie sich in der Subsumption zu richten habe (weil das ins Unendliche gehen würde), so kann es Theoretiker geben, die in ihrem Leben nicht praktisch werden können, weil es ihnen an Urteilskraft fehlt.“⁴¹⁷ Aus systemtheoretischer Perspektive ergäbe sich aus dem vermeintlichen Ausweg, die Ausnahme über Ausnahmeregelungen einzufangen, letztlich die Erkenntnis, dass auf diese Weise das normative Erwarten dermaßen diffundiert und seine starke Komplexitätsreduktion durch das Anfügen von Ausnahmeregelungen einbüßt, so dass es letztlich nicht mehr vom kognitiven Erwarten zu unterscheiden wäre.

So bleibt immer ein Moment der Gestaltung, der Anwendungserwägung bestehen, ohne das die Norm ihre Aufgabe verlieren würde, und die Vernunft menschlichen Handelns bleibt nur durch die Gehorsamsverantwortung unter Auslassung der Gestaltungsverantwortung unterbestimmt. Die generalisierende Struktur der Norm, die zugleich auch eine effektive kommunikative Errungenschaft darstellt, bedarf dort, wo sie die Sachlage und den jeweiligen Kontext nicht passgenau zu treffen vermag, immer auch einer Auslegungs- und Anwendungsrationalität.⁴¹⁸ Der griechische Begriff der *Epikie* bezeichnet nach Aristoteles eben jene durch Applikation greifende

⁴¹⁶ Vgl. KIERKEGAARD, Sören: Die Wiederholung, Hamburg: Meiner 2000, 46.

⁴¹⁷ KANT, Immanuel: Über den Gemeinspruch, das mag für die Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis, in: Ders.: Werke, Bd. 6, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1964 [1793], 127. Diese Denkfigur wird bei Luhmann mit der Formulierung des re-entry aufgegriffen: Gemeint ist der Wiedereintritt einer Unterscheidung in eine Seite der Unterscheidung selbst. Demnach muss es paradox erscheinen, auf Seiten der Regel die Ausnahme normieren zu wollen. Jenseits einer solchen Normierungsbemühung schafft die Norm dennoch einen konstitutiven und notwendigen Freiraum für die Abweichung: „Normen geben immer noch die Möglichkeit der Abweichung frei, ja sind geradezu kognitive Voraussetzungen für die Entscheidung zur Abweichung.“ LUHMANN, Niklas: Kausalität im Süden, in: Soziale Systeme 1 (1995), 7-28, hier 17 f.

⁴¹⁸ Vgl. KORFF, Wilhelm: Art. Normen II, in: MÜLLER, Gerhard, BALZ, Horst (Hgg.): TRE 24 (1994), 628-637, hier: 633.

Form der Angemessenheit, die die Kluft zwischen generalisierender Norm und den Anwendungsbedingungen überbrücken kann. Der sich so ausdrückende Gedanke des Ringens um das Gerechte, das in jeder Anwendungssituation zum Tragen kommt, ist jedem am bloßen Buchstaben ausgerichteten Verhalten überzuordnen⁴¹⁹ und bildet nach Thomas eine „höhere Regel menschlicher Akte“⁴²⁰. Die Gestaltungsverantwortung gegenüber Normen, die die Rahmenbedingungen unserer Handlungen als Produkt rationaler Überlegungen begreift⁴²¹, ist damit auch eine Anwendungsverantwortung, die aber nicht auf die Beliebigkeit individueller Interpretationen oder Gewissensstandpunkte abzielen darf, sondern die Kritik an unzureichenden Normen in Prozesse der Regeländerung einfließen lassen muss. Gerade auch die theologische Ethik sieht und kennt die Notwendigkeit allgemein verbindlicher sittlicher Normen, weiß aber auch um die Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit des Individuums und der individuellen Situation, und damit um die konstitutive Spannung, die zwischen allgemeinen Sollensforderungen und der konkreten individuellen Verwirklichungsmöglichkeit besteht. Ein Kernbereich moraltheologischer Arbeit besteht demnach in der Vermittlung zwischen dem generellen normativen Anspruch und dem von immer individuellen, besonderen Umständen bedingten Bereich des Subjekts und verdankt sich der Einsicht, dass moralische Sittlichkeit nur im Vollzug des Lebens selbst sinnvoll realisiert werden kann.⁴²² Die auf den ersten Blick lediglich sekundäre Anwendung vollendet die Konstitution der Norm also erst vollständig.

Normen werden fortwährend angetastet, hinsichtlich ihrer Grenzen ausgetestet und systematisch verletzt. Damit gibt es nicht nur gute oder schlechte Handlungen gegenüber einer vorgegebenen Norm, vielmehr eröffnet der Gedanke auch die Kontingenz der Norm selbst, die ebenfalls als gut oder schlecht, auch im Hinblick auf ihre Anwendung, kritisiert und korrigiert werden kann. Damit erscheint auch die bislang sehr grob vorgetragene Unterscheidung der Vorgängigkeit der Normativität gegenüber der Nachträglichkeit der Normalität in einem neuen Licht: Zwar folgen Akteure Normen, aber auch die Normen folgen angesichts der bisherigen Beobachtungen in gewissem Maße den Akteuren und eröffnen so einen hermeneutischen Zirkel der Gehorsams- und Gestaltungsverantwortung. Auch für die Regelabweichung gilt eine solche Nachträglichkeit, da im Vorfeld nie eindeutig ersichtlich ist⁴²³, ob eine Ordnung durch eine Abweichung gefährdet

⁴¹⁹ Vgl. ARISTOTELES: *Nikomachische Ethik*, übers. und hg. von WOLF, Ursula, 3. Aufl., Hamburg: Rowohlt 2011, 1137b, 24.

⁴²⁰ THOMAS VON AQUIN: *Summa Theologiae*, in: BUSA, Roberto (Hg.): *Sancti Thomae Aquinatis Opera Omnia*, Bd. 2, Stuttgart – Bad Cannstatt: Frommann 1980, II-II, 120, q. 2.

⁴²¹ Vgl. HONNETH, Axel, SEEL, Martin: *Einleitung*, in: Dies (Hgg.)/ MCDOWELL, John: *Wert und Wirklichkeit. Aufsätze zur Moralphilosophie*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2002, 21.

⁴²² Vgl. ENGELHARDT, Dietrich von, GLATZEL, Johann, HOLDEREGGER, Adrian: *Abweichung und Norm*, in: BÖCKLE, Franz, KAUFMANN, Franz-Xaver, RAHNER, Karl und WELTE, Bernhard (Hgg.): *Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft*, Bd. 16, Freiburg – Basel – Wien: Herder 1982, 5-58, 44 f.

⁴²³ Vgl. ORTMANN, Günther: *Regel und Ausnahme. Paradoxien sozialer Ordnung*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 75.

ist oder gerade gegenteilig durch sie aufrechterhalten, erneut ins Spiel gebracht und innovativen Normsetzungsprozessen unterworfen wird.

Nach diesen Beobachtungen zur Kontingenz von Normen bzw. zum Zirkel von Normenbefolgung und Normgestaltung wollen wir den Bezug zur Normalität noch einmal präzisieren. Hier scheint insbesondere das Moment der Interpretation, das bei der Anwendung einer Norm auftritt, eine Schlüsselstellung innezuhaben. Gehen wir von folgenden Aussagen aus: „Dass X in der Form Y gehandelt hat, ist normal“, „Dass X nicht in der Form Y gehandelt hat, sondern davon abgewichen ist, ist normal“, oder generalisierender: „Die Befolgung bzw. die Abweichung von der Norm ist normal“. Wenn wir diese Aussagen mit dem zuvor benannten Begriffsinstrumentarium untersuchen, dann kann festgestellt werden, dass das Prädikat „normal“ sich sowohl auf die Orientierung an einer Norm als auch auf die wahrgenommene Abweichung beziehen und den jeweiligen Sachverhalt als „normal“ kommentieren kann. Gerade diese Kommentar- bzw. Interpretationsfunktion scheint für das Verständnis der Normalität innerhalb einer moralischen Aussage von großer Bedeutung. Die folgenden Überlegungen müssen demnach den Gedanken verfolgen, warum gerade der Begriff der Normalität geeignet erscheint, die strukturell notwendige Lücke innerhalb der Norm selbst, d. h. die Unmöglichkeit eines re-entry von Norm und Abweichung innerhalb der Norm, semantisch zu füllen (vgl. Kap. IV). Dieses Problem der Anwendung und Interpretation wird innerhalb der klassischen Moralthologie im Begriff des Gewissens verarbeitet. Thomas von Aquins wegweisender Entwurf des Gewissens differenziert dazu zwischen Habitus und Akt, um das natürliche Vermögen, zwischen Gut und Böse grundsätzlich zu unterscheiden (*synderesis*), von der konkreten Ausübung (*conscientia*) des Gewissens in Form eines Syllogismus der praktischen Vernunft zu trennen.⁴²⁴ Damit ist eine Semantik geschaffen, die die Abweichung kontrolliert zulässt, indem sie sie auf das schuldlos irrende Gewissen zurückführt, ohne gleichzeitig den Perfektionszustand der Welt in Frage stellen zu müssen. Innerhalb dieses Modells bleibt die Abweichung allerdings auf den Status eines Ärgernisses beschränkt, der zwar registriert, aber nicht weiter verfolgt wird – weder in Form von detaillierteren Erklärungen für die Abweichung noch in dem Sinne, dass das Verhalten als Anlass für eine Regelreform aufgefasst würde. Gegenüber der Regel kommt der Abweichung in diesem Modell mit anderen Worten immer nur ein sekundärer Status zu, da die Regel auch bei Abweichungen unberührt bleibt.

Zuvor soll noch einer Überlegung des Moralphilosophen Michael Walzer Rechnung getragen werden, der mit Blick auf die historische Entwicklung von Moralthologie und -philosophie drei Stufen, Normen zu „begründen“, unterscheidet: Der Entdeckung, der Erfindung und der Interpretation. Mit der *Entdeckung* als einem frühen Typus der Normen(be)gründung verbindet sich

⁴²⁴ Vgl. THOMAS VON AQUIN: *Summa Theologiae*, in: BUSA, Roberto (Hg.): *Sancti Thomae Aquinatis Opera Omnia*, Bd. 2, Stuttgart – Bad Cannstatt: Frommann 1980, I, q. 79.

ein metaphysisch-fundierter Normenrealismus: Als Teil des Guten existieren Normen, etwa innerhalb der Natur, und sind an der Wirklichkeit ablesbar. Sie müssen, so die teleologische Ethik, nur noch gefunden und erkannt werden. Eine entsprechend verfahrenende Ethik muss dann mit Entitäten auskommen, die sie in der Natur zu entdecken meint. Demgegenüber verzichtet die auf *Erfindung* abstellende Normenbegründung auf einen solchen ontologischen Referenzpunkt. Angesichts der divergierenden Meinungen darüber, wie das Gute material bestimmt werden kann, verlässt sich die erfindende Ethik auf den formalen Aspekt im Sinne einer methodologischen Anleitung, welcher Form Normen entsprechen müssen, um dann als gut charakterisiert werden zu können. Kants kategorischer Imperativ bildet die klassische Variante einer solcher Legitimationsvorstellung, aber auch John Rawls Theorie der Gerechtigkeit oder Jürgen Habermas' Rekonstruktion idealer kommunikativer Bedingungen eines herrschaftsfreien Diskurses erfüllen dieses Schema.⁴²⁵ Für die *Interpretation* als dem dritten Typus bei Walzer sind weder Erfindung noch Entdeckung für die Normenbegründung notwendig, sie setzt vielmehr voraus, dass wir über das notwendige „Handwerkszeug“ immer schon verfügen und die moralische Welt nicht erst entdecken müssen, da wir immer schon in ihr leben. Die Interpretation als Begründungsmodus verzichtet bewusst auf eine besondere Methodik, um eine in ihren Augen unzureichende und unterkomplexe Subjekt-Objekt-Trennung zu vermeiden. Im Aufgeben einer solchen Distanz zur moralischen Wirklichkeit⁴²⁶ besteht demnach der *modus operandi* einer modernen Normenbegründung.⁴²⁷ Er unterscheidet demnach zwischen einer Begründung ausgehend von einem theoretischen Standpunkt und einer aus dem Reservoir bestehender Überzeugungen schöpfenden Sichtweise. Pierre Bourdieu hat diese Unterscheidung in einem Bild festgehalten⁴²⁸, das sich auf eben diesen Unterschied zwischen Theorie und Praxis bezieht. Die Form der Erfindung von Normativität entspricht in diesem Bild einem Feldherren, der von seiner beobachtungstechnisch privilegierten Position auf einem Hügel steht, während die Personifizierung der Interpretation von Normativität dem Soldaten auf dem Kampffeld entspricht, der nicht anders kann, als von vornherein in die moralischen Fragen, die im Bildspender- wie im Bildempfängerbereich vielfach höchst polemogener und aggressiver Form sind, verstrickt zu sein. Wie der hochtheoretisch arbeitende Moralphilosoph weiß der Feldherr nur ausschnitthaft über die konkreten Bedingungen auf dem Kampfplatz Bescheid; ebenso wie etwa das habermas'sche Diskursmodell oftmals der

⁴²⁵ Vgl. RAWLS, John: Eine Theorie der Gerechtigkeit, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1979; HABERMAS, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns, 2. Bde., 8. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 2011 [1981].

⁴²⁶ Kritisch anzumerken bleibt, dass die hermeneutische Nähe des Subjekts und seine Eingebundenheit in alltägliche moralische Kommunikation kein (wie es sich hier andeutet, negatives) Urteil über die Notwendigkeit einer Ethik als Reflexionstheorie einer solchen Moral erlaubt. Vielmehr können beide Aspekte, reflexive Ethik und intuitiv-interpretative Moral, immer nur innerhalb dieses Zirkels gedacht werden.

⁴²⁷ Vgl. WALZER, Michael: Drei Wege der Moralphilosophie, in: Ders.: Kritik und Gemeinsinn, Frankfurt/M.: Fischer 1993.

⁴²⁸ Vgl. BOURDIEU, Pierre: Satz und Gegensatz. Über die Verantwortung des Intellektuellen, Frankfurt/M.: Fischer-Verlag 1993, 42 ff.

Kritik unterworfen wurde, eine Idealität zu postulieren, der *de facto* niemals nachzukommen sei, entsteht die Gefahr, dass die Theorie von der Praxis *ad absurdum* geführt wird. Es existieren allerdings auch Vorteile durch eine solch distanzierte Beobachtungsposition, etwa in Form des Überblicks, der Abstraktionsmöglichkeiten und allgemein der Sicht von einer Metaebene aus. Der interpretierende Ansatz ist hat dann den Vorteil, beide Strategien strukturell verbinden zu können: Er weiß einerseits nicht nur um die bestehenden Theoriestücke, sondern kann diese auch mit den faktischen Bedingungen und Interessenskalkülen der beteiligten Akteure verbinden. Auf diese Weise erhöhen sich die Implementierungs- und Realisierungschancen der jeweiligen Norm.⁴²⁹ Der interpretierende Ansatz verfügt so über eine stärkere Sensibilität gegenüber spezifischen Kontexten, kann diese aber gleichzeitig transparent darstellen und reflektieren.

III.3.3 Abweichungen oder Ausnahmen von Normen – was ist normal?

Das einzige gründliche Kennzeichen unserer Moral ist es,
dass sich ihre Gebote widersprechen.
Der moralischste von allen Sätzen ist der: die Ausnahme bestätigt die Regel!

(Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*, 16. Aufl., Hamburg: Rowohlt, 2002, 747.)

Betrachten wir im Folgenden zunächst die Unterscheidung von Abweichung und Ausnahme. Beide Begriffe wurden trotz ihrer noch zu benennenden Bedeutungsdifferenz mit dem Begriff der Normalität assoziiert und häufig als deren Gegenbegriff aufgefasst. Diese Konzepte, auf die im Anschluss zurückzukommen sein wird, sind zum einen Carl Schmitts Opposition von Ausnahmefall und Normalität, und zweitens verschiedene soziologische Entwürfe, die Normalität unter funktionalistischen Aspekten mit der Normabweichung in Verbindung setzen.

Zunächst ist es trotz aller auffindbaren begrifflichen Überschneidungen in verschiedensten Verwendungszusammenhängen wichtig, zwischen Abweichung und Ausnahme zu unterscheiden. Im Folgenden soll deswegen unter Begriff der Abweichung ein Konzept verstanden werden, bei dem die Norm vorrangig gegenüber der Abweichung betrachtet wird und trotz der Abweichung, die als Verstoß gegen die nach wie vor geltende Norm wahrgenommen wird, erhalten bleibt. Die

⁴²⁹ Vgl. AHRENS, Johannes, BEER, Raphael, BITTLINGMAYER, Uwe H., GERDES, Jürgen: Beschreiben und/oder Bewerten. Zur Einführung, in: AHRENS, Johannes (Hg.): *Normativität und sozialwissenschaftlichen Forschungsfeldern* (=Münsteraner Schriften zur Soziologie 1), Berlin – Münster: LIT-Verlag 2008, 9-74, bes. 15-22.

Abweichung bezieht sich damit auf das Verhältnis einer Norm zu ihrem Adressaten. Anders die Ausnahme: Sie regelt das Verhältnis einer Norm zu möglicherweise höherstufigen Normen bzw. auch zu sich selbst. Einmal als Ausnahme deklariert, kann auch eine Abweichung nicht mehr als zwangsläufig normverletzend betrachtet werden. Abweichungen können mit anderen Worten in Form von Ausnahmen erste Züge von Regelmäßigkeit gewinnen, allerdings können Ausnahmen dann nicht mehr als Abweichungen betrachtet und mit diesen gleichgesetzt werden, da sie durch die Aufnahme in das Normgeflecht diesen Status als Abweichung nicht mehr beanspruchen können.

Wie wir gesehen haben, können Ausnahmen niemals vollständig innerhalb der Norm geregelt werden⁴³⁰, sie verweisen daher zwangsläufig auf die bereits angesprochene Kontingenz der Norm und auf das die Norm umgebende Normengeflecht, das ggf. zur Interpretation und Kontextualisierung herangezogen werden muss. Parallel dazu ist auch Kierkegaards Ansatz zu sehen, der die Unterscheidung von Norm und Ausnahme in der Unterscheidung dessen vermutet, was sich wiederholt und was sich nicht wiederholt. Die Einheit der Unterscheidung wäre demnach die Beobachtung von Wiederholung und Nichtwiederholung.⁴³¹ Allerdings beantwortet auch der Rückgriff auf die Figur der Wiederholung noch nicht die Frage, wie wir angesichts des infiniten Regresses von Norm und Ausnahme bzw. Ausnahmeregel dennoch koordiniert handeln können. Während Luhmann noch auf die Möglichkeit verweist, den Umgang selbst mit dem Unerwarteten zu lernen, um so auch den nicht mehr normintern regelbaren Fällen noch einen letzten Rest von Regelförmigkeit abzugewinnen, tendiert eine andere, teilweise auch ökonomisch orientierte Richtung dahin, die Kontingenz innerhalb der Norm unberührt zu lassen und unter dem Schlagwort der „Entscheidung“ einem Reflexionsstopp zu unterwerfen⁴³². Die Entscheidungen, auf die wir dieser Argumentation zufolge aufgrund der Unzulänglichkeit der Normen selbst angewiesen sind, sind in keinem Verfahren auflösbar, ihre Rationalität verbleibt im Status einer persönlichen Setzung, die nichts desto trotz als Entscheidung eine ausgewiesene Autorität besitzt. Wir werden sehen, dass auch Carl Schmitt in dieser Form einer autoritären Entscheidung den Ausweg aus dem vermeintlichen Dilemma sucht.

Bleiben wir aber vorerst bei der Ausnahme. Moralisch relevant wird die Unterscheidung von Wiederholung und Nicht-Wiederholung dann, wenn eine Seite der Unterscheidung, etwa die Wiederholung, der Nicht-Wiederholung vorgezogen und die Nicht-Befolgung mit (mindestens) moralischer Missachtungskommunikation sanktioniert wird. Kant hat bemerkt, dass diese Norm

⁴³⁰ Dies bestätigen auch die Anhaltspunkte in der Etymologie der „Ausnahme“, im deutschen wie im Englischen: Die „Ausnahme“ und die „exception“ sind gemeinhin das, was nach „Außen“ gebracht wird. Vgl. NORRIS, Andrew: Sovereignty, Exception and Norm, in: *Journal of Law and Society* 34 (2007), 31-45, 32.

⁴³¹ Vgl. KIERKEGAARD, Sören: *Die Wiederholung*, Hamburg: Meiner 2000, 95.

⁴³² Vgl. GUTENBERG, Erich: *Grundlagen der Betriebswirtschaftslehre*, Bd. 1: *Die Produktion*, 24. Aufl., Berlin – Heidelberg – New York: Springer 1971, 250.

„streng“ in dem Sinne sein muss, dass die Norm selbst keine Ausnahmen zulassen darf. Um allerdings Ausnahmen (etwa für die Natur, für Gott) in einer methodisch kontrollierten Weise zulassen zu können, greift Kant auf die Unterscheidung von *universalitas* und *generalitas* zurück, mit denen er unterschiedliche Begriffe von jener Allgemeinheit markiert, von der eine Ausnahme gemacht werden soll.⁴³³ Während die *generalitas* Ausnahmen zulässt, gilt dies nicht für die *universalitas*. Als Unterscheidungskriterium nennt er die Ableitung aus der Erfahrung. Diese lässt allein eine „kümmerliche“ Form des Denkens der Allgemeinheit (*generalitas*) zu, während die „strenge Allgemeinheit“ (*universalitas*) frei von ihr bleiben muss.⁴³⁴ Während die empirisch-verfahrenen Naturwissenschaften in den meisten Fällen nicht ohne Ausnahmen auskommen und umso stolzer auf eine gefundene Regel verweisen können, gegen die man keine Ausnahme auffinden konnte, soll das Sittliche, wie wir bereits sahen, keinesfalls unter die Natur fallen.⁴³⁵ Es muss daher nicht auf *generalitas*, sondern ausschließlich auf *universalitas* gründen. Dies bedeutet: Von der *generalitas*, der sich die Naturwissenschaften beobachtend nähern, muss die *universalitas* zur Begründung des Sittlichen, absehen.⁴³⁶ Kant führt den Gedanken *ad absurdum*, dass Ausnahmen von den Normen der Sittlichkeit nur dann auffällig und ärgerlich sind, wenn sie durch andere passieren und mit Nachteilen für die eigene Person verbunden sind, während man sich selbst durchaus als Nutznießer einer Ausnahme vorstellen könnte. Kant verbindet mit einem solchen Denken nichts Geringeres als die Aufhebung der Allgemeinheit des sittlichen Gesetzes und damit ihre gesamte Vernichtung.⁴³⁷ Denn wenn Ethik mit dem Anspruch auftritt, für alle Menschen gleichermaßen zu gelten und das qua ihres Vernunftstatus, dann muss sie innerhalb dieser Vernunft begründbar sein. Das einzige so deduzierbare Prinzip wird demnach im Satz vom vermeidenden Widerspruch gesehen, mit dessen Hilfe Ethik rein formal und ohne materiale Vorstellungen begründet werden kann.⁴³⁸ Gerade auch aus dem zuvor bereits genannten Ausschluss empirischer Anhaltspunkte für sittliche Normen muss die *universalitas* des Sittengesetzes gegen alle abweichenden empirischen Fälle verteidigt werden. Würde bei sittlichen Grundsätzen auch nur die geringste Ausnahme erlaubt, so wird man Kant zufolge damit ihre „Allgemeinheit vernichten,

⁴³³ Vgl. KANT, Immanuel: Metaphysik der Sitten, in: Ders.: Werke, Bd. 8, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997 [1797], AA VI, 216.

⁴³⁴ Vgl. KANT, Immanuel: Kritik der reinen Vernunft, in: Ders.: Werke, Bd. 3, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974 [1787], B4.

⁴³⁵ Vgl. KANT, Immanuel: Geschichte und Naturbeschreibung der merkwürdigsten Vorfälle des Erdbebens, welches an dem Ende des 1755sten Jahres einen großen Theil der Erde erschüttert hat, in: Ders.: Werke, Bd. 1, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1996 [1756], AA I, 460 f.

⁴³⁶ Vgl. STEGMAIER, Werner: Mit Ausnahmen umgehen: Zur Praxis der ethischen Orientierung. Eine Skizze, in: DIERKSMEIER, Claus (Hg.): Die Ausnahme denken. Festschrift zum 60. Geburtstag von Klaus-Michael Kodalle in zwei Bänden, Bd. 1, Würzburg: Königshausen & Neumann 2003, 127-142, 128.

⁴³⁷ Vgl. KANT, Immanuel: Kritik der praktischen Vernunft, in: Ders.: Werke, Bd. 7, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000 [1788], AA V, 28.

⁴³⁸ Vgl. SIMON, Josef: Der einzelne Fall in Ethik und Recht. Anmerkungen zu Kants Moralphilosophie, in: DIERKSMEIER, Claus (Hg.): Die Ausnahme denken. Festschrift zum 60. Geburtstag von Klaus-Michael Kodalle in zwei Bänden, Bd. 1, Würzburg: Königshausen & Neumann 2003, 117-126, 117.

derentwegen allein sie den Namen der Grundsätze führen⁴³⁹. Diese für Kant nur als „Idee des Äußerst-Bösen“⁴⁴⁰ fassbare Möglichkeit, mit dem Gesetz als solchem zu brechen und in einen unaufhebbaren Widerspruch mit der eigenen Vernunft zu geraten, indem man als empirisches Wesen, als *homo phaenomenon*, eine Ausnahme von einem Gesetz beansprucht, dessen Urheber man als *homo noumenon*, als Vernunftwesen, doch selbst ist, legt den Gedanken nahe, dass die gänzliche Ablehnung der Ausnahme im Feld des Sittlichen innerhalb der Kantischen Moralphilosophie selbstverständlich sein sollte. Dennoch gesteht Kant ein, dass es innerhalb der menschlichen Lebenspraxis sinnvoll sein kann, der Ausnahme einen gewissen Raum nicht zu verweigern, denn „wenn das Gesetz nur die Maxime der Handlungen, nicht die Handlungen selbst gebieten kann, so ist es ein Zeichen, dass es der Befolgung (Observanz) einen Spielraum (*latitudo*) für die freie Willkür überlasse, d. i. nicht bestimmt angeben zu können, wie und wie viel durch die Handlung zu dem Zweck, der zugleich Pflicht ist, gewirkt werden soll.“⁴⁴¹ Kants *Kritik der praktischen Vernunft* macht das Argument stark, dass die sittliche Tugend nur in der Praxis verwirklicht wird, sodass man es bei der Befolgung der Gesetze jeweils mit besonderen (Ausnahme-)Situationen zu tun hat. Die Frage nach der richtigen Regelbefolgung stellt sich unter diesem Aspekt als Frage der Zeit und der Klugheit. So lässt auch die Kategorientafel der praktischen Vernunft „praktische Regeln der Ausnahme“⁴⁴² zu. Diese Regeln zu formulieren, ist jedoch, so Kant, „schwer und erfordert Weltkenntniß“: Was „wahren, dauerhaften Vorteil bringe, ist allemal, wenn dieser auf das ganze Dasein erstreckt werden soll, in undurchdringliches Dunkel eingehüllt und erfordert viel Klugheit, um die praktische darauf gestimmte Regel durch geschickte Ausnahmen auch nur auf erträgliche Art den Zwecken des Lebens anzupassen.“⁴⁴³ Anders als die Befolgung der moralischen Gesetze ist jene „Weltkenntnis und -klugheit nicht von jedem Einzelnen erwartbar. So darf um der moralischen Gesetze willen, deren Befolgung von jedermann gefordert werden muss, auch für die Weltklugheit keine Ausnahme gemacht werden – es sei denn, sie kann wiederum „praktische Regeln der Ausnahme“ formulieren. Danach sind Ausnahmen insoweit berechtigt, wie sie selbst zu Regeln werden. In diesem Sinne formuliert Kant die bereits angesprochene Gestaltungsverantwortung für Normen vor dem Hintergrund der Norm-Abweichungs-Dichotomie erneut. Die Norm-Abweichungs-Logik und die ihr inhärente Kontingenz führen das Ethische

⁴³⁹ KANT, Immanuel: Über ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen, in: Ders.: Werke, Bd. 8, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997 [1797], AA VIII, 427 ff.

⁴⁴⁰ KANT, Immanuel: Metaphysik der Sitten, in: Ders.: Werke, Bd. 8, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997 [1797], AA VI, 321.

⁴⁴¹ ebd., 390.

⁴⁴² KANT, Immanuel: Kritik der praktischen Vernunft, in: Ders.: Werke, Bd. 7, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000 [1788], AA V 66.

⁴⁴³ ebd.

nicht zu einer Beliebigkeitslogik (oder einer intransparenten Entscheidungsvariante wie bei Schmitt), sondern fordern Verantwortung für diese Entscheidung⁴⁴⁴.

Wenn wir der Frage, wie eine ethische Ausnahmeregelung gestaltbar sein könnte, weiter nachgehen, ist auch die Kantische Unterscheidung zwischen Ethik und Recht von Interesse. Sie erklärt, warum Schwierigkeiten auf dem ethischen Gebiet erscheinen, wenn Ausnahmen von einer Norm festgelegt werden sollen, und verweist die Ausnahme eher noch in den Bereich des Rechts. Als Institution soll das Recht bei Kant gewährleisten, dass die „Willkür des einen mit der Willkür des anderen nach einem allgemeinen Gesetze der Freiheit zusammen vereinigt werden kann.“⁴⁴⁵ Anders als die Ethik, die allein die Maximen der Handlung normiert, ist das Recht als *synthesis a priori* in der Lage, Gesetze der Handlungen aufzustellen und auch zu verteidigen, mithin also apriorische Freiheit und individuell-empirische Freiheits- und Entscheidungsspielräume zu synthetisieren. Der Empirie-Bezug des Rechts besteht also keinesfalls darin, die empirische Wirklichkeit einfach abzubilden, vielmehr spannt das Recht erst den Horizont auf, innerhalb dessen eine äußere, empirische Handlung unter den Kategorien von Recht und Unrecht ansprechbar wird.

Weil eine allgemein gültige Ethik auf der anderen Seite nur die Maximen, nicht aber die konkreten Handlungen betreffen kann, unterscheidet sie sich bereits vom Recht nach Art der jeweiligen Gesetzgebung: Die Ethik folgt der inneren Gesetzgebung reiner praktischer Vernunft, das Recht der äußeren positiven Gesetzgebung. Das Recht ist damit keine staatlich verordnete Ethik, was auch daran ersichtlich wird, dass sich rechtliche Fragen gegenüber denen der Ethik durch ihre zeitliche Strukturierung unterscheiden: Ethische Fragen stellen sich in Form der Maximenprüfung vor dem Fall, rechtliche Fragen ergeben sich nach dem konkreten Fall: „In ethischer Hinsicht weiß der Mensch vor dem Fall, d. h. aus reiner Vernunft aufgrund einer rein formalen Prüfung, was gut und böse ist. Das Recht fragt dagegen nach der Tat, ob durch sie ein allgemeines Rechtsgesetz verletzt worden ist, das vom Gesetzgeber als zweckmäßig dafür angesehen wurde, die Freiheit eines jeden mit der eines jeden anderen zusammenbestehen zu lassen.“⁴⁴⁶ Das Recht wird erst nach der geschehenen Tat tätig und subsumiert sie durch die Urteilskraft der Richter unter das geltende Recht. Dazu kann es nötig werden, das Recht zu seiner eigenen Bewahrung unter dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit immer wieder zu rejustieren; die Ethik bleibt jenseits dieser Erfahrungsbezogenheit unveränderlich. Während sie also ihrer Formalität

⁴⁴⁴ Vgl. DERRIDA, Jacques: Gesetzeskraft. Der «mystische» Grund der Autorität, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991, 49-53: Der Begriff der Verantwortung entparadoxiert damit die Unlösbarkeit der Unterscheidung von Norm und Befolgung.

⁴⁴⁵ KANT, Immanuel: Metaphysik der Sitten, in: Ders.: Werke, Bd. 8, hg. von WEISCHEDER, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997 [1797], VI, 230.

⁴⁴⁶ SIMON, Josef: Der einzelne Fall in Ethik und Recht. Anmerkungen zu Kants Moralphilosophie, in: DIERKSMEIER, Claus (Hg.): Die Ausnahme denken. Festschrift zum 60. Geburtstag von Klaus-Michael Kodalle in zwei Bänden, Bd. 1, Würzburg: Königshausen & Neumann 2003, 117-126, 119.

nach konstant und erfahrungsunabhängig bleibt, können und müssen sich die subjektiven Handlungsmaximen in ihrer konkreten Form mit der Zeit ändern. Auf diese Weise formuliert Kant eine einsichtige Relationierung zwischen transzendentalen Vernunftrecht und positivem Recht. Da wir Kant zufolge aber nie eindeutig sicher sein können, ob tatsächlich auch nach diesen Maximen gehandelt wird und der Pflichtbegriff damit immer Gefahr läuft, zu einem leeren Begriff zu werden, haben die veränderlichen Rechtssätze die Aufgabe, die Freiheit der Willkür des Einen mit der eines jeden Anderen zusammen bestehen zu lassen.⁴⁴⁷ Dass Kant die Freiheit als oberstes Prinzip des Rechts benennt (anders als etwa Gustav Radbruch in seiner Formel vom Recht als „Wille zur Gerechtigkeit“), erklärt sich aus der Überlegung, dass jede andere Ableitung von Voraussetzungen geprägt ist, die nur mit dem Bezug auf die Freiheit umgangen werden können. Setzt man etwa die Gerechtigkeit als Grundprinzip des Rechts, bliebe die Frage, woher der in ihr enthaltene Gedanke der Gleichheit stammt. Rein empirisch ist es auszuschließen, dass es jemals zwei identische Fälle, Handlungen oder Rechtssubjekte gibt. Die Gleichheit ist damit keine empirische Aussage und führt zu der Frage, wie diese Gleichheitsidee dennoch mit dem Recht vereinbart werden kann. Kants Lösung besteht in der Annahme, den Grund in der nicht-empirischen Eigenschaft der Rechtssubjekte, frei zu sein, zu sehen; jenseits aller materialen Bestimmungen ist die Freiheit gewissermaßen der einzige gemeinsame formale Nenner der Subjekte. Elementarer als die Gerechtigkeit ist für das Recht damit das Prinzip der Freiheit. Obwohl diese nun den überempirischen Grund des Rechts darstellt, bleibt das Recht seinem Inhalt nach doch wesentlich durch seine Vermittlungsaufgabe zwischen dem Apriori der Freiheitsbestimmung der Vernunftwesen und den jeweils kontingenten Bedingungen ihrer Koexistenz bestimmt.

Plastischer wird diese Unterscheidung auch für die Bedeutung der Ausnahme durch das oft zitierte Lügen-Beispiel aus Kants Schrift „Über ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen“. Innerhalb einer ethischen Betrachtung folgt aus der bloßen Tatsache, dass die Lüge einer anderen Person schaden könnte, noch keine moralische Disqualifizierung, ihr kommt es allein auf die Maxime als Ausdruck der Gesinnung an. Die moralische Verwerflichkeit einer Handlung wie etwa der Lüge bezieht sich immer nur auf die eigene Person, da die Absichten anderer Personen wenn überhaupt so nur unzureichend beurteilt werden können. Die utilitaristische Nutzen-Schadens-Kalkulation hat in Kants rein formal verfahrenender und von der Empirie abstrahierender Ethik keinen Platz, da die Beurteilung der Schädlichkeit im Vorfeld zum einen unsicher und zum anderen immer nur von einem konkreten empirischen Standpunkt aus möglich ist. Bereits die Zusätze „vermeintes Recht“ und „aus Menschenliebe“ im Titel der Schrift machen darauf aufmerksam, dass durch den hier nahegelegten Bezug von Mensch zu Mensch ein Rechtsbeispiel angesprochen ist. Die Kantische Antwort fällt dann negativ aus: Bereits ethisch, d. h. auf dem

⁴⁴⁷ Vgl. ebd., 125.

Feld der Maximen, sind Lügen nicht vertretbar, auch wenn damit kein Schaden verbunden wird. Als allgemeines Gesetz ist die Lüge nicht denkbar und scheidet deswegen aus. Rechtlich ist Lügen dagegen nur dann nicht statthaft, wenn es die Rechte einer anderen Person verletzt. Darüber hinaus schadet die Lüge der Rechtsinstitution selbst, da sie die Wahrhaftigkeit als Basis aller vertraglichen Übereinkünfte zunichtemacht.⁴⁴⁸ Dennoch räumt Kant ein, dass eine Lüge, die gewissermaßen aus Menschenliebe erfolgt, zwar nicht rechtlich legitim ist, aber doch sanktionsfrei behandelt werden sollte.⁴⁴⁹

Mit der Ausbalancierung von Ethik und Recht trägt Kant dem Gedanken Rechnung, dass ethische Normen in ihrer allgemeingültigen apriorischen Form das Zusammenleben der Menschen allein nicht gewährleisten können.⁴⁵⁰ Sie müssen durch Rechtsnormen flankiert werden, die wiederum mit dem Manko auszukommen haben, faktisch nicht zu jeder Zeit und an jedem Ort Rechtsbrüche aufdecken und sanktionieren zu können. Aus diesem Grund gesellt Kant der Ethik und dem Recht mit der Liebe ein drittes Element hinzu. Diese erscheint als notwendige Ergänzung zur Ethik: Denn wenn es „nicht bloß auf Pflichtvorstellung, sondern auch auf Pflichtbefolgung ankommt [und] man nach dem subjectiven Grunde der Handlungen fragt, aus welchem [...] am ersten zu erwarten ist, was der Mensch thun werde, nicht bloß nach objectiven, was er thun soll, so ist doch die Liebe, als freie Aufnahme des Willens eines Andern unter seine Maximen, ein unentbehrliches Ergänzungsstück der Unvollkommenheit der menschlichen Natur (zu dem, was die Vernunft durchs Gesetz vorschreibt, genöthigt werden zu müssen): denn was Einer nicht gern thut, das thut er so kärglich, auch wohl mit sophistischen Ausflüchten vom Gebot der Pflicht, dass auf diese als Triebfeder ohne den Beitritt jener nicht sehr viel zu rechnen sein möchte.“⁴⁵¹ Es ist klar, dass ethisch begründete Handlungen sich nicht nur auf das Feld der Maximen beschränken können, sondern auch sichtbaren Recht- und Regelcharakter annehmen müssen. Da diese allein äußerlich binden, sind sie allein allerdings nicht ausreichend, und eine Identifizierung von Moral mit Recht macht genau auf diesen Kurzschluss aufmerksam, den es in der modernen Ethik zu vermeiden gilt: Ihr geht es nicht mehr darum, „nur“ moralkonform zu handeln, vielmehr ist sie mit dem Anspruch verbunden, dass das Subjekt über das Tun des Richtigen auch das Wollen des Richtigen leisten muss. Diese Staffelung und der gegenseitige Verweischarakter von Ethik, Recht und Liebe erlaubt es Kant auch (entgegen dem oft erhobenen Vorwurf des Rigo-

⁴⁴⁸ Vgl. KANT, Immanuel: Über ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen, in: Ders.: Werke, Bd. 8, hg. von WEISCHEDER, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997 [1797], VII, 426.

⁴⁴⁹ Vgl. ebd., VI, 235 f.

⁴⁵⁰ Vgl. dazu DELEKAT, Friedrich: Das Verhältnis von Sitte und Recht in Kants Metaphysik der Sitten, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 12 (1958), 9-86.

⁴⁵¹ KANT, Immanuel: Das Ende aller Dinge, in: Ders.: Werke, Bd. 11, hg. von WEISCHEDER, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1977 [1794], VIII, 337 f.

rismus⁴⁵², der nur entstehen kann, wenn Begründungs- und Anwendungsebene und damit Maximen mit Handlungen verwechselt werden⁴⁵³), das Prinzip, wonach das strengste Recht das größte Unrecht sei, beizubehalten. Es behält seine Gültigkeit, sofern das Wohl des Menschen allein vom Recht abhängig gemacht wird; Kant thematisiert so eine dem Recht inhärente und nicht mit bloßen Rechtsmitteln zu ändernde Unrechtssituation und eröffnet der Ethik einen nie abschließbaren Spielraum, innerhalb dessen sie zusammen mit dem Recht die Verantwortung für die Ausgestaltung von Handlungsregeln übernimmt.⁴⁵⁴ Die „notwendige Kontingenz“, die wir bereits im vorherigen Kapitel für den Normbegriff festgestellt haben, lässt sich nun auch bei Kants Unterscheidung von Recht und Ethik erkennen, insofern sich beide nur in indirekter Weise auf die eigentliche Tat beziehen: Während die Ethik Maximen prüft, wird das Recht erst nach der Tat aktiv und kann ggf. mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln eingreifen. In ihrer Mitte eröffnet sich mit der Handlung ein Spielraum, der weder von Kants theoretischer Rekonstruktion der Ethik noch des Rechts eingefangen werden kann. Die Handlung selbst erscheint als die eigentliche Ausnahme, die zwischen der ethischen Maximenprüfung vor der Handlung und der nachträglichen rechtlichen Bewertung anzusiedeln ist. Diese Rede von der Handlung als der eigentlichen Ausnahme scheint insbesondere für moderne Kontexte sinnvoll zu sein. Diese zeichnen sich durch extreme Dynamiken, beständig wechselnde Umwelten und hohe Ansprüche an die Flexibilität der Subjekte aus. Die Kantische Einordnung der Handlung als der eigentlichen Ausnahme macht deutlich, dass die kaum kalkulierbaren und kaum eindeutig rekonstruierbaren Situationsfaktoren in modernen Zusammenhängen letztlich jede Handlung als einzigartig und damit als Ausnahme denkbar werden lassen.

Versuchen wir außerdem, neben der Ausnahme auch die Abweichung von einer Norm ethisch einzuordnen und den Bezug zur Normalität zu klären. Es ist augenfällig, dass innerhalb der modernen Tradition zumeist dem abweichenden Verhalten ein größeres Maß an Aufmerksamkeit etwa in Form von Handlungserklärungen gewidmet wurde und das konforme Verhalten demgegenüber weniger problematisiert wurde – für die antike Tradition kann das genaue Gegenteil behauptet werden. Diese vereinfachenden Betrachtungen müssen allerdings vermieden werden. Wir hatten bereits auf Luhmanns Umschreibung der Abweichung als Erwartungsenttäuschung verwiesen, gegenüber der die Moral immer ambivalent und zwar in Form weiterer Unterscheidungen reagiert. Aus dieser Beobachtungsasymmetrie ergibt sich eine Nähe zur Normalität: Ebenso wie

⁴⁵² So etwa Benjamin Constants Einwand, kein Mensch habe ein Recht auf Wahrheit, die anderen schade. Vgl. CONSTANT DE REBEQUE, Benjamin: Über politische Reaktion, in: Ders., Werke in vier Bänden, hg. v. BLAESCHKE, Axel, GALL, Lothar, Bd. 3: Politische Schriften, Berlin 1972, 119-202.

⁴⁵³ Vgl. ESSER, Andrea Marlen: Eine Ethik für Endliche. Kants Tugendlehre in der Gegenwart, Stuttgart: Frommann-Holzboog Verlag 2004, 258-264.

⁴⁵⁴ Vgl. KANT, Immanuel: Metaphysik der Sitten, in: Ders.: Werke, Bd. 8, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997 [1797], VI, 235.

die Abweichung augenfälliger als das konforme Handeln ist, ist auch unsere Einschätzung von dem, was wir als normal einstufen, intuitiv greifbarer als das, was wir als nicht mehr normal oder als anormal bezeichnen. Auch hier gibt es also eine Asymmetrie innerhalb der Leitunterscheidung normal – anormal, die für den Fall der Normalität meist latent bleibt, für den Fall der Anormalität meist in dem Sinne sichtbar wird, dass sie über die Feststellung von Abweichungen zur Sprache kommt.

Um die Bedeutung der Abweichung von einer Norm zu verstehen, müssen wir noch eine Überlegung vorschalten, die auf die vorherigen Bestimmungen des Normcharakters zurückgreift. Die Überlegung setzt an bei der Intuition, dass eine Idealnorm gewissermaßen über ihre nicht vorhandenen Abweichungen, also einen vollständigen Geltungs- und Wirkungsgrad gedacht werden könnte. Diese Vorstellung muss aus einem wichtigen Grund hinterfragt werden. Wir haben Normen verstanden als Regeln mit Sollenscharakter und damit zugleich die Freiheit benannt, die beim Normadressaten zwangsläufig vorausgesetzt werden muss. Wäre diese Freiheit nicht gegeben, wäre das Verhältnis von moralischem Subjekt und Norm gleichzusetzen mit dem von physikalischem Objekt und Naturgesetz. Normen müssen mit anderen Worten verletzt werden können, um überhaupt Geltung als Norm beanspruchen zu können.⁴⁵⁵

Neben dieser notwendig zu denkenden Möglichkeit zur Abweichung entsteht die Schwierigkeit, eindeutig operationalisierbare Aussagen über die Abweichung zu treffen. Für die Erklärung dieser Problematik verweisen Engelhardt, Glatzel und Holderegger auf die Tatsache, dass es sich bei der Abweichung und Norm immer um Relationsbegriffe handelt, die nur vor dem Hintergrund eines spezifischen Kontextes, der jeweiligen Interaktionszusammenhänge und den unterstellten und im Hintergrund präsenten Werten definierbar bleibt.⁴⁵⁶ Werden diese Bezüge bei der Beurteilung missachtet, wirkt die bloße Dichotomie von Erfüllung und Abweichung ausgesprochen unterkomplex.⁴⁵⁷ Wir werden sehen, dass diese Tatsache und die Möglichkeit, Abweichungen (bzw. auch die Erfüllung) von Normen als ‚(a-)normal‘ deklarieren zu können, direkt miteinander korrelieren und funktional aufeinander verweisen. Die Aufweis einer Abweichung als

⁴⁵⁵ Vgl. ORTMANN, Günther: *Regel und Ausnahme. Paradoxien sozialer Ordnung*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 250 f.

⁴⁵⁶ Vgl. ENGELHARDT, Dietrich von, GLATZEL, Johann, HOLDEREGGER, Adrian: *Abweichung und Norm*, in: BÖCKLE, Franz, KAUFMANN, Franz-Xaver, RAHNER, Karl und WELTE, Bernhard (Hgg.): *Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft*, Bd. 16, Freiburg – Basel – Wien: Herder 1982, 5-58, 39 f. Vgl. auch POPITZ, Heinrich: *Soziale Normen*, hg. von POHLMANN, Friedrich, EBBACH, Wolfgang, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 185 ff.

⁴⁵⁷ Erving Goffman hat diese Einsicht für sein Normalitätskonzept mit Hinweis auf sog. Rahmungen verarbeitet, die Sinnsphären markieren, innerhalb deren Normalität vorkommen kann. Wie sehr Normalität dann von intersubjektiven Übereinkommen und Konventionen abhängt, zeigt Goffmans Beispiel von einem Handelsvertreter, der innerhalb einer Rahmung, in diesem Fall dem Demonstrationszweck bei einem Kunden, Schmutz auf den Boden streut, um ihn anschließend mit einem Staubsauger wieder aufzunehmen. Vgl. GOFFMAN, Erving: *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1977, 79. Außerhalb dieser Rahmung würde die Handlung als das Gegenteil von Normalität erscheinen.

„normal“ hat vor diesem Hintergrund immer auch die Funktion einer Selbstbeschreibung eines Normgeflechts, dem sie anstelle der Konfrontationsstellung von Erfüllung und Abweichung vielmehr die Form eines graduellen Kontinuums zwischen den Polen von Erfüllung und Abweichung verleiht. Hinzu kommt, dass die Entscheidung über die Ansiedlung einer Handlung innerhalb dieses Spektrums nicht im Auge eines anonymisierten Betrachters liegt, sondern vor allem auch als individuelle Leistung erscheint. Das Individuum, das sich selbst innerhalb des Normgeflechts und der sozialen Systembezüge befindet, hat dabei nicht nur die ständige Integration von normativen Erwartungen und Erwartungserwartungen zu bewältigen, sondern entscheidet auch über die biografie- und umständebedingten Kontexte und über deren Relevanz für die Zuschreibung.

Eine weitere Option, die Abweichungen zu markieren, verläuft – nachträglich – über die Feststellung von Sanktionen als Reaktion auf Abweichungen. Die verschiedenen denkbaren Formen der Sanktion auf eine Abweichung, von der Missachtkommunikation, z. B. moralischer Empörung bis hin zu rechtlichen Strafen haben dann eine Indikatorfunktion für eine erfolgte Normabweichung. Eine solche Sanktionstheorie, die sich häufig dem Verdacht ausgeliefert sieht, die Sphäre des Normativen auf die bloße Faktizität von Bestrafungsmechanismen zu reduzieren⁴⁵⁸, muss gleichwohl eine Antwort auf die sich stellende Frage bieten, was im Falle einer moralisch gebotenen, faktisch aber nicht erfolgten Sanktion über die Gültigkeit der Norm ausgesagt wird. Mit anderen Worten: Verlieren nicht sanktionierbare Normen ihre Gültigkeit? Theodor Geiger und Weyma LübBE verweisen hinsichtlich dieser Frage auf einen probabilistischen Normgeltungsbegriff. Auch in dem Fall, in dem ein Täter straffrei und vielleicht unerkannt davon kommt, begibt sich der so normwidrig Handelnde doch in die Gefahr, sanktioniert zu werden; in der bloßen Chance auf die Sanktionswirkung liegt demzufolge die Wirklichkeit der Norm, die von der Abweichung unberührt und durch die Sanktion restituiert wird.⁴⁵⁹ Interessanter wird der Sanktionsmechanismus als Reaktion auf Abweichungen, wenn man ihn mit Mechanismen der Normalisierung in Verbindung bringt. So zeigt sich schnell, dass die vermeintliche Eindeutigkeit der Sank-

⁴⁵⁸ Vgl. dazu LUHMANN, Niklas: Normen in soziologischer Perspektive, in: Soziale Welt 20 (1969), 28-48, 39: „Erforderlich ist, dass die Reaktion das Festhalten der Erwartung darstellt. Es braucht sich nicht um Sanktionen gegen den Normbrecher zu handeln, erst recht nicht um Versuche, ihn zur Befolgung der Erwartung zu bewegen. Wollte man den Normbegriff auf sanktionierte Verhaltensweisen einschränken, so würde man ihn für die starken Naturen reservieren und überdies verkennen, dass das Durchhalten der Erwartung wichtiger ist als das Durchsetzen. [...] Techniken der Notifikation und Verbreitung des Enttäuschungsfalles, der Ausweitung zum Skandal und des Auskostens der sozialen Resonanz – wenn nicht der Norm, so doch des Skandals -, Techniken des Anmahns der Normerfüllung oder des taktvollen Annehmens von Entschuldigungen, Techniken der Selbstverstümmelung und des beharrlichen Leidens oder Techniken der Schadensvergrößerung und Schadensfreude – es gibt Möglichkeiten genug, der alten Norm den einer neuen Lage angepassten Ausdruck zu geben, so dass jeder eine ihm mögliche Strategie wählen kann.“

⁴⁵⁹ Vgl. GEIGER, Theodor: Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts, Neuwied – Berlin: Duncker & Humblot 1987, 71. Vgl. auch LÜBBE, Weyma: Der Normgeltungsbegriff als probabilistischer Begriff, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 44 (1990), 583-602, 587.

tionstheorie die Tendenz hat, eine gewisse Blindheit für die Grenzen der Leistungsfähigkeit negativer Sanktionen mit sich zu bringen, da übermäßige Strafsanktionen die soziale Ordnung dauerhaft gefährden können. Die Sanktionstheorie ist aus diesem Grund darauf angewiesen, neben ihrer Unterscheidung von Strafe und Straffreiheit auch eine Methodik dafür zu entwickeln, mit der sie die Grenze zwischen beiden Kategorien austarieren kann. Dass eine Sanktion als ‚normal‘ oder ‚anormal‘ bezeichnet wird, gibt einen ersten Hinweis auf eine solche Möglichkeit, die es der Sanktionstheorie erlaubt, die Funktionalität von Sanktionsmöglichkeiten von einer Beobachtung zweiter Ordnung her zu betrachten. Dies erscheint unumgänglich, da gerade die Sanktions- und Disziplinierungswirkung nicht uferlos auszudehnen ist, ohne Formen des sozialen Zusammenlebens zu zerstören.⁴⁶⁰ Diese Bewegung ist in zweifacher Hinsicht denkbar, sowohl in Form eines überregulierten Regimes im Sinne eines Überwachungsstaats, der die kleinste Abweichung mit Sanktionen überhäuft, oder auch durch eine der Sanktion selbst inhärente Abschwächung infolge einer zu häufigen Anwendung: So kann eine Strafe schnell ihr Gewicht und damit die gewünschte Intention verlieren, wenn sie uferlos ausgedehnt werden und die Sanktion sich so gewissermaßen einnormalisiert und den Kontrast zur gewohnten Konformität verliert. Kein soziales Normsystem kann demnach mit einer vollständigen Verhaltens- oder Abweichungskontrolle ausgestattet werden, da diese im Extremfall zu einer Ununterscheidbarkeit von Abweichung und Regelfall führen würde: „Werden allzu viele an den Pranger gestellt, verliert nicht nur der Pranger seinen Schrecken, sondern auch der Normbruch seinen Ausnahmecharakter.“⁴⁶¹ Christian Strub bringt die Sanktionstheorie darüber hinaus mit einem weiteren Phänomen der Normalität in Verbindung, indem er beschreibt, wie Sanktionen innerhalb eines vertrauten und routinisierten Alltags den Blick auf die vermeintlich unauffälligen Handlungen lenken und damit Selbstverständlichkeiten zerstören können.⁴⁶² Eine Sanktionstheorie muss Normen daher auch unter den Aspekt ihrer Kontingenz stellen und fordert in diesem Sinne zu einer Theorie normativer Selbstverständlichkeiten⁴⁶³ heraus bzw. stellt diese vielmehr in Frage, indem sie vermeintliche Selbstverständlichkeiten unter dem Aspekt ihrer Kontingenz betrachtet und diese so wiederum zum Thema moraltheologischer bzw. -philosophischer Diskussionen machen kann. So beschreibt Strub Normalität als internalisierte Normativität, die dem Individuum die komplexitätsreduzierende Leistung ab-

⁴⁶⁰ Vgl. POPITZ, Heinrich: Soziale Normen, hg. von POHLMANN, Friedrich, EßBACH, Wolfgang, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 159.

⁴⁶¹ Ebd., 171.

⁴⁶² Vgl. STRUB, Christian, Sanktionen des Selbst. Zur normativen Praxis sozialer Gruppen, Freiburg: Alber Verlag 2005.

⁴⁶³ Strub lehnt sich damit an das phänomenologische Lebenswelt-Konzept von Schütz an: „Unter alltäglicher Lebenswelt soll jener Wirklichkeitsbereich verstanden werden, den der wache und normale Erwachsene in der Einstellung des gesunden Menschenverstandes vorfindet. Mit schlicht gegeben bezeichnen wir alles, was wir als fraglos erleben, jeden Sachverhalt, der uns bis auf weiteres unproblematisch ist. [...] In der natürlichen Einstellung finde ich mich immer wieder in einer Welt, die für mich fraglos und selbstverständlich ‚wirklich‘ geworden ist.“ SCHÜTZ, Alfred, LUCKMANN, Thomas: Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1, 5. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994, 25.

nimmt, sich vor jeder Handlung erneut über dessen Zugehörigkeit zur normativen Praxis der Gruppe zu verständigen; das Fehlen einer solchen Selbstverständlichkeits-Normalität, die zur zweiten Natur geworden ist, würde ansonsten zu einer permanenten Überforderung durch die Komplexität der Umwelt führen. Mit dem Rückgriff auf das schon bei Aristoteles zu findende Konzept der „zweiten Natur“ verbindet Strub seine Vorstellung von Normalität damit mit einem mehrstufigen Modell, das zwischen erster und zweiter Natur differenziert. Die zweite Natur meint in diesem Zusammenhang eine internalisierte Handlungsrationaltät, die den Sachverhalt der ursprünglichen Motivationsebene der ersten Natur gleichsam vergessen macht. Die Selbstverständlichkeit der zweiten Natur hat Strub zufolge die Funktion eines Reflexionsstopps, der den Abbruch eines Begründungsdiskurses markiert, da die Akteure internalisierter Handlungen wesentlich darauf bauen, dass Handlungen nicht nur routiniert geschehen, sondern die Beteiligten bei der Frage nach einer möglichen Erklärung oder Begründung sogar die Antwort verweigern würden. Strub zieht daraus die noch zu hinterfragende Konsequenz, dass Mitglieder einer solchen sozialen Gemeinschaft nicht nur nicht mehr nach den Begründungen fragen, sondern es auch längst schon nicht mehr können, ohne damit gleichzeitig das Fundament ihrer normativen Praxis anzugreifen. In Anlehnung an Wittgensteins Formulierung, dass die Beteiligten sich deswegen nicht mehr auf Gründe einlassen, weil sie wissen, dass die Kette der Gründe irgendwann ein Ende findet⁴⁶⁴, scheint für Strub somit eine verheerende Beziehung zwischen Begründungsalgorithmus und sozialer Funktionalität zu bestehen, wobei letztere durch Sanktionen noch gefestigt werden kann; er räumt aber ein, dass eine Beschreibung normativer Praxis zu arm sei, wenn sie sich ausschließlich durch Selbstverständlichkeiten konstituiert begreift: Selbstverständlichkeit kann dann nur ein heuristischer Begriff sein, der das faktische Bestehen von Handlungsmustern (vor dem Hintergrund ihrer potentiellen Kritisierbarkeit) beschreibt.⁴⁶⁵

Ein weiterer Aspekt, der für die Sanktionstheorie einen blinden Fleck darstellt, liegt in der Frage, inwiefern abweichendes Verhalten funktional im Hinblick auf eine gelingende Sozialität sein kann. Es ist eindeutig, dass aufrechterhaltene Normen mit hohem Wirkungsgrad funktional für ein soziales System sind; schwierig ist allerdings die umgekehrte Annahme, dass normabweichendes Verhalten in jedem Fall dysfunktional ist; seine Dysfunktionalität scheint sich erst aus einem zu häufigen Auftreten, einem anormalen Maß also, zu ergeben.⁴⁶⁶ In eine Auflistung möglicher sozial verträglicher Devianzformen gehört auch der Hinweis darauf, dass abweichendes Verhalten als Indikator für eine im Wandel begriffene Normenänderung verstanden werden kann. Zu-

⁴⁶⁴ Vgl. WITTGENSTEIN, Ludwig: Philosophische Grammatik, Werkausgabe Bd. 4, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1984, 97.

⁴⁶⁵ Vgl. STRUB, Christian, Sanktionen des Selbst. Zur normativen Praxis sozialer Gruppen, Freiburg: Alber Verlag 2005, 12 f., 81.

⁴⁶⁶ Vgl. LAMNECK, Siegfried: Theorien abweichenden Verhaltens, Bd. 1: Klassische Ansätze, 8. überarb. Aufl., Paderborn – München: Fink 2007, 36 f.

nehmendes abweichendes Verhalten kann zur Überprüfung der bisherigen Verhaltenserwartungen drängen. Wenn sich das mit der Situation verbundene Problem wandelt, verliert die bislang bewährte Lösungsstrategie ihre Angemessenheit und muss modifiziert werden.⁴⁶⁷ Vornehmlich die Soziologie hat verschiedenste Deutungsmuster entwickelt, die die Dichotomie von Erfüllung und Abweichung in dieser deutlichen Trennschärfe in Frage stellen. Diese lösen jene Modelle ab, die deviantes Verhalten im Wesentlichen als pathologischen Effekt auf individueller Ebene anzusiedeln versuchten, etwa als Krankheit, als soziogenetische Bedingtheit oder biografiegeschichtliche Disposition. Mit neueren Ansätzen, abweichendes Verhalten zu interpretieren, werden sie von einer konstruktivistischen Lesart abgelöst, die Devianzkategorien den Status pragmatisch sinnvoller Konstrukte verleiht; sie verzichten dabei in der Regel auf den mit den früheren Modellen verbundenen Anspruch auf Wahrheit, der durch graduelle Schemata abgelöst wird.⁴⁶⁸ So geht die Anomie-Theorie Émile Durkheims zur Erklärung sozialer Abweichungen von der Beobachtung sozialer Desintegrationserscheinungen aus, die durch die Entwicklung sozialer Arbeitsteilung erklärt werden. Aus einem hohen Grad an sozialer Differenzierung ergeben sich demzufolge Tendenzen, die eine vormals stabile Solidarität aufzulösen. Abweichungen stellen dann die „sozial-pathologischen Auswirkungen der im Frühindustrialismus sich schnell entwickelnden menschlichen und sozialen Arbeitsteilung“⁴⁶⁹ dar und sind als solche im Kontext ihrer sozialen Genese für Durkheim als normal anzusehen; die Sozio-Logik der Abweichung besteht für ihn in der Betrachtung extremer Schwankungen der Häufigkeit, die er als ein Indiz für soziale Probleme auffasst. Als normale Abweichung kann deviantes Verhalten Durkheim zufolge durchaus integrierende Funktionen im Sinne eines "Faktor[s] der öffentlichen Gesundheit"⁴⁷⁰ besitzen. Gleichzeitig leitet Durkheim damit den Übergang von individuell psychologischen oder biologischen Erklärungsversuchen von Devianz zu soziologischen Mustern ein. Auch Goffmans Beobachtung, dass es deviante soziale Rollen gibt, die aufgrund ihrer Verbreitung dabei sind, normal zu werden, baut auf Durkheims Anomie-These auf; sein Begriff von normaler Devianz zielt auf jene theoretisch bestehenden Differenzen zwischen Normalität und Anormalität, die in der Praxis verschwimmen und in der Folge unsichtbar werden.⁴⁷¹ Robert K. Merton ergänzt das

⁴⁶⁷ Vgl. LAMNECK, Siegfried: Theorien abweichenden Verhaltens, Bd. 1: Klassische Ansätze, 8. überarb. Aufl., Paderborn – München: Fink 2007, 44 f., vgl. auch LOER, Thomas: Normen und Normalität, in: WILLEMS, Herbert (Hg.): Lehr(er)buch Soziologie. Für die pädagogischen und soziologischen Studiengänge, Bd. 1, Wiesbaden: VS-Verlag, 165-184, 178.

⁴⁶⁸ Vgl. KEUPP, Heiner: Normalität und Abweichung. Vortrag bei der 6. bundesweiten Fachtagung Erlebnispädagogik am 06.-08. September 2007 in Freiburg, 2, online verfügbar unter http://www.bsj-marburg.de/fileadmin/pdf_fachbeitraege/Normalitaet-Abweichung-Heiner_Keupp.pdf [zuletzt geprüft am 06.09.2010].

⁴⁶⁹ DURKHEIM, Emile: Die Regeln der soziologischen Methode, Neuwied: Luchterhand 1961, 156.

⁴⁷⁰ Vgl. ebd., 157.

⁴⁷¹ Vgl. GOFFMAN, Erving: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1967; vgl. auch BERGSTRESSER, Sara: Deviant roles, normal lives. Why every piazza needs its own 'madman', in: ERNST, Waltraud (Hg.): Histories of the normal and the abnormal. Social and cultural histories of norms and normativity, London: Routledge 2006, 262-281, bes. 262-267.

Durkheimsche Anomie-Konzept durch die Differenzierung von Anomie, die auf das Individuum bezogen ist (sog. Anomia), und der gesellschaftlichen Anomie, die er als Produkt des Auseinandertretens sozial-verbindlicher Ziele und legitimer Mittel versteht. Ziele stellen dabei die Wünsche und Erwartungen innerhalb einer Gesellschaft dar, während Mittel die normativ festgelegten Handlungen beschreiben, die innerhalb einer Gesellschaft als legitim gelten. Deren unzureichende Vermittlung führt zu Abweichungshandlungen der Subjekte, wenn die soziale Ziel-Mittel-Integration nicht mehr geleistet werden kann, beispielsweise wenn das Ziel eines allgemein-hohen Bildungsniveaus durch korrupte-politische Seilschaften mit anderen Interessenschwerpunkten unerreichbar scheint.⁴⁷² Mertons Leistung liegt im systematischen Analyseschema von sozialen Ziel-Mittel-Relationen: „Beide in der kulturellen Struktur unterschiedenen Elemente (Normen und Ziele) können nun ungleichgewichtig betont werden: Liegt der Schwerpunkt allein auf den Zielen (z. B. materieller Erfolg oder Erwerb eines guten Rufes), so wird das Verhalten nur noch hinsichtlich technischer Effizienz beurteilt (Spekulation als angemessener Weg zur Erlangung von Reichtum). Sind dagegen die ursprünglich (zur Zielerreichung) nur instrumentell definierten Aktivitäten und Normen zum Selbstzweck und das ursprüngliche Ziel mehr oder weniger aufgegeben worden, kann von Ritualismus gesprochen werden.“⁴⁷³ Ein solches Ungleichgewicht provoziert Merton zufolge in der Regel abweichendes Verhalten, da eine soziale Übereinkunft, die sich auf nur eine Seite innerhalb der Unterscheidungen von Mitteln und Zielen beschränkt, systematisch zu kurz greift. Im Hinblick auf die Diskussion um einen ethischen Wertekonflikt hat Karl-Dieter Opp Mertons These durch die Einbeziehung von Intensitätsgraden von Zielen und Mitteln erweitert: "Wenn Personen bestimmte Ziele akzeptieren, wenn Personen Normen, die in einer Gesellschaft als legitim betrachtet werden, zur Erreichung dieser Ziele nicht akzeptieren, dann trägt dies dazu bei, dass sich die Personen abweichend verhalten."⁴⁷⁴ In den 1950er und 60er Jahren traten im Bereich der soziologischen Kriminalitätstheorien zudem vermehrt Theorien differentiellen Lernens in den Vordergrund, die den Schwerpunkt sowohl des abweichenden wie des konformen Verhaltens im Bereich des sozial Erlernten verorteten. Die Beobachtungsperspektive verschob sich damit hin zu Prozessen, die abweichendes Verhalten als Übernahme oder Ablehnung von in Interaktionen beobachteten und erlernten Verhaltensweisen begriffen. Betont wurde nun vornehmlich der prozesshafte Charakter der Entstehung von abweichendem Verhalten sowie deren Ursprung in gesellschaftlichen Interaktionsprozessen, womit sich die Theorie der Kritik aussetze, lediglich eine Abart der Enkulturationsthese widerzugeben,

⁴⁷² Vgl. MERTON, Robert K.: *Social Theory and Social Structure*, 9. Aufl., Glencoe: Illinois 1969, 132.

⁴⁷³ LAMNECK, Siegfried: *Theorien abweichenden Verhaltens*, Bd. 1: *Klassische Ansätze*, 8. überarb. Aufl., Paderborn – München: Fink 2007, 126.

⁴⁷⁴ OPP, Karl-Dieter: *Abweichendes Verhalten und Gesellschaftsstruktur*, Darmstadt – Neuwied: Luchterhand 1974, 124.

ohne dabei die wesentliche Frage beantworten zu können, warum sich Personen, die sich überwiegend in sozialer Nähe zu z. B. kriminell Verhalten befinden, selbst nicht zwangsläufig zu abweichendem Verhalten tendieren. Die Einbeziehung von Faktoren des Alternativenmangels und der Bedürfnisintensität prägten deswegen die anschließende Diskussion über die Theorie differentiellen Lernens.⁴⁷⁵ Glaser formulierte 1956 mit dem Assoziationsprinzip die Theorie, dass eine Person sich in dem Maße abweichend verhält, in dem sie sich mit tatsächlichen oder fiktiven Personen identifiziert, denen abweichendes Verhalten annehmbar erscheint.⁴⁷⁶ Mit der Erweiterung der Theorie differentiellen Lernens auf Identifikationsprozesse mit sozialen Bezugsgruppen oder -personen erhöhte sich das Erklärungspotential der Theorie, die nun auch das Umschlagen von Verhaltensformen theoretisch rekonstruieren konnte. Besonders im *Labeling Approach* kommt die bereits genannte Verschiebung hin zu einer graduellen Skalierung von Norm und Abweichung, die eine starre Dichotomie beider Pole aufgibt, zum Tragen. Wesentlich unterscheidet er sich auch durch den Verzicht auf sozio- oder individualgenetische Erklärungsversuche einer Täterfixierten Ursachenforschung und entgeht der Gefahr, die Entstehung von Kategorisierungsversuchen zu ignorieren; an deren Stelle fokussiert der Labeling Approach soziale Reaktions-, Zuschreibungs- und Stigmatisierungsprozesse, als deren Konsequenz er deviantes Verhalten versteht: „The young delinquent becomes bad, because he is defined as bad.“⁴⁷⁷ Damit bringt er den Gedanken zum Ausdruck, dass soziale Praktiken stets erst die Adressen erzeugen, denen sie Handlungen zurechnen. Jenseits der unterkomplexen Gegenüberstellung von Konformität und Abweichung versteht der Labeling Approach Normalität zudem nicht einfach nur als Konformität und damit als bloßen Gegensatz zur Abweichung.⁴⁷⁸ Der Reaktivierung des Labeling Approach von Frank Tannenbaum durch Lemert⁴⁷⁹ verdankt sich auch die Unterscheidung zwischen primärer Devianz, die wahrgenommen, aber als irrelevant „wegrationalisiert“ oder großzügig übersehen wird, und sekundärer Devianz, die bereits Ergebnis erfolgter Rollenzuschreibungen und internalisierter Labelingprozesse ist. Im Zusammenhang eines solchen Etikettierungsansatzes unterstreicht Howard S. Becker die Bedeutung gegenseitiger Zuschreibungsprozesse abweichenden Verhaltens, das „keine Qualität [ist], die im Verhalten selbst liegt, sondern in der Interaktion

⁴⁷⁵ Vgl. SUTHERLAND, Edwin H., CRESSEY, Donald R.: *Principles of Criminology*, 5. Aufl., Chicago – Philadelphia – New York: Lippincott 1955; SHORT, James F., STRODTBECK, Fred L.: *Group Process and Gang Delinquency*, Chicago: Univ. Press 1965.

⁴⁷⁶ Vgl. GLASER, Daniel: *Criminality Theories and Behavioral Images*, in: *The American Journal of Sociology* 61 (1956), 433-444.

⁴⁷⁷ TANNENBAUM, Frank: *Crime and Community*, London – New York: Columbia Univ. Press 1953, 17.

⁴⁷⁸ Vgl. STEHR, Johannes: *Normalität und Abweichung*, in: SCHERR, Albert (Hg.): *Soziologische Basics. Eine Einführung für Pädagogen und Pädagoginnen*, Wiesbaden: VS-Verlag 2006, 130-134, bes. 132.

⁴⁷⁹ Vgl. LEMERT, Edwin M.: *Social Structure, Social Control, and Deviation*, in: CLINARD, Marshall B. (Hg.): *Anomie and Deviant Behavior. A Discussion and Critique*, Gelncoe, Illinois: Free Press, 1964, 57-97.

zwischen einem Menschen, der eine Handlung begeht, und Menschen, die darauf reagieren.⁴⁸⁰ Der Vorzug des Labeling Approach besteht darin, auch Zuschreibungsprozesse abweichenden Verhaltens benennen zu können, die paradoxerweise ohne faktischen Normverstoß auskommen. In Anlehnung an Malinowski⁴⁸¹ nennt Becker dazu vier Normverstoß-Kategorien: (I) Ein Verhalten verstößt nicht gegen eine Norm und wird auch nicht als abweichend empfunden (Konformität); (II) ein Verhalten verstößt gegen eine Norm und wird als abweichend empfunden (Diebstahl); (III) ein Verhalten verstößt gegen eine Norm, wird aber nicht als abweichend empfunden (sozial akzeptiertes Schwarzfahren); (IV) ein Verhalten verstößt nicht gegen eine Norm, wird aber als abweichend empfunden (fälschliche Beschuldigung).⁴⁸² Der Labeling Approach macht die Ethik darauf aufmerksam, dass sowohl positives wie negatives Rollenverhalten bzw. zunächst Rollenzuschreibungen hinterfragt werden müssen. Sie kann sich dann nicht länger an vorsoziologischen Konzeptionen von Devianz orientieren, die mit einer einfachen Präferenzstruktur der Unterscheidung zwischen gutem, d. h. normativ erwartetem, und schlechtem, d. h. enttäuschendem Handeln operiert. Abweichungen sind dann stets als Korrelat von durchaus änderbaren Systemstrukturen zu verstehen, nicht nur als bedauernswerte Ungehorsamsquote. Dies verhilft auch zu der Einsicht, dass es sich bei der Unterscheidung von Konformität und Abweichung nicht um eine Differenzcodierung zwischen System und Umwelt handelt, sondern um eine systeminterne Unterscheidung – im Sinne der Weberschen Einsicht, dass nicht das Befolgen, sondern allein die Orientiertheit an einer Norm Auskunft über deren Geltung gibt.⁴⁸³ Wenn Ethik in dem bereits von Luhmann als "einäugig" kritisiertem Muster einer einseitigen Moral verhaftet bleibt, kann sie in einer normativen Lesart den Begriff der Normalität lediglich dann aufgreifen, wenn er dazu dient, Kritik an Formen des Labeling-Verhaltens zu üben, mittels dessen andere Menschen als nicht-normal stigmatisiert werden. Ebenso muss sie jedoch – dies zeigt der auf Interaktionsprozesse abhebende Ansatz des Labeling Approach – danach fragen, welche ethischen Konsequenzen es mit sich führt, jemanden als normal zu bezeichnen. Mit dem Labeling Approach verschiebt sich außerdem die ethisch interessante Fragestellung weg von der Differenz von Norm und Abweichung hin zu der Unterscheidung zwischen akzeptierter bzw. tolerierter und nicht mehr tolerierter Abweichung. Deren Übergang, der Aufmerksamkeit meist in Form von Skandalen erfährt und zur Rekonstruktion der Vorgeschichte nötig ist, wie wir in Kap. III.2 sahen, wesentlich auch immer den jeweiligen Machtdiskursen unterworfen. Die Tendenz zur

⁴⁸⁰ BECKER, Howard S.: Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens, Frankfurt/M.: Fischer 1973, 13. Damit sind auch die wesentlichen Weichen zur Anerkennungstheorie gestellt, vgl. HONNETH, Axel: Kampf um Anerkennung, Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994, bes. 256-273.

⁴⁸¹ Vgl. MALINOWSKI, Bronislaw: Crime and Custom in Savage Society, London: Routledge 1926, 77 ff.

⁴⁸² Vgl. BECKER, Howard S.: Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens, Frankfurt/M.: Fischer 1973, 17.

⁴⁸³ Vgl. ERIKSON, Kai T.: Notes on the Sociology of Deviance, in: Social Problems 9 (1962), 308-314.

Verobjektivierung der Abweichung in Form von bewussten oder kollektiv-dynamischen Zuschreibungsprozessen liefert ebenfalls den Anlass für eine ethische Auseinandersetzung. „Nicht allein schon die Tatsache, dass Normbestände nicht eingehalten werden, wirkt unmittelbar normverändernd und innovativ, sondern wohl erst die Tatsache, dass eine dem Handeln innewohnende Überzeugung auf soziale Verbindlichkeit drängt.“⁴⁸⁴ Auch bei dieser Entscheidung muss das Kantische Verallgemeinerungsprinzip des kategorischen Imperativs die Grenze des Sittlichen markieren. Situative, kasuistische Abweichungen fallen dann aus dem Bereich des ethisch Legitimen heraus und können nur auf Anerkennung hoffen, wenn hinter der Abweichung immer auch das Interesse erkennbar wird, das neue Verhalten in Form von Regeln zu verallgemeinern.

Klar bleibt, dass der Interpretationsbedarf in der Anwendung der Norm, den wir zuvor bereits festgestellt hatten, auch hier die tragende Rolle zu spielen scheint: „Nicht alles, was durch eine Norm geregelt werden soll, lässt sich in ihr hinreichend ausdrücken. Sie bedarf immer der Anwendung auf den bestimmten Fall und damit der Interpretation. Wird sie lediglich dem Buchstaben nach genommen, so droht ihre eigentliche Intention verloren zu gehen: Ritualismus und blinder Gehorsam verfehlen die tatsächliche Vernunft der Norm.“⁴⁸⁵ Auf diesen Sachverhalt hat besonders Günter Wiswede hingewiesen.⁴⁸⁶ Überangepasste Normkonformität kann, wenn sie bewusst eingesetzt wird, demnach schnell zu einer Form der Abweichung führen, was für den Normsetzer die Möglichkeit offenhält, auf den geringen Wirkungsgrad zu reagieren, indem er den Toleranzbereich gegenüber Abweichungen bewusst ausdehnt und so darauf verzichtet, die Sanktionsdichte in gleicher Form aufrechtzuerhalten. Über die Erweiterung des Toleranzbereichs und die Normalisierung seiner Erweiterung kann das Ausmaß der Devianz formal reduziert, der Wirkungsgrad der Norm gleichzeitig erhöht werden. Konformität kann unter den Bedingungen einer *constructive interpretation* demnach nicht mehr einfach als starres Erfüllen von Normen verstanden werden, Devianz nicht mehr nur als soziale Desorganisation, sondern beide jeweils als Zupassung auf die Vernunft der Norm. Ähnlich wie das Verhalten des Protagonisten aus Kafkas *Türhüter*-Parabel, der autoritätsstarr die proklamierte Grenze zwischen sich selbst und der Gesetzesnorm für bare Münze nimmt, ist Normativität, die eine solche Trennschärfe zwischen sich selbst und dem jeweiligen Subjekt behauptet, falsch verstanden und führt zum eigenen, unnötigen Ausschluss. Die ethische Reflexion benötigt dann eine semantische Möglichkeit, die Entscheidung über das Ergebnis dieser Zupassung jeweils darstellen zu können. Hunold und Korff kommen

⁴⁸⁴ ENGELHARDT, Dietrich von, GLATZEL, Johann, HOLDEREGGER, Adrian: Abweichung und Norm, in: BÖCKLE, Franz, KAUFMANN, Franz-Xaver, RAHNER, Karl und WELTE, Bernhard (Hgg.): Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, Bd. 16, Freiburg – Basel – Wien: Herder 1982, 5-58, 43 f.

⁴⁸⁵ HUNOLD, Gerfried W., KORFF, Wilhelm: Minoritäten, Randgruppen und gesellschaftliche Integration, in: BÖCKLE, Franz, KAUFMANN, Franz-Xaver, RAHNER, Karl und WELTE, Bernhard (Hgg.): Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, Bd. 16, Freiburg – Basel – Wien: Herder 1982, 59-95, 61.

⁴⁸⁶ Vgl. WISWEDE, Günter: Soziologie abweichenden Verhaltens, Stuttgart: Kohlhammer 1973, 25.

auf diese Weise zu einer beachtlichen Definition von Normalität, die ihnen zufolge auf das Grundproblem der sozialer Normierungen reagiert: „Für die Gesellschaft stellt sich [...] die Normalitätsfrage als Definitionsproblem im Hinblick auf das, was sie mit Hilfe ihrer Normen jeweils glaubt freigeben oder eindämmen zu müssen.“⁴⁸⁷ Dennoch muss deutlich bleiben, dass das funktionalistische Denkmotiv, das die Abweichung lediglich in Kategorien der Brauchbarkeit und Effizienz liest, Gefahr läuft, deren unterminierende Kraft zu unterschätzen. Gleichwohl zeigt besonders die Rekonstruktion der Abweichung als Erwartungsenttäuschung bei Luhmann, der die normative Erwartung als gewissermaßen lebensnotwendige Komplexitätsreduktion angesichts einer überbordenden Umweltkomplexität auffasst, eine wichtige Einsicht: Dass nämlich dort, wo diese Komplexitätsreduktionen funktional notwendig werden, eine Aussicht auf einheitliche Erwartungen aller Erwartenden soziologisch unwahrscheinlich bis unmöglich, und damit auch eine gesellschaftliche Hoffnung auf Integration über die Vereinheitlichung der normativen Erwartungen kaum möglich ist. Diese Einsicht ist nur eine scheinbare ethische Enttäuschung, wenn man auf die andere Seite der Beobachtung wechselt und sieht, dass der ethische Anspruch, der aus dem Phänomen der Devianz erwächst, in der Aufgabe liegt, eine Pluralität des normativen Erwartens strukturell möglich zu machen, sofern diese Abweichungen erneut in Prozesse der Regelssetzung führen. Wir werden später noch sehen, wie Kant bereits an diesen Gedanken angeschlossen und mit Blick auf das Problem der Abweichung reagiert hat. Zunächst gilt festzuhalten: Wo Normen, zumal als Produkt einer gemeinsamen Normfindung, etabliert wurden, sind sie auch einzuhalten und beanspruchen legitime Geltung. Die funktionalistischen Ansätze haben gelegentlich die Tendenz, die legitimatorische Frage zugunsten reiner Nützlichkeitsabwägungen auszublenken und so das Problem der Normabweichung zu verdunkeln. Die „ursprungslosen Ursprünge“⁴⁸⁸ der Norm legitimieren nicht zu einer Abweichung gegenüber einer beschlossenen Regel, es sei denn, diese Abweichung passiert aufgrund der Mangelhaftigkeit der Regel selbst und kann langfristig zu ihrer Verbesserung beitragen und so selbst zur Normalität werden. Mit dieser Meta-Regel, die die Einnormalisierung konsensfähiger Abweichungen beschreibt, wird auch die Statik einer Norm, von Odo Marquard als „Krise der Erwartung durch Erfahrungsverlust“⁴⁸⁹ beschrieben, umgangen, die Gefahr läuft, die Subjekte nur noch zu erfahrungslosen Erwartenden zu degradieren, die sich einer Norm lediglich passiv ausgeliefert sehen. Auch hier stellt sich erneut die Perspektive nach den Verteilungsformen, mit denen die Gesellschaft den Akteuren

⁴⁸⁷ HUNOLD, Gerfried W., KORFF, Wilhelm: Minoritäten, Randgruppen und gesellschaftliche Integration, in: BÖCKLE, Franz, KAUFMANN, Franz-Xaver, RAHNER, Karl und WELTE, Bernhard (Hgg.): Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, Bd. 16, Freiburg – Basel – Wien: Herder 1982, 59-95, 68.

⁴⁸⁸ ORTMANN, Günther: Regel und Ausnahme. Paradoxien sozialer Ordnung, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 273.

⁴⁸⁹ MARQUARD, Odo: Krise der Erwartung - Stunde der Erfahrung. Zur ästhetischen Kompensation des modernen Erfahrungsverlustes, Konstanz: Universitätsverlag 1982.

Normierungs- und Abwicklungshilfen⁴⁹⁰ zur Verfügung stellt, d. h. auch im Enttäuschungsfall in der Lage ist, abweichendes Verhalten jenseits der bloßen Typisierung als ‚deviant‘ einzuordnen. Alle anderen Reaktionen laufen Gefahr, mit der Feststellung eines abweichendes Verhaltens dieses *de facto* nicht weiter zur Kenntnis zu nehmen und an die Unterscheidung von konform und abweichend keine Folgeunterscheidungen anzuschließen, die das jeweilige Verhalten weiter einordnen und erklären könnten.⁴⁹¹ Der (bewusste oder unbewusste) Verzicht auf Abwicklungserklärungen dieser Art scheint es sich zu einfach zu machen, besonders, wenn er das abweichende Verhalten als unfreiwillig und im Extremfall als Ausdruck psychischer Krankheiten interpretiert. Beide Reaktionsweisen, die Etikettierung als Abweichung und die Pathologisierung⁴⁹², haben in der Regel die Konsequenz, dass der Abweichende und sein Verhalten unverstanden bleiben; das abweichende Verhalten wird so stabilisiert und das Abweichen erwartbar gemacht, ohne dass der Wert von motivationsändernder Sanktionen berücksichtigt würde. Die normative Unterscheidung von Konformität und Abweichung gibt eine Unterscheidung in das System, ohne diese selbst zum Problem zu machen. Auf diese Weise kann die Orientierung an der Leitunterscheidung von Konformität und Abweichung über die Kontingenz dieser Differenz hinwegtäuschen oder sie zumindest gegenüber Begründungsfragen immunisieren. Luhmann bemerkt dazu, dass diese Reaktion derjenigen ähnelt, die üblicherweise auf Wahrheitsverletzungen folgt, dass also die betreffende Person ihre Eigenschaft als miterlebendes und kollektiv-relevantes Subjekt verliert. Dafür spricht auch, dass frühe Hochkulturen Wahrheits- und Rechtsfragen nur in dem Sinne zu trennen

⁴⁹⁰ Vgl. dazu LUHMANN, Niklas: Rechtssoziologie, 4. Aufl., Wiesbaden: VS-Verlag 2008, 30: „Damit ist schon angedeutet, dass ein normativer Zukunftsentwurf Grenzen der Fassungskraft für Komplexität hat. Sie stecken vor allem in der summarischen Einordnung des enttäuschenden als abweichenden Verhaltens - jenem Mechanismus, der Sicherheit verspricht. Damit wird der Neuerung schon von Anfang an die Legitimität abgesprochen, obgleich das Neue in vielen Fällen nur als Abweichung vom bestehenden erscheinen kann. Eine rasch veränderliche Gesellschaft mit absehbar hohem Innovationsbedarf wird sich ein solches Verurteilen nicht leisten, es zumindest nicht ohne jede Kontrolle institutionalisieren können. Sie muss Mechanismen ausbilden, die auch in abweichendem Verhalten noch die Chance neuer Strukturen entdecken können, die sich also durch das rechtswidrige oder gar unmoralische Erscheinungsbild des Neuen nicht täuschen lassen, sondern in der Lage sind, ohne Entrüstung und lernbereit darauf zu reagieren. Solche Mechanismen benötigen komplizierte und abstraktere Schemata der Aufnahme und Verarbeitung von Informationen, als die einfache moralische Disjunktion zu bieten vermag. In ihnen muss auch die Normativität der normwidrigen Erwartung, die Enttäuschung der Verbrecher, Platz finden. Sie müssen außerdem mit den zweifellos bleibend notwendigen Mechanismen normativer Projektion und Enttäuschungsabwicklung kompatibel sein. Die Gesellschaft wird, mit anderen Worten, die beiden Grundstrategien der Abwicklung von Erwartungsenttäuschungen, das Lernen und das Nichtlernen, nebeneinander pflegen und auf rationalere Weise kombinieren müssen.“

⁴⁹¹ Anders dazu vgl. HAHN, Alois: Aufmerksamkeit und Normalität, in: LINK, Jürgen, LOER, Thomas, NEUENDORF, Hartmut (Hgg.): „Normalität“ im Diskursnetz soziologischer Begriffe, Heidelberg: Synchron-Wiss. Verlag 2003, 23-37, hier: 27: „Immer geht es darum, dass Korridore der Normalität definiert werden. Bleiben die Beobachtungswerte innerhalb dieses Bereichs, bleibt die Aufmerksamkeit gleichsam entspannt. Irritation entspringt der Überschreitung von Schwellenwerten. In allen Funktionsbereichen haben sich spezifische, sozusagen seismografische Institutionen der Überwachung etabliert, die als legitimierte Generatoren sozialer Aufmerksamkeit fungieren.“

⁴⁹² Vgl. SPENGLER, Christian: Koordination. Entwurf eines systemischen Normalitätskonzeptes, in: Familiendynamik 22 (1997), 156-179, bes. 157 f.: „Eine der möglichen sozialen Reaktionen, der Etikettierungsprozess, beruht auf dem Stereotyp der Geisteskrankheit, der Übeltäter erhält entsprechende Winke und Andeutungen und beginnt, in Begriffen der nahegelegten Rolle zu denken. Je mehr der Abweichende in die Rolle des Geisteskranken eintritt, umso mehr wird er von den anderen als solcher definiert, und je mehr er als Geisteskranker identifiziert wird, umso vollständiger übernimmt er die Rolle usw.“

vermochten, als sie das Recht als einen Ausschnitt des gesamten Wahrheitskosmos betrachteten.⁴⁹³ Deutlicher als in einer funktional-differenzierten Gesellschaft wird das Abweichen unter diesen Umständen noch als Herausfallen des Menschen aus der sozialen Ordnung und als Verlust aller sinnhaften Bezüge erlebt, die ihn in der Gemeinschaft halten.

Daran schließt auch die ethnologische Beobachtung von sozial-stabilisierten Abweichlerrollen an, wie sie Georges Devereux beschreibt. Devereux widerspricht damit dem einfachen Konformitäts-Abweichungs-Schema, wenn er unterstellt, dass die Prozesse, in denen sich Urteile über Normalität und Anormalität formieren, eben dieser Logik folgen. Vielmehr beziehe sich auch soziale Devianz oftmals nicht auf die Möglichkeit der Abweichung, sondern basiere vielmehr auf der Konformität mit einer höherstufigen Norm, die wiederum das korrekte Abweichungsverhalten normiere. Die Zuschreibung eines z. B. „verrückten“ Verhaltens entspringt dann gerade nicht der Beobachtung, dass ein Individuum sich abweichend verhält, sondern der, dass es sich konform mit gängigen Schemata des abweichenden Verhaltens und deren sozialen Vorstrukturierungen zeige. Die kulturellen Strategien im Umgang mit Devianz können vor diesem Hintergrund so beschrieben werden, dass abweichendes Verhalten oder dessen Andeutung im Allgemeinen zwar Missachungskommunikation bewirkt, dass Gesellschaften bei erfolgter Abweichung aber auch Instrumente zur Verfügung haben, diese Abweichung erneut normativ einzufangen. Anders ausgedrückt: Die Handlungsanweisung sagt nun nicht mehr nur: „Tu dies nicht!“, sondern: „Wenn du dies tust, dann tu es wenigstens nach Schema XY!“. Als konkrete Formen, Abweichungen im kulturspezifischen Kontext zu inszenieren, nennt Devereux etwa das Krankheitsbild der Hysterie, den Amoklauf, den Berserkerzustand bei den Wikingern, das Modell des 'verrückten Hundes, der sterben will' bei den Crow-Indianern.⁴⁹⁴ Diese Bemerkungen Devereuxs machen deutlich, dass Normen und abweichendes Verhalten nicht nur in ihrer zeitlichen Dimension für die Ethik relevant sind, d. h. nicht nur prozedural nach dem Schema Handlung und Sanktion bzw. Regelreform, sondern auch in sozialer Hinsicht durch höherstufige Normen reguliert werden können. Auch hier wird Normalität also mit Verhaltensregulierung durch kaskadierende Normen in Verbindung gebracht, und es bleibt zu klären, in wie weit und in welcher methodischen Form diese ethisch reflektiert werden können.⁴⁹⁵

Abschließend soll eine letzte Beobachtung zur Bedeutung der Relation von Norm und Abweichung in der modernen Ethik angeschlossen werden, die an die bisherigen Erläuterungen zu

⁴⁹³ Vgl. LUHMANN, Niklas: Normen in soziologischer Perspektive, in: *Soziale Welt* 20 (1969), 28-48, 43.

⁴⁹⁴ Vgl. DEVEREUX, Georges: *Normal und anormal. Aufsätze zur allgemeinen Ethnopsychiatrie*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1982, bes. 283.

⁴⁹⁵ Einen möglichen, hier aber nicht weiter diskutierten Ansatz bietet die Theorie von Barrington Moore, der mit dem Begriff des „impliziten Gesellschaftsvertrags“ auf eben solche höherstufigen und latenten Normen des gemeinsamen Konsenses hinweist. Vgl. dazu MOORE, Barrington: *Ungerechtigkeit. Die sozialen Ursachen von Unterordnung und Widerstand*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1982.

Kant und dem Ausschluss empirischer Bestimmungsgründe des Willens und der Relation von Moral und Recht anschließt. Bei Kant liegt der Fokus mit der Willensbildung klar bei den Maximen der Handlung, nicht in erster Linie den Handlungen selbst; erst die Maximen sind für Kant der Ort, in der die Autonomie als die Selbstgesetzgebung des Willens ihren Platz findet. Kants Ethik ist dabei insofern modern, als sie auf Phänomene der Differenzierung, Pluralisierung, Individualisierung, Globalisierung, allgemein gesprochen: der sozialen Diffusion reagiert und sich in einer Welt bewähren muss, die beginnt, sich vom Schema natural-teleologischer Handlungsrationalität zu lösen. Dass er die Maximen mit dem kategorischen Imperativ einem obersten formalen Prinzip unterwirft, bildet genau diese Erfahrung ab, dass eine materiale Verständigung über das, was richtig und gut sein soll, in der beginnenden Moderne ausgesprochen schwer fällt und doch nicht davon entbindet, ein verbindendes Allgemeines angesichts drohender Relativierungen zu formulieren. Dass auf ähnliche Verschiebungen bereits das Naturrecht reagierte, zeigt Robert Spaemann: „Die These, es gäbe ein von Natur Gerechtes, ist die Antwort der Griechen des 5. Jahrhunderts vor Christus auf die Entdeckung dieser Tatsache. Reiseerfahrungen und ihre Begegnung mit anderen Kulturen hatten sie stutzig gemacht. Die Naivität, kurzerhand die eigenen Sitten für besser als die der anderen zu halten, war ihnen abhanden gekommen. Insbesondere deshalb, weil ihre eigene Kultur im Umbruch war und sie sich der Wandelbarkeit der eigenen Normen bewusst wurden. In dieser Situation entsteht die Frage, ob es nicht einen kulturübergreifenden Maßstab gäbe, der es erlauben würde, kulturellen Wandel zu beurteilen, Verbesserungen von Verschlechterungen, bessere Sitten von schlechteren zu unterscheiden. Einen solchen kulturübergreifenden Maßstab fanden sie im Begriff der Physis.“⁴⁹⁶ Kant spricht dazu einmal von der „moralischen Geographie“⁴⁹⁷ als der Erfahrung der Partikularität moralischer Bedingungen, die trotz ihrer Kulturrelativität ein sie verbindendes Allgemeines besitzen: Der Verweis auf die Abstraktionsebene eines formalen Prinzips und die Verlagerung der Handlungsträgerschaft auf den guten Willen zollt dieser Entwicklung erneut Rechnung und macht die Ebene der Motivwelt des Menschen zur eigentlichen Ebene der Ethik. Kant synthetisiert auf diese Weise den individuellen Willen und die überindividuelle Pflicht: Gut ist der Wille nicht mehr einfach dann, wenn er das tut (oder besser: bewirkt), was er soll, sondern wenn er will, was er aus Pflicht wollen soll.⁴⁹⁸ Auf diese Weise gelingt Kant noch eine weitere Synthese, nämlich die Verbindung des transzendentalen, allgemeinen sittlich Guten mit dem je individuellen, empirischen Willen. Mit der Betonung, die Kant auf die Verbindlichkeit der inneren Handlungsmaxime legt, deutet sich auch für

⁴⁹⁶ SPAEMANN, Robert: Die Bedeutung des Natürlichen im Recht, in: HÄRLE, Wilfried, VOGEL, Bernhard (Hgg.): "Vom Rechte, das mit uns geboren ist": Aktuelle Probleme des Naturrechts, Freiburg/Br.: Herder 2007, 322-334, 322.

⁴⁹⁷ KANT, Immanuel: Vorlesungsprogramm von 1765, in: Gesammelte Schriften, hg. von der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 2, Berlin 1902ff [1965], 312.

⁴⁹⁸ Vgl. BAUMANN, Peter: Kants Ethik. Die Grundlehre, Würzburg: Königshausen und Neumann 2000, 40 f.

unseren Zusammenhang eine für die weiteren Überlegungen wichtige Möglichkeit an, die Relation von Norm und Abweichung und einen daran anschließenden Begriff von Normalität zu verstehen. Geht man dabei von der Grundlegung der Kantischen Moralphilosophie aus, erschließt sich der Begriff der Norm, wie wir sahen, zentral von der Verallgemeinerbarkeit der Handlungsmaxime her, die die Umstellung von materialen zu formalen Moralbestimmungen markiert und menschliche Freiheitsgrade damit in gleicher Weise erhöht (weil die Handlungsregeln universelle Gültigkeit beanspruchen) und begrenzt (weil die Maximen den Grundsätzen der Vernunft unterworfen werden). Die materialen Bestimmungsgründe scheiden bei der Maximenwahl und -prüfung demnach aus, weil diese immer schon etwas als „gut“ Bestimmtes voraussetzen, ohne dass über deren wirkliches Gutsein entschieden werden könnte. Die Maximenprüfung verlangt daher ein formales Prinzip der Unterscheidung, wie die Willkür in (qualifizierte) Freiheit überführt werden kann. Dass Menschen in Freiheit unterschiedlich handeln können und wollen, verursacht auf der Theorieebene die Notwendigkeit, diese Interessenskalküle und die individuellen Grade der Freiheit überindividuell zu verbinden um begründen zu können, warum sie dennoch etwas Identisches wollen sollen. Dieses Moment der Identität findet sich bei Kant nun aber nicht mehr (oder zumindest nicht mehr in erster Linie) auf der Ebene der Handlungen, der Handlungsmaximen bzw. des kategorischen Imperativs. Diese zunehmende und für die Moderne typische Konzentration auf die Handlungsregel, nicht mehr auf die unmittelbare Handlung, reagiert auf die Erfahrung des Auseinandertretens der thomanischen Dreieinheit von *lex aeterna*, *lex naturalis* und *lex positiva*. Da die Moralität nicht in der bloßen Übereinstimmung mit einem nur äußerlichen guten Handeln besteht, darf sie nicht nur auf der Ebene des empirisch beobachtbaren Verhaltens angesiedelt werden. Anders als die Legalität einer Handlung kann die Moralität einer Handlung gerade nicht mehr an ihr selbst erkannt werden (zumindest nicht mehr von außenstehenden Subjekten), sondern nur noch an ihrem Bestimmungsgrund, dem Willen. Die moderne Unmöglichkeit, sich auf Habitus-Modelle der Tugenden wie in älteren Gesellschaftsformen rückbeziehen zu können, die die moderne Ethik damit zu kompensieren versucht, setzt ausdrücklich auf die moralische Innenwelt des Menschen als dem eigentlichen Aushandlungsort der Ethik; hier erst kann entschieden werden, ob eine Handlung, die äußerlich mit der moralischen Pflicht entsprechend erscheint, doch nur aus Selbstinteresse motiviert ist, ob sie pflichtgemäß der Legalität entspricht, also sinnlich affiziert geschieht, oder ob sie rein aus Pflicht, dem Kriterium der Moralität gemäß, erfolgt. Legalität und Moralität stellen dabei kein Gegensatzpaar dar, vielmehr ergänzt das Kriterium der Moralität das der Legalität auch im Kantischen Stufenmodell von pflichtgemäßen Handlungen und Handlungen aus Pflicht. Auch die Unterscheidung von Norm und Abweichung kann sich demnach begründet auf diese Verlagerung beziehen, wie wir für die Norm, die sich nun auf der Ebene der Handlungsmaximen normierend

niederschlägt, bereits sahen. Für die Abweichung kann dann gefragt werden, ob diese allein auf der Ebene der Handlungen selbst zu suchen ist. Geht man von der Handlungsmaxime aus, kann man den Begriff der Abweichung durchaus als jene Variation und Veränderung auffassen, die sich auf der Ebene der Handlungen aus dem ethischen Abstellen auf Handlungsmaximen ergibt. Eine Konzentration auf die Maximen der Handlung lässt Abweichungen mit anderen Worten gerade zu, nämlich in Form der einzelnen Handlungen, die gar nicht mehr eindeutig einer Maxime zugerechnet werden können. Die moralische Uneindeutigkeit der Deduktion von der Handlung auf die Maxime der Handlung lässt es umgekehrt also auch zu, verschiedene, und in diesem Sinne abweichende Handlungen einer Maxime zuzuordnen. Kants Entwurf erlaubt demnach gerade voneinander abweichende Variationen in der Handlung als Konsequenz der modernen Selbstrestriktion der Ethik auf die Ebene der Handlungsmaximen. Dies ist keinesfalls als Beliebigkeit misszuverstehen und entbindet bei Handlungskollisionen nicht davon, Instrumente zur kollektiven Überprüfung anzuwenden, es zeigt lediglich, wie in der Moderne auf jene Uneindeutigkeit reagiert wird, die sich im Bereich der empirischen Handlungen ergibt, wenn diese auf ein sie verbindendes Moment transzendentaler Vernunft zurückgeführt werden sollen. Das Phänomen der Normalität, die Möglichkeit, eine Handlung als normal zu benennen, mag dann eben dieser Referenz auf die Maxime geschuldet sein und als Selbstbeschreibung moderner Normativität den Versuch meinen, Handlungsrationalität, die auf der empirischen Handlungsebene nicht mehr mit der erwarteten Eindeutigkeit festzustellen ist, mit der unterstellten Maxime zu verbinden und über den Syllogismus der praktischen Vernunft, der sich in der Verbindung wieder spiegelt, zu urteilen. Damit erreicht die ethische Verantwortung besonders auch in seiner theologisch interessanten Dimension eine einzigartige Tiefe im Menschen, die Karl Rahner deziert von der Ebene abstrakt-allgemeingültiger Normen unterschieden hat: „Auch dort, wo die deduktiv-syllogistische Gewissensbildung aus den allgemeinen Normen und der konkret vorliegenden Situation scheinbar zu dem eindeutigen Resultat eines konkreten Imperativs führt, kann dieser faktisch immer noch in den verschiedensten Weisen und inneren Haltungen realisiert werden. Selbst dort, wo diese Verschiedenheit nicht mehr nachweisbar ist, wo man sich den haargenau selben Fall als wiederholt realisierbar denken könnte, ist damit nur bewiesen (dies und nicht mehr!), dass eben das einmalig und positiv Individuelle nicht reflex-satzhaft aussprechbar ist, kein Gegenstand einer reflexen, in Sätzen artikulierbaren gegenständlichen Erkenntnis sein kann [...]“⁴⁹⁹

Die Kantische Ethik als Paradigma moderner Moralphilosophie liefert für die weiteren Überlegungen den Anlass, die Beobachtung von moralischen Selbstbeschreibungen, wie wir sie für

⁴⁹⁹ RAHNER, Karl: Über die Frage einer formalen Existentialethik, in: Ders.: Schriften zur Theologie, Bd. 2, 8. Aufl., Zürich – Einsiedeln – Köln: Benziger 1968, 227-246, 238.

den Begriff der Normalität bislang ausschnitthaft festgestellt haben, weiter zu vertiefen und besonders aus dem Phänomen der Moderne als ihrem geistesgeschichtlichen Kontext heraus zu verstehen. Zuvor soll die eingangs angesprochene Behauptung, dass Normalität häufig mit der Relation von Norm und Abweichung bzw. Ausnahme in Verbindung gebracht wurde, anhand von Carl Schmitts rechtstheoretischen Überlegungen, die um den Begriff der Ausnahme zentriert sind, dargestellt werden. Auch hier bietet die moralische Uneindeutigkeit der Moderne einen Verständnisansatz, die Kritik an der starren Opposition von Normalität und Ausnahme zu plausibilisieren.

III.3.4 Carl Schmitt: Entscheidung über die Ausnahme als Ausweg?

Da ging ich, in mich gekehrt, durch das gewölbte Tor, sinnend zurück
in die Stadt. Warum, dachte ich, sinkt wohl das Gewölbe nicht
ein, da es doch *keine* Stütze hat? Es steht, antwortete ich,
weil alle Steine auf einmal einstürzen wollen – und ich zog
aus diesem Gedanken einen unbeschreiblich erquickenden Trost, der
mir bis zu dem entscheidenden Augenblicke immer mit der Hoffnung
zur Seite stand, daß auch ich mich halten würde, wenn alles mich sinken läßt.

(Heinrich von Kleist: Brief an Wilhelmine von Zenge, Berlin: Akademie-Verlag 1800.)

Um das vielleicht prominenteste Beispiel einer Theorie der Normalität zu verstehen, die auf die Relation von Norm und Abweichung rekurriert, müssen wir noch einmal an die Bemerkungen zur Aporie der Normbefolgung anknüpfen. Schmitts Verweis auf die Normalität stellt sich wesentlich als theoretische Überlegung zum Rechtsbegriff vor dem Hintergrund der Bedingungen seiner Möglichkeit dar. Trotz aller Zumutungsschwere, die Schmitts Rechtsphilosophie durchzieht und seiner durchaus offenen Sympathie zum Nazi-Regime, als dessen Kronjurist er berechtigt angesehen wurde⁵⁰⁰, ist ihm das theoretische Verdienst anzurechnen, eine Verbindung zwischen dem Ausnahmezustand und der Rechtsordnung denkbar gemacht zu haben.⁵⁰¹ Bereits zu-

⁵⁰⁰ Vgl. RÜTHERS, Bernd: Carl Schmitt im Dritten Reich: Wissenschaft als Zeitgeistverstärkung?, München: Beck 1990; vgl. ebenso MEHRING, Reinhard: Pathetisches Denken. Carl Schmitts Denkweg am Leitfaden Hegels: Katholische Grundstellung und antimarxistische Hegelstrategie, Berlin: Duncker & Humblot 1989.

⁵⁰¹ Dass er mit dem Thema der Ausnahme ein zentrales Problemfeld seiner Zeit tangiert, belegen Veröffentlichungen, die auf die Präsenz des Ausnahmezustandes innerhalb der Theoriebildung eingehen: WATKINS, Frederick: The Problem of Constitutional Dictatorship, Cambridge: Univ. Press 1940; FRIEDRICH, Carl J.: Constitutional Government and Democracy, Boston: Little Brown Company 1941; ROSSITER, Clinton L.: Constitutional Dictatorship. Crisis Government in the Modern Democracies, Princeton: Univ. Press 1948. Gleichzeitig fügt Schmitt sich in eine

vor haben wir gesehen, dass dieser Bezug insofern paradox erscheint, als das, was in das Innere des Rechts hineingenommen werden soll, also die Ausnahme, dem Recht wesentlich äußerlich ist und in der Regel die Suspendierung der geltenden Rechtsordnung darstellt. Diese Rechtsordnung manifestiert sich immer in einer Staatsform und unter den Bedingungen der Politik, genauer: des Politischen. Darunter fasst Schmitt den Grad der Dissoziation bzw. Assoziation von Bürgern, der, wenn er unterhalb einer gewissen Schwelle angesiedelt bleibt, staatliche Ordnung ermöglicht, oder, sofern er die Schwelle der Freund-Feind-Differenz überschreitet, zu Kriegen oder innerstaatlichen Bürgerkriegen führt.⁵⁰² Das sich in der zentralen Freund-Feind-Differenz bei Schmitt andeutende streng dichotome Denken (Konfession steht gegen Konfession, Ratio gegen Irratio, Anarchie gegen Autorität, Teil gegen Ganzes, Einzelner gegen Einzelnen), das gleichzeitig als das Eingeständnis der aufgegebenen Auseinandersetzung mit der Moderne zu werten ist⁵⁰³, prägt seine Rechtsphilosophie wesentlich und wird, wie wir an späterer Stelle sehen, auch einen wichtigen Hinweis für seine Unschärfe bei der theoretischen Bestimmung der Normalität liefern, die dichotome Bestimmungen bereits vor dem Hintergrund gradueller Normalitätsskalen aushebelt.

Für Schmitt zeigt die von ihm verwendete Unterscheidung zwischen Freund und Feind aber zunächst die Notwendigkeit einer Ordnung, die er als Bedingung für die Anwendbarkeit von Normen und damit für Rechtsstaatlichkeit schlechthin auffasst: „Die Ordnung muss hergestellt sein, damit die Rechtsordnung einen Sinn hat.“⁵⁰⁴ Das Bestehen einer solch (vor-)staatlichen Ordnung bestimmt Schmitt als den Normalzustand, innerhalb dessen die Fragilität der Ordnung zugunsten der Anwendung positiven Rechts stabil gehalten wird; auf das Chaos und den ordnungsfreien Raum kann keine Norm angewendet werden. Um die juristische Macht zu erhalten und zu ermöglichen, muss es demnach eine Situation der Normalität geben.⁵⁰⁵ Der Unterscheidung von Ordnung und Rechtsordnung entspricht mit anderen Worten die Unterscheidung zwischen Ausnahme- und Normalzustand. Während im Ausnahmezustand Ordnung herrscht, gilt im Normalzustand die Rechtsordnung. Beide unterscheiden sich durch den Grad ihrer „Beherrschbarkeit“ und „Übersichtlichkeit“⁵⁰⁶: Während die Welt, und konkreter: der Staat, im Normalfall

denkerische Tradition, an deren Anfang Jean Bodin Schmitts berühmtes Diktum bereits vorformuliert: Souverän sei derjenige, der seinen Untertanen ohne deren Zustimmung Gesetze auferlegen könne und keinem fremden Willen Untertan sei. Vgl. BODIN, Jean: Sechs Bücher über den Staat, München: C. H. Beck 1981.

⁵⁰² Vgl. BÖCKENFÖRDE, Ernst-Wolfgang: The Concept of the Political. A Key to Understanding Carl Schmitt's Constitutional Theory, in: DYZENHAUS, David (Hg.): Law as Politics: Carl Schmitt's Critique of Liberalism, Durham: University Press 1998, 37-55, bes. 38.

⁵⁰³ Vgl. RUSTER, Thomas: Die verlorene Nützlichkeit der Religion: Katholizismus und Moderne in der Weimarer Republik, Paderborn: Schöningh 1994, 377-386, bes. 384.

⁵⁰⁴ SCHMITT, Carl: Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität, 6. Aufl., Berlin: Duncker & Humblot 1993 [1922], 19.

⁵⁰⁵ Vgl. MINCA, Claudio: Giorgio Agamben and the biopolitical nomos, in: Geografische Anmerkungen 88 (2006), 387-403, 389.

⁵⁰⁶ Vgl. SCHNEIDER, Peter: Ausnahmezustand und Norm. Eine Studie zur Rechtslehre von Carl Schmitt (=Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 1), Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1957, bes. 262 ff.

als kalkulierbar und planbar erscheint und so erst zugänglich für Normen und deren Befolgung ist, ist der Ausnahmefall nur noch für den Souverän beherrschbar, der das Ziel verfolgt, auch die Ausnahme insofern zu normalisieren, als dass, vornehmlich im Sinne des Wohls der Bevölkerung, wieder ein überschaubarer Rahmen geschaffen wird.

Schmitts Eigeninszenierung als der Thomas Hobbes des 20. Jahrhunderts ist bekannt und klingt hier an; de facto übersteigt er Hobbes' Entwurf jedoch in wesentlichen Punkten. Hobbes' zufolge bildet die Fähigkeit eines Staates, die Sicherheit seiner Bürger zu garantieren und durchzusetzen, die Legitimitätsgrundlage des Staates. Welche konkrete Ordnung, die den Bürgern Sicherheit bieten soll, jeweils gemeint ist, ist für den Bürger dabei selbst kaum von Belang und lediglich für den Souverän entscheidend. Selbst wenn keine Entscheidung darüber möglich ist, wann eine Ordnung gut oder schlecht ist, ist es nach Hobbes dennoch stets evident, dass eine Situation der Ordnung gegenüber einer solchen der Unordnung vorzuziehen ist. Schmitt überzieht diese Folgerung innerhalb seines Begriff des Politischen nun derart, dass der für das Politische konstitutive Abstand zu seiner eigenen Bedingtheit verschwindet, wie er bei Aristoteles noch in dem Gedanken besteht, dass die Polis zwar um des gemeinsamen Überlebens gegründet ist, jedoch um des vollkommenen Lebens eines jeden Einzelnen willen Bestand hat. Schmitts Schicksalsbegriff des Politischen kann mit seiner ausschließlichen Freund-Feind-Differenz eine solche „Teleologie der Würde“⁵⁰⁷, die den Zielpunkt staatlicher Maßnahmen in den einzelnen Individuen sieht, nicht mitgehen und erscheint trotz starker Polemik letztlich als apolitisch. In Schmitts Denken muss der Status des innerstaatlichen und internationalen Friedens sogar als regelrecht langweilig erscheinen, reizt ihn doch erklärtermaßen die Ausnahme mehr als die Regel: „Die Ausnahme ist interessanter als der Normalfall. Das Normale beweist nichts, die Ausnahme beweist alles; sie bestätigt nicht nur die Regel, die Regel lebt überhaupt nur von der Ausnahme. In der Ausnahme durchbricht die Kraft des wirklichen Lebens die Kruste einer in der Wiederholung erstarrten Mechanik.“⁵⁰⁸ Historisch mag es auch der erzwungene Friedensvertrag von Versailles gewesen sein⁵⁰⁹, der erklärt, warum Schmitt niemals wirklich zu einem Hobbesianer wurde, warum ihn die denkerische Herausforderung der Unordnung stets deutlicher faszinierte als die Formierung von Ordnung. Noch markanter als diese Unterschiede sticht eine weitere Differenz zwischen Hobbes und Schmitt heraus: Bei Hobbes gründet die souveräne Entscheidung, das Handeln der souveränen Macht, letztlich auf einem fiktiven Konsens der beteiligten Bürger, die

⁵⁰⁷ WEILAND, René: Jenseits der Gerechtigkeit. Carl Schmitt, Gustav Radbruch und die Unverfügbarkeit des Rechts, in: PIRCHER, Wolfgang (Hg.): Gegen den Ausnahmezustand. Zur Kritik an Carl Schmitt, Wien: Springer 1999, 285-302, 285.

⁵⁰⁸ SCHMITT, Carl: Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität, 6. Aufl., Berlin: Duncker & Humblot 1993 [1922], 21.

⁵⁰⁹ Vgl. dazu HOLMES, Stephen: Die Anatomie des Antiliberalismus, übers. v. VONDERSTEIN, Anne, Hamburg: Rotbuch-Verlag 1995, 83.

drohende Riskanz des Kampfes aller gegen alle unterliegt im individuellen Kalkül gegenüber den Vorteilen gemeinsamer Restriktionen. Bei Schmitt entfällt diese Begründungsebene. Die souveräne Entscheidung, die er im Übergang zwischen Ausnahme- und Normalzustand geltend macht, gründet letztlich im Nichts.⁵¹⁰ Die legitimatorische Rückbindung, die bei Hobbes noch vorausgesetzt wird und die Grenzen des Souveräns ausmacht, erübrigt sich für Schmitt angesichts eines entfesselten Souveräns, dessen Entscheidungen im Ausnahmezustand hinsichtlich ihrer Richtigkeit durch nichts und niemanden anfechtbar sind. So betrachtet können auch Naturzustand und Ausnahmezustand zwar nicht als identisch, wohl aber als die zwei Seiten eines Topos betrachtet werden, bei dem das, was einmal als Außen (i. S. eines Vormals) vorausgesetzt ist, innerhalb der Ordnung wieder erscheint. Hobbes Naturzustand meint, wie wir schon sahen, kein historisches Moment und erst recht keine zeitlich fassbare Epoche, die jeder Ordnung notwendig vorausgeht, sondern ein heuristisches Prinzip, um die Bedingungen der Bildung von Sozialität nachzuvollziehen. Giorgio Agamben hat den Naturzustand wie den Ausnahmezustand durch das Merkmal des „nackten Lebens“ analog denkbar gemacht, dessen Erzeugung und Einschließung die fundamentale Leistung der souveränen Macht darstellt (und eben nicht die vertragliche Übereinkunft). Sieht man von der klassischen Bestimmung des Naturzustands als „Krieg aller gegen Alle“ ab, dann können Agamben zufolge sowohl Natur- als auch Ausnahmezustand als jene Bereiche bestimmt werden, in der jeder für den jeweils anderen *homo sacer*, d. h. straffrei tötbares aber nicht opferbares Leben ist. Noch deutlicher als durch den inter-individuellen Bezug sind beide jedoch durch den Unterschied markiert, der gegenüber dem Souverän besteht. Dieser steht innerhalb wie außerhalb des Natur- und Ausnahmezustands, insofern er sein ursprüngliches Recht bewahrt, gegenüber jedem anderen potentiell alles tun zu dürfen. Und auch die Konstellation zwischen Souverän und *homo sacer* ist bedeutend, da sie die beiden Pole einer aufgespannten Ordnung markiert. Souverän ist derjenige, demgegenüber alle anderen Menschen potentiell *homini sacri* sind, und *homo sacer* ist umgekehrt der, demgegenüber alle anderen Menschen potentiell als Souveräne agieren (können).⁵¹¹

Der Vergleich mit Thomas Hobbes deutet die Schmittsche Bestimmung der Souveränität bereits als etwas an, das zugleich innerhalb wie außerhalb der Rechtsordnung steht. Um wirksam zu sein, benötigt das Recht eine Autorität, die über die Anwendung genereller Gesetze auf konkrete Fälle entscheiden kann und den Modus der Interpretation festlegt, über den das Gesetz selbst keine Aussage trifft. Der Souveränitätsbegriff bei Schmitt speist sich demzufolge in einer schein-

⁵¹⁰ Vgl. CRISTI, Renato: Carl Schmitt and Authoritarian Liberalism. Strong State, Free Economy, Cardiff: Univ. Press, 1998, 113N vgl. auch NORRIS, Andrew: Sovereignty, Exception and Norm, in: Journal of Law and Society 34 (2007), 31-45, bes. 37.

⁵¹¹ Vgl. AGAMBEN, Giorgio: Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2002, 94, 116 f.

bar paradoxen Denkbewegung gerade aus dem Gedanken der Rechtsverwirklichung, die damit aber immer auch schon eine Überschreitung des Rechts notwendig zu machen scheint. Friedrich Balke erkennt in dem dahinter stehenden Kalkül einen Typus der Rationalität, der das primäre Ziel verfolgt, den Staat von seiner Gründung an in seinem Funktionieren aufrechtzuerhalten, und platziert ihn damit in unmittelbare Nähe zum Foucaultschen Begriff der Staatsräson und Gouvernamentalität. Schmitts *Politische Theologie* ist damit maßgeblich an der Stabilisierung politischer Macht interessiert. Diese zeichnet sich, und dies gilt ebenso für Schmitts Souveränitätskonzept, durch den Verzicht auf jede Bezugnahme auf eine göttliche oder natürliche Ordnung aus, ist auf die beständige (Re-)konstitution der staatlichen Ordnung angelegt und nimmt Abstand von jeglicher Form der Begründung hinsichtlich der angestrebten Ordnung, die ihre Berechtigung allein aus sich selbst zieht.⁵¹² Die Gegenüberstellung von gouvernementalen Ausnahmedispositiven bei Schmitt, die auf das Erzeugen eines homogenen Machtmediums in Form des Normalzustands angelegt sind, und gouvernementalen Normalitätsdispositiven bei Foucault erscheint so in funktionaler Hinsicht als Scheindifferenz, da auch letztere das gleiche Ziel verfolgen, also auf die Aufrechterhaltung und Ausweitung gouvernementaler Macht ausgelegt sind.

Die wesentlichen Möglichkeiten, die Schmitt einräumt, um mit dem „schwierigen Problem des Ausnahmezustands“⁵¹³ umzugehen, bringt er in einem Aufsatz von 1931 auf den Punkt. Er sieht zum einen die theoretische Möglichkeit, den Ausnahmezustand auch verfassungsrechtlich über seine Institutionalisierung zu legitimieren, ihn mit anderen Worten in den Bereich des geltenden Rechts zu integrieren. Diese Variante, die – mit unterschiedlichen Begründungen unterfüttert, etwa dem Hinweis auf die Not als autonomer Rechtsquelle oder das Recht des Staates auf Selbsterhaltung – in der Einklammerung des im Schmittschen Verständnis nicht einklammerbaren Außen den Ausweg sieht, hat Julius Hatschek unter die Begriffe der subjektiven und objektiven Notstandstheorie subsumiert.⁵¹⁴ Beide zeigen recht deutlich, dass die von ihnen nahegelegte, nahezu naive Differenz von Innen und Außen und die Integrationsbewegung beider Bereiche nicht hinreicht, um dem Ausnahmezustand, verstanden als der Suspendierung des Rechts, gerecht zu werden. Die totalitäre Ausklammerung bleibt daher für Schmitt als einzig vertretbare Option, um dem Phänomen des Ausnahmezustands beizukommen: „Man kann einen bestimmten Raum und eine bestimmte Zeit umgrenzen, um sie im Übrigen für die ungehemmte Aktion eines Aktions-

⁵¹² Vgl. BALKE, Friedrich: Beyond the Line: Carl Schmitt und der Ausnahmezustand, in: Philosophische Rundschau 55 (2008), 273-306, 279 f.: „Im Kontext der Staatsräson wird die Ausnahme, die Schmitt zum Definiens seines Begriffs der Souveränität macht, unter dem Titel des Staatsstrechs verhandelt.“ Vgl. auch MANEMANN, Jürgen: Carl Schmitt und die Politische Theologie. Politischer Anti-Montheismus (=Münsterische Beiträge zur Theologie 61), Münster: Aschendorff 2002, 262.

⁵¹³ SCHMITT, Carl: Die staatsrechtliche Bedeutung der Notverordnung, insbesondere ihre Rechtsgültigkeit, in: Ders.: Verfassungsrechtliche Aufsätze aus den Jahren 1924-1954. Materialien zu einer Verfassungslehre, Berlin: Duncker & Humblot 1958, 235-260, 261.

⁵¹⁴ Vgl. HATSCHKEK, Julius: Objektive und subjektive Notstandstheorie, Berlin: Stilke 1923, Bd. 2, 158 f.

kommissars freizumachen. In gewissem Sinne ist das der allgemeine Gedanke eines jenseits der Linie, *beyond the line*. Die Statue der Freiheit wird für einen bestimmten Moment mit einem Schleier umhüllt. Wird der Schleier wieder abgenommen, dann tritt – praktischerweise durch eine Indemnitätserklärung vermittelt – der Normalzustand mit allen Rechtsgarantien wieder ein.⁵¹⁵ So verstanden betrifft der Ausnahmezustand weder einen Bereich innerhalb noch außerhalb des Rechts, er kann weder vollständig durch dessen Suspendierung noch als im Recht integriert begriffen werden, sondern konstituiert sich im Überschneidungsbereich beider Gebiete, d. h. in der Zone der zeitweisen Suspendierung des Rechts.⁵¹⁶ Für den Begriff der Norm verbindet sich mit einer solchen Zone des Ausnahmezustands die Zumutung, dass in ihr die Überschreitung wie die Erfüllung der Norm nicht mehr zwangsläufig auseinandergehalten werden können. Die Norm kann so gleichzeitig suspendiert werden, ohne an Geltung zu verlieren, so dass der Ausnahmezustand die Norm von ihrer Anwendung systematisch trennt, um letztere (in der Folge) erst wieder möglich zu machen.⁵¹⁷ Die Produktion des *nackten Lebens* und seine biopolitische Nutzbarmachung bezeichnen seine Konsequenzen in einer Zone, in der die doppelte Einschließung des Lebens als die eigenste Struktur des Gesetzes, sich auf das Leben zu beziehen, letztlich keinen Unterschied mehr sichtbar macht zwischen demjenigen, der während einer Ausgangssperre spazieren geht, und dem Soldaten, der ihn in vermeintlicher Einhaltung der Gesetzestreue erschießt, ohne mit rechtlichen Sanktionen rechnen zu müssen: „Das, was auf keinen Fall eingeschlossen werden kann, wird in der Form der Ausnahme eingeschlossen.“⁵¹⁸ Die Produktion des *nackten Lebens* macht beide Handlungen letztlich differenzlos. Auch das Verbot, so Maurice Blanchot, stellt den Versuch einer Gesellschaft dar, das ihr Äußere einzuschließen. Erlebt die Gesellschaft eine Grenzüberschreitung oder Irritation, kann sie dieses Phänomen mittels Verbot als außerhalb seiner selbst bezeichnen. Bei der Ausnahme wird das jeweils Äußere nicht mehr mittels Verbot eingeholt, sondern durch das paradoxe Zugeständnis, dass sich die rechtliche Ordnung von der Ausnahme zurückziehen vermag und bewusst von ihr absieht. So ist es überhaupt nicht die

⁵¹⁵ SCHMITT, Carl: Die staatsrechtliche Bedeutung der Notverordnung, insbesondere ihre Rechtsgültigkeit, in: Ders.: Verfassungsrechtliche Aufsätze aus den Jahren 1924-1954. Materialien zu einer Verfassungslehre, Berlin: Duncker & Humblot 1958, 235-260, 261.

⁵¹⁶ Die topografische Rhetorik ergibt sich für Agamben und die an ihn anschließenden Lesarten zwangsläufig aus der Insuffizienz der topologischen Innen-Außen-Definitionsversuche. Schmitt selbst griff zu dessen Illustrierung auf den Wunderbegriff zurück, bei dem die Entscheidung des Souveräns die Norm des gesetzlichen Liberalismus aufhebt, genauso wie das Wunder das Naturgesetz aufhebt. Die Ausnahme ist eine Unterbrechung in der gesetzlichen Ordnung, eine Aufhebung von Verboten analog zur Auferstehung des Göttlichen. Ihm zufolge ist der Versuch der zeitgenössischen liberalen Ordnung, die souveräne Ausnahme nicht zuzulassen, parallel zu sehen zu deistischen Bestrebungen, die Wunder zu verbieten. Vgl. dazu YELLE, Robert: The 'Trouble with Transcendence: Carl Schmitt's „Exception“ as a Challenge for Religious Studies, in: Method and Theory in the Study of Religion 22 (2010), 189-206, 192 f.

⁵¹⁷ Vgl. SCHMITT, Carl: Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität, 6. Aufl., Berlin: Duncker & Humblot 1993 [1922], 137.

⁵¹⁸ AGAMBEN, Giorgio: Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2002, 34.

Ausnahme, die sich der Regel widersetzt oder sich ihr entzieht, sondern vielmehr umgekehrt die Regel, die der Ausnahme durch ihren eigenen Rückzug den Raum lässt, um selbst als Regel erhalten zu bleiben.⁵¹⁹

Auf diese Weise wird eine Grundvoraussetzung bei Schmitt deutlich: Auf die moderne Uneindeutigkeit, die sich in der Zone der Überschneidung von Recht und Ausnahmezustand etabliert, reagiert sein Souveränitätskonzept, indem es die Form der Entscheidung annimmt. Erst die Entscheidung eröffnet die ganze Tiefe der souveränen Autorität, nicht mehr nur das Monopol auf Sanktion, Regel oder die Überwachung der Einhaltung von Vertragspflichten. Schmitts Idee von Normalität erfährt auf diese Weise eine teleologische Umdeutung, sie beschreibt den unspektakulären und angesichts seiner Entstehungsbedingungen ahistorischen Zielpunkt der Staatspolitik. Gleichzeitig mag man aus dieser Strategie, die die Anfänge des Rechtsgrundes und die Schaffung der Normalität im Begriff der souveränen Entscheidung zu überbrücken sucht, noch ein anderes Anliegen heraushören. Der rechtswissenschaftliche Blick Schmitts als Verfassungsrechtler muss für die nicht mehr bzw. noch nicht rechtsförmigen Anfänge des Rechts und die Entscheidung seiner elementaren Leitunterscheidung blind sein, und mehr noch: In der Positivierung der Rechtsentstehung muss er zwangsläufig die Anmaßung sehen, „diese Frage nach dem Anfang der positiven Geltung der Norm als eine nicht mehr juristische Frage von sich zu weisen.“⁵²⁰ Schmitt holt mit anderen Worten die Entstehung der Rechtsunterscheidung in das Prozessieren der Unterscheidung selbst hinein, um die Unausprechlichkeit ihrer Kontingenz zu wahren. Er bearbeitet dieses Problem strikt als ein legitimationstheoretisches, und übersieht so die Möglichkeit, es epistemologisch zu rekonstruieren. Unfreiwillig und doch notwendig erscheint der Dezisionismus für den Systemtheoretiker als Positivismus, der (noch) unfähig ist, den eigenen Beobachtungsstil zu beobachten und stattdessen ausschließlich mit der eigenen Leitunterscheidung weiter operiert. Der Rekurs auf Normalität ist unter diesen Voraussetzungen gleichzusetzen mit dem Festhalten an der eigenen Leitunterscheidung und der Re-Autonomisierung der funktions-spezifischen Beobachtungsperspektive.

Die deutsche Prosodie mag bei Schmitts berühmten Diktum „Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet“⁵²¹, die Betonung intuitiv auf den Ausnahmezustand legen und das Moment des Entscheidens dabei vernachlässigen, faktisch trifft dieses aber erst das Kernmoment von Schmitts Gedanken. Wenn die zuvor beschriebene Voraussetzung zutrifft, dass keine Regel jemals ihre eigenen Anwendungsbedingungen in Gänze regulieren und antizipieren kann, dann

⁵¹⁹ Vgl. BLANCHOT, Maurice: *L'entretien infini*, Paris: Gallimard 1969, 292.

⁵²⁰ SCHMITT, Carl: *Über die drei Arten des rechtswissenschaftlichen Denkens*, 2. Aufl., Berlin: Duncker & Humblot 1993, 30.

⁵²¹ SCHMITT, Carl: *Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität*, 6. Aufl., Berlin: Duncker & Humblot 1993 [1922], 11.

zeigt dies auch die heikle Position der Ausnahmeregelung, wie Schmitt sie dem Souverän einräumt.⁵²² Im wahrsten Sinne ist sie eine Entscheidung, die der Kontingenz, der sie begegnet, durch ein Machtwort, eine Setzung zu begegnen sucht. Dass Kontingenz durch die Benennung der Entscheidung als einer solchen gerade auch eröffnet wird und Ordnung potentiell durch den Aufweis ihrer Kontingenz gefährdet sein kann, übergeht Schmitt, indem er die Entscheidung als Letztbegründung souveränen Handelns akzeptiert. Diese Verbindung von Entscheidung und Unverfügbarkeit⁵²³ (etwa weiterer Gründe, rechtlicher Normen) ist nachvollziehbar für die Immanenz des Ausnahmezustandes, scheidet aber, sobald Schmitts Anspruch genauer betrachtet wird. Dieser beansprucht die Entscheidung nämlich nicht nur als Regulationsmechanismus für den Ausnahmezustand, sondern auch als Übergangselement vom staatsrechtlich normierten Normalzustand in den Ausnahmezustand. Hier ist unklar, wieso in einem Zustand rechtlicher Ordnung, der auch einen werthaltigen Pool an Begründungen in den Diskurs einspeist, ausgerechnet die souveräne Entscheidung in Gänze über diese hinausgehen dürfen soll. Ganz besonders erhebt sich dieser Einwand, wenn man bedenkt, mit welcher Evidenz Schmitt einen Staat vor Augen hatte, in dem der einmal proklamierte Ausnahmezustand von 1933 nicht mehr zurückgenommen worden war. Mit ungebrochener Aktualität zeichnen sich solche Szenarien auch heute in verschiedenen Staaten ab⁵²⁴, in denen Ausnahme-Regularien zum bewährten Mittel ökonomischer und staatsrechtlicher Regulation avanciert sind. Aus sporadischen Episoden sind mithin permanente Zustände geworden, die weniger dem staatlichen Souverän als dem Kalkül der Herrschenden als Ressource und rhetorisches Instrument zur Verfügung stehen. Gerade das gegenseitige Aushebeln von Norm und Ausnahme, wie sie im Zustand ihrer Ununterscheidbarkeit

⁵²² Trotz des oftmals vehementen und nahezu polemischen Widerstands von Luhmann gegenüber Schmitts Entscheidungstheorie – vgl. dazu WERBER, Niels: Von Feinden und Barbaren. Carl Schmitt und Niklas Luhmann, in: *Merkur* 49 (1995), 949-957 – muss auf markante Ähnlichkeiten beider Theorien hingewiesen werden, die mögliches Erklärungspotential für die obige These bieten. WIRTZ, Thomas: Entscheidung. Niklas Luhmann und Carl Schmitt, in: KOSCHORKE, Albrecht, VISMANN, Claudia (Hgg.): *Widerstände der Systemtheorie. Kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann*, Oldenbourg: Akademie-Verlag 1999, 175-197, hat darauf aufmerksam gemacht, dass auch Luhmann gegenüber den von ihm als ‚alteuropäisch‘ apostrophierten Denkrichtungen wie der Romantik, gegenüber denen er einen starken Ästhetisierungsverdacht angesichts deren Topos der Unabschließbarkeit hegte, selbst das Machtwort der Entscheidung in den Vordergrund stellte, dem Luhmann insbesondere die Form des Codes verlieh. Zwar ist die Entscheidung in Form des systemeigenen Codes bei Luhmann zur offenen Paradoxie nobilitiert, dennoch bezeichnet sie letztlich auch bei ihm ein unhintergebares „Heiligtum des Systems“. LUHMANN, Niklas: *Das Recht der Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993, 320.

⁵²³ So variiert etwa Heinz von Foerster die Vorstellung einer Kluft der Kontingenz, der zufolge eine Entscheidung ihren Namen ausschließlich dann verdient, wenn es keine perfekten Begründungsbrücken gibt, vgl. FOERSTER, Heinz von: *Ethics and Second-Order Cybernetics*, in: *Cybernetics and Human Knowing* 1 (1992), 9-19, 14: „Only those questions that are in principle undecidable, we can decide.“

⁵²⁴ Vgl. dazu NEOCLEOUS, Mark: *The Problem with Normality: Taking Exception to „Permanent Emergency“*, in: *Alternatives* 31 (2006), 191-213. Vgl. Auch KISTNER, Ulrike: *The Exception and the Rule: Fictive, Real, Critical*, in: *Telos* 157 (2011), 43-59, hier: 45: *Nicht anders als Foucaults Normalisierungsmacht sei „der Ausnahmezustand [...] die dominante Technik der Regierung geworden.“* Vgl. dazu auch WERBER, Niels: *Die Normalisierung des Ausnahmefalls. Giorgio Agambens kleine Weltgeschichte der politischen Souveränität*, in: *Merkur* 7 (2002), 618-622; vgl. auch WERBER, Niels: *„Torture or only Mistreatment?“ Normativität, Normalismus und Normenreflexion nach Abu Ghraib*, in: PONTZEN, Alexandra, PREUBER, Heinz-Peter (Hgg.): *Schuld und Scham (=Jahrbuch Literatur und Politik 3)*, Heidelberg: Winter 2008, 239-252.

vorliegt, scheint das zentrale Gegenargument gegenüber Schmitts Dezisionismus in Form der Annahme zu sein, dass die Ausnahme erst die Konstitution des Normalzustands und der Normanwendung zu ermöglichen habe. Diese Funktionsweise erledigt sich, sobald beide Varianten ununterscheidbar geworden sind und muss darüber hinaus jeden Versuch, den Ausnahmezustand als Normalzustand zu verteidigen, als Herrschaftskalkül zu erkennen geben: „Wenn eine staatliche Institution einen Ausnahmezustand proklamiert, dann tut sie das als Teil einer verzweifelten Strategie, um eben jenen Zustand zu bannen und zum normalen Ablauf der Dinge zurückkehren zu können. Der permanente Ausnahmezustand, wie er von der herrschenden Klasse angewendet wird, ist Teil der Anstrengung gegen den wirklichen Ausnahmezustand, der von denen bevorzugt wird, die eine wirkliche Alternative zum status quo suchen.“⁵²⁵

Dass das Moment der Entscheidung, wie Schmitt es in seinen Schriften stark macht, gerade in Situationen mangelnder Handlungs- und Regelroutine relevant wird, muss aber nicht mit der bei Schmitt vorgeführten Eindeutigkeit in den Ruf nach der starken, letztlich diktatorischen Hand münden, die immer auch der ungewollten Ironie unterliegt, mit dem verzweifelten Topos der Fackel im Sturm, in Mitten von Kleingeistern und Zauderern, letztlich das eigene Sicherheitsbedürfnis überdecken zu wollen. Matthias Kaufmann hat gezeigt, dass auch die Entscheidung von einem Doppelaspekt lebt, der den Entscheidungs-Begriff zwischen den Polen der Wahl und dem Widerfahrnis situiert: Mit der Entscheidung kann dann „der Vorgang des mehr oder minder reflektierten Wählens oder aber das Resultat einer Entwicklung gemeint sein, dem man sich von nun gegenüber sieht.“⁵²⁶ Dieser Unterschied verweist sehr deutlich auf ein Bedeutungsmoment der Entscheidung, der Schmitt auszuweichen versucht, dass nämlich auch die Entscheidung die Form von konsensuellen demokratischen Diskussionsprozessen annehmen kann, bei denen eine größtmögliche empirische Identifikation zwischen denjenigen, die entscheiden, und denen, die von der Entscheidung betroffen sind, erreicht werden soll.

Die genannten Unzulänglichkeiten bei der Bestimmung des Normalzustands aus dem Gegensatz zur Ausnahme machen es notwendig, noch einmal auf das Verhältnis der Schmittschen Theorie zur Moderne aufmerksam zu machen und zu fragen, inwieweit seine Theorie diese zu reflektieren vermag. Wir haben bereits gesehen, dass allein die Tendenz zur Dichotomisierung bei Schmitt auch für das Dual von Normalität und Ausnahme zu der prekären Situation führt, dass beide Formen ab einem bestimmten Punkt ununterscheidbar wurden, dass der permanente Ausnahmezustand mit anderen Worten normalisiert und in der Folge instrumentalisiert werden kann.

⁵²⁵ ZIZEK, Slavoj: *Welcome to the Dessert of the Real. Five Essays on September 11 and Related Dates*, London: Verso 2002, 108.

⁵²⁶ KAUFMANN, Matthias: *Wie absolut ist der Ausnahmezustand?*, in: DIERKSMEIER, Claus (Hg.): *Die Ausnahme denken. Festschrift zum 60. Geburtstag von Klaus-Michael Kodalle in zwei Bänden*, Bd. 1, Würzburg: Königshausen & Neumann 2003, 153-162, 156.

Unabhängig von dem Gedanken, dass bereits der Begriff der Normalität, der zwei (empirische) Positionen bzw. Messwerte voraussetzt und klassischerweise deren Mittelwert bezeichnet, sich kaum für eine Position eignet, die ihn mit lediglich einem der vorausgesetzten Werte identifiziert, soll nun durch die Einordnung der Theorie in das Feld der Moderne ein weiteres Argument gegen eine solch dichotome Lesart ausgearbeitet werden. Schmitts Selbstinszenierung als unbequemer Denker der Ausnahme ist bereits zuvor als Spiegelbild einer Verunsicherung und dem daraus resultierenden Bemühen aufgefallen, die Erschütterungen der auch von Schmitt selbst wahrgenommenen sozialen Verfallserscheinungen wie der Ökonomisierung der Lebenswelt und ihren Phänomenen der Konsum- und Produktivgenossenschaft⁵²⁷ aufzuarbeiten. Diese Suche nach einem festen und nicht erschütterbaren Halt, den Schmitt im Dezisionismus gefunden zu haben meinte, ist programmatisch für die Moderne, deren meist einseitig dargestellter Triumph etwa in Form der Aufklärung wesentlich durch jene Krisen und Verunsicherungserfahrungen ergänzt werden muss, die das Ergebnis des Auseinanderdriftens und der empirischen Diffusion der verschiedensten Lebensbereiche, kurz: der Umstellung auf funktionale Differenzierung, darstellen. Um zu verstehen, warum Schmitts Theorie des Ausnahmezustands und seine Bestimmung der Normalität – vorausgesetzt, man akzeptiert die soziologische Diagnose der funktionalen Differenzierung – notwendig scheitern muss, wird deutlich, wenn man sie mit dem Beispiel einer gegenteiligen Reaktion konfrontiert. Die Erfahrung des Erdbebens von Lissabon im Jahr 1755 mit seinen vielen Toten und der riesigen Zerstörung wird von Kant aufgegriffen und in einer Theorie verarbeitet, die naturwissenschaftlich das Entstehen von Erdbeben und Tsunamis erklären soll.⁵²⁸ Dass Kant mit seiner Variante letztlich falsch lag, hat sich historisch bewahrheitet, dennoch zeigt sein Bemühen deutlich jene Systematik, mit der der modernen Krisenerfahrung hier anders als bei Schmitt begegnet wird: Diese besteht bei Kant zunächst in der Trennung der Argumentationslogiken, die das natürliche Ereignis des Erdbebens von religiösen oder gesellschaftstheoretischen Diskursen etwa in Form einer Theodizee ablöste. Die ethische Frage nach dem gelingenden Leben und die jeweils praktizierten Antworten weist Kant damit als unabhängig von den natürlichen Ereignissen aus und unterbindet unzulässige Überschneidungen, die auf deren gegenseitige Einflussnahme abhoben und folglich falsche Kausalbeziehungen generierten. Das, was die Krise der Moderne im Eigentlichen prägte, war dann weniger die Zerstörung durch das Erdbeben oder die Erfahrung der vielen Toten, sondern die Einsicht in die Unzulänglichkeit der bislang wirksamen Erklärungsmuster. Das Unbekannte und Unverständliche in der Natur wurde wenig-

⁵²⁷ Vgl. HOLMES, Stephen: Die Anatomie des Antiliberalismus, übers. v. VONDERSTEIN, Anne, Hamburg: Rotbuch-Verlag 1995, 84.

⁵²⁸ Vgl. KANT, Immanuel: Geschichte und Naturbeschreibung der merkwürdigsten Vorfälle des Erdbebens, welches an dem Ende des 1755sten Jahres einen großen Theil der Erde erschüttert hat, in: Ders.: Werke, Bd. 1, hg. von WEISCHEDL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1996 [1756].

tens formal verstehbar durch die Einsicht, dass sich die Eigenlogiken der Bereiche von Moral und Natur nicht mehr in deckungsgleichen Semantiken darstellen ließen. Die Kontingenz sozialer Ordnung wird später dann auch für die Gesamtorchestrierung der Gesellschaft zum wesentlichen Problem.

Was Kant mit den Funktionslogiken von Natur und Moral benennt, kann in wesentlichen Zügen auf die Unübersetzbarkeit der modernen Systembezüge übertragen werden, die von keinem zentralen Punkt aus gebündelt werden können. Schmitts Theorie des Ausnahmezustands muss aus dieser Perspektive als der zwangsläufig scheiternde Versuch verstanden werden, die Uneindeutigkeiten der Moderne im Moment der souveränen Entscheidung doch noch auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, um die Gesellschaft entgegen aller systemischen Widerstände durchregieren zu können. Helmuth Plessner sieht darin auch eine Konsequenz aus der Position Schmitts, die beliebig Anleihen sowohl bei naturrechtlichen als auch rechtspositivistischen Positionen macht. Plessner deutet dies als Ergebnis der verspäteten Nationalstaatenbildung in Deutschland und der in Folge ausgebliebenen Verständigung von politischer Aufklärung und republikanischer Institutionenlehre: „Nicht ein allgemeines Sittengesetz, nicht ewige Werte führen das Handeln, keine allgemeine Menschennatur trägt es mehr. Die normlos gewordene Entscheidung hat nichts mehr über sich, sondern nur noch vor sich: eine konkrete Lage, die gemeistert sein will.“⁵²⁹ Damit steht Schmitt in der Tradition einer Reaktionsform, die Krieg und Herrschaft als Antworten auf die Krisenhaftigkeit der Moderne verstehen.⁵³⁰ Wenn Robert Yelle davon spricht, dass die Schmittsche Theorie des Dezisionismus eine direkte Reaktion auf das Webersche Postulat der Entzauberung der Welt in der Moderne darstellt, dann kann diese Rückverzauberung, die Schmitt durch die souveräne Entscheidung als dem nicht bloß rhetorischen Kniff anstrebt, durchaus als Restitution jener Monoperspektive verstanden werden, die in der Moderne verloren gegangen ist und gleichwohl permanent simuliert werden muss.⁵³¹ Schmitts dichotome Entgegensetzung von Normal- und Ausnahmezustand scheidet, weil er nicht sieht, was er wohlmöglich nicht sehen kann, dass nämlich seine Beobachterperspektive, die er unzulässig als Monoperspektive anpreist, wie auch alle anderen jeweils nur bruchstückhafte Beschreibungen liefern kann. Ohne jegliche Apologie kann Schmitts Faszination gegenüber totalitärem Kriegsgebaren dann als funktionale, und wohl auch über weite historische Strecken bewährte Reaktionsweise des handelnden Zugriffs auf die Erfahrung der krisenhaften Moderne aufgefasst werden, wenn Krieg als Mittel der Einheitsbeschwörung als noch einzig verbliebene Möglichkeit

⁵²⁹ PLESSNER, Helmuth: Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie, Berlin: DeGruyter 1965, 149 f.

⁵³⁰ Vgl. NASSEHI, Armin: Der Ausnahmezustand als Normalfall. Modernität als Krise, in: MURMANN, Sven (Hg.): Krisen lieben. (=Kursbuch 170), Hamburg: Murmann-Verlag 2012, 34-49, bes. 38 ff.

⁵³¹ Vgl. YELLE, Robert: The Trouble with Transcendence: Carl Schmitt's „Exception“ as a Challenge for Religious Studies, in: Method and Theory in the Study of Religion 22 (2010), 189-206, bes. 192 f.

gesehen wird, Gesellschaft unter eine gemeinsame, in diesem Fall Freund-Feind-Leitbeobachtung in der Person des Souveräns zu einen.⁵³² Dass die Generierung dieser künstlichen Zentralperspektive letztlich auch die Objektivität ihrer Notwendigkeit zumindest im Unklaren lässt und sie als evident auszuweisen versucht, ist eine weitere, bereits von Agamben kritisierte Prämisse der Theorie Carl Schmitts: „Die äußerste Aporie [...] betrifft die Not in ihrem Wesen selbst, die von den Autoren weiterhin [...] als objektive Situation gedacht wird. Gegen diese unbedarfte Konzeption, die eine bloße Faktizität unterstellt, die sie jedoch selbst in Zweifel gezogen hat, hat die Kritik jener Juristen leichtes Spiel, die zeigen, dass Not, weit davon entfernt, sich als ein objektiv Gegebenes zu verstehen, ganz offensichtlich ein subjektives Urteil enthält und dass nur solche Umstände nötigend sind und Ausnahmecharakter haben, die dazu erklärt worden sind.“⁵³³ Wenn auch die Not als Indikator für das Einschreiten des Souveräns zur bloß subjektiven Entscheidung degeneriert, ist der Wirkungskreislauf von Schmitts Theorie erneut ausgehebelt durch die Eigenlogiken der Moderne, die sich einem direkten Zugriff entziehen.

Armin Nassehi betont, dass trotz der Notwendigkeit, auch in der Moderne eine Zentralperspektive als Simulation zu generieren⁵³⁴, der Dezionismus den methodologischen Fehler vertritt, diese als Theorie bestehende Perspektive auch empirisch mit aller Kraft durchsetzen zu wollen: „Es ist kein Wunder, dass diese Generation gerade vom Krieg, vom Dezionismus fasziniert war, weil sie darin zugleich modern und antimodern sein konnte. Modern ist es, die auseinanderstrebenden Momente vereinen zu wollen, antimodern, dies dann auch zu tun.“⁵³⁵ Schmitts Zentralisierung der Freund-Differenz lässt sich dann auch nicht mehr als höherstufige Beobachtung zweiter Ordnung lesen, lediglich als radikale Ausblendung anderer Perspektiven zugunsten der eigenen ist sie verständlich. Dass er streng dichotom versucht, Normal- und Ausnahmezustand gegeneinander auszuspielen, gibt dann zwar eine alltagspraktische Intuition wieder, wird beiden Phänomenen aber nicht gerecht und scheitert wie gezeigt am Phänomen des normalisierten Ausnahmezustands. Wenn als Ergebnis für die Bestimmung der Normalität also auch festzuhalten bleibt, dass Normalität ebenso wenig gegen die Ausnahme wie gegen die Regel ausgespielt werden kann, da sie je nach Kontext letztlich beides zu bezeichnen vermag und sich einer starren

⁵³² Vgl. NASSEHI, Armin: *Der soziologische Diskurs der Moderne*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 360-366. Vgl. auch SONNTAG, Susan: *AIDS and Its Metaphors*, Harmondsworth: Penguin Books 1989, 17, zur Angst vor der Apokalypse als einem Dauerthema der Moderne: „Die Apokalypse droht – und sie findet nicht statt. Und dennoch droht sie auch weiterhin. [...] Die Apokalypse ist jetzt zum Dauerbrenner geworden: nicht mehr Apokalypse now, sondern ‚Ab heute Apokalypse‘.“

⁵³³ AGAMBEN, Giorgio: *Ausnahmezustand*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004, 39.

⁵³⁴ „Die zentrale These, auf die auch das Symptom der Postmoderne verweist, ist, dass die Einheit der Gesellschaft in der Gesellschaft nur als imaginäre Einheit, als semantische Imagination zu haben ist und dass genau dann, wenn dies nicht eingerechnet wird, Moralprobleme auftauchen.“ FUCHS, Peter: *Die Erreichbarkeit der Gesellschaft. Zur Konstruktion und Imagination gesellschaftlicher Einheit*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992, 12 f.

⁵³⁵ NASSEHI, Armin: *Der Ausnahmezustand als Normalfall. Modernität als Krise*, in: MURMANN, Sven (Hg.): *Krisen lieben.* (=Kursbuch 170), Hamburg: Murmann-Verlag 2012, 34-49, 42.

Dichotomie aus strukturellen Gründen widersetzt, dann scheinen diese Gründe der Beobachtung Recht zu geben, dass Normalität trotz ihrer Nähe zu normativen Bestimmungen nicht als Punkt-norm funktioniert, sondern flexible Kontinuumsbewegungen beschreibt. An der Relation von Norm und Abweichung scheitert sie aber aus noch einem weiteren Grund, und dies haben die Überlegungen zu Carl Schmitts Theorie des Ausnahmezustands zeigen können: Wenn es demnach möglich ist, dass es Bewegungen der Normalisierung gibt, die selbst das vermeintliche Gegenteil des Ausnahmezustands in die Form der Normalität zu bringen vermögen, dann kann ausgehend von dieser Situation des „normalen Ausnahmezustands“ ein Begriff von Normalität nur noch als höherstufig gegenüber der Differenz von Norm und Abweichung begriffen werden. Niklas Luhmann hat in Anlehnung an George Spencer Brown diese Höherstufigkeit für jede mögliche binäre Codierung als *re-entry* und damit als Beobachtungsoperation beschrieben, bei der eine Seite der Unterscheidung innerhalb der Unterscheidung wieder auftritt. Dies führt zu der nur scheinbar paradoxen Feststellung, dass auch das Normale anormal und umgekehrt das nicht-Normale normal sein kann; genauso, wie es Eigenheit der Norm ist, über das Normale disponieren zu können und das Normale (i. S. des statistischen Durchschnitts) als richtig oder falsch auszuweisen.

Diese Überlegung soll im folgenden Kapitel vertieft werden. Dazu muss noch einmal systematisch der Frage nachgegangen werden, aus welchem Grund Normalität als semantische Konstruktion gerade in jenen Grenzbereichen des ethischen Fragens der Moderne erscheint, wie sie bislang betrachtet wurden: Innerhalb der Sein-Sollens-Dichotomie und damit angesichts der modernen Konvention, zwischen beiden Bereichen systematisch zu trennen, ebenso in der Auseinandersetzung um die Möglichkeit der Machtausübung durch Normalisierung, sowie schließlich der Relation von Norm und Abweichung. Normalität erscheint nach dieser Betrachtung in ihren wesentlichen normativen Bezügen als „unscharf“ bzw. uneindeutig. Dass das kein Fehler „in der Sache“, kein ontologisches Defizit darstellt, soll nun bei einer semantischen Analyse verdeutlicht werden, in der diese Uneindeutigkeiten als Notwendigkeit gegenüber der Struktur moderner Normativität und Sozialität erscheinen.

IV. Normalität als normative Semantik

IV.1 Normalität und Moral in der Moderne

Mein Vortrag hat den Titel *Vortrag*. [...] Ich vermute, dass das ein versteckter Hinweis darauf ist, dass wir es mit Selbstreferenz zu tun haben.

(Niklas Luhmann: Ausdifferenzierung der Kunst, in: Schriften zu Kunst und Literatur, hg. v. Niels Werber, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008, 401-415, 401.)

Moral, das ist, wenn man moralisch ist.
Versteht Er? Es ist ein gutes Wort.

(Georg Büchner: Woyzeck, Stuttgart: Reclam 2004, 17.)

Das Auftreten von Normalität als ethisch-relevantem Terminus fällt nach den bisherigen Ergebnissen mit dem Beginn der Moderne zusammen. Dies gilt für das Aufbrechen teleologisch-naturaler Handlungs-rationalität, wie sie in der systematischen Trennung von Sein und Sollen formuliert wurde, ebenso wie für den Rückgriff auf den Begriff der Normalität als ordnungsstiftender Größe. Bereits die ihr zugrundeliegende Frage, wie soziale Ordnung möglich sei, kann kaum anders als in einem modernen Licht erscheinen, da sie mit der Möglichkeit von Ordnung eine bislang festverankerte Größe kontingent erscheinen lässt, mit der Frageform aber gleichzeitig ein lebensweltlich immer schon gelöstes Problem formuliert. Unter den Vorzeichen der – nicht als solcher erkannten – Moderne muss schließlich auch der Versuch von Carl Schmitt gelesen werden, die staatsrechtliche Normalität dezisionistisch zu übertrumpfen. Diese Einzelaspekte der Normalität legen so eine strukturelle Verbindung zur Moderne nahe, die eine berechtigte Erklärungshoheit für jede Normalitäts-Theorie beansprucht⁵³⁶: Ein vertieftes Verständnis dieser Moderne ist konstitutiv, um ihre historische Verbindung mit dem Phänomen der Normalität über mehr als den Erklärungsversuch purer Zufälligkeit hinaus nachvollziehen zu können.

Bevor das Moment der Reflexivität als spezifisches Merkmal der Moderne bestimmt werden kann, soll zuvor ein Blick auf die vielfältigen Definitionsversuche von Modernität geworfen wer-

⁵³⁶ Dies gilt ebenfalls für Normalismus-Theorien, vgl. LINK, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, 358: „Die Symbiose des Normalismus mit Spezialisierung (Arbeitsteilung, funktionaler Ausdifferenzierung), moderner Dynamik (Wachstum, Akkumulation, 'Zeitbeschleunigung' und Konkurrenz) ist konstitutiv. [...] Es handelt sich um eine historisch-kontingente Kopplung zwischen heterogenen Elementen, die sich als stabil reproduzierbar erwiesen hat.“

den: Diese fassen in einem breitem Spektrum begriffliche Horizonte wie einen hohen Grad an Arbeitsteilung und Differenzierung als Modernitätskriterium, ebenso den Versuch, Vollinklusion herzustellen, eine Tendenz zur Demokratisierung, die Verwendung positiven Rechts als Konfliktlösungsstrategie und die zunehmende Herausbildung sozial-temporaler Dynamiken. Mit Blick auf das Entstehen einer modernen Gesellschaftsstruktur scheint der verbindende Punkt dabei in der Entwicklung funktionaler Differenzierung zu liegen, deren Autonomisierung der Funktionssysteme weit mehr umfasst als die kaum autonom zu nennende Form der Arbeitsteilung.⁵³⁷ Modernisierungsprozesse können demnach maßgeblich als Differenzierungsprozesse aufgefasst werden, und übersteigen als solche auch die üblichen Modernitäts-Diagnosen empirischer Diffusion etwa unter den Begrifflichkeiten von Pluralismus, Individualisierung und Multioptionalisierung.⁵³⁸ Zwar bestehen auch diese Diagnosen auf der Aufgabe eines sozialen Zentrums und dem Wegfall streng hierarchischer Strukturen, allein die Theorie funktionaler Differenzierung steht aber darüber hinaus für die Aufgabe des Gesellschaftsbegriffs als seinshafter Einheitszumutung. Gesellschaft stellt demnach keine metaphysische Einheit mehr dar, sondern ist einzig als operative Einheit von sich differenzierenden Teilbereichen bzw. Systemen denkbar.⁵³⁹ Die Kerndiagnose, dass es sich bei modernen Gesellschaften um funktional differenzierte Gesellschaften handelt, muss insofern mit einem ihr scheinbar innewohnenden Widerspruch auskommen: Einerseits wird ihr eine sie verbindende Mitte abgesprochen, von der aus eine zentrale Betrachtung der Gesellschaft möglich wäre, gleichzeitig scheint die Gemeinsamkeit und Ganzheit der Gesellschaft gerade so neu denkbar zu werden, nämlich im Verzicht auf die ontische Einheit, die eine Vorstellung von Gesellschaft als immer neu zu (re-)konstruierender Ganzheit ermöglicht. Einheit wird in der Moderne scheinbar paradox nur durch Verzicht auf eben diese möglich.

Auf diese Weise verbinden sich die Symptome der sozialen Parzellierung und Individualisierung einerseits mit der nur scheinbar widersprechenden Bedingung der Beschreibung von Gesellschaft als Einheit; Entgrenzungstendenzen können somit als Re-Strukturierung und Regulierung von Gesellschaft aufgefasst werden, bezieht man sie auf die Vorstellung sozialer Emergenz, die anders als das klassische Dekompositionsparadigma gesellschaftliche Differenzierung nicht primär als Zerlegung des gesellschaftlichen Ganzen, sondern als Ausdifferenzierung autonomer Zugriffs-

⁵³⁷ Vgl. SCHIMANK, Uwe: Theorie der modernen Gesellschaft nach Luhmann – eine Bilanz in Stichworten, in: GIEGEL, Hans-Joachim, SCHIMANK, Uwe (Hgg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 261-298, 264.

⁵³⁸ Vgl. BERGER, Peter L., LUCKMANN, Thomas: Modernität, Pluralismus und Sinnkrise. Die Orientierung des modernen Menschen, Gütersloh: Bertelsmann 1995; vgl. auch BECK, Ulrich, BECK-GERNSHEIM, Elisabeth: Riskante Freiheiten: Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994; vgl. auch GROSS, Peter: Die Multioptionsgesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2005.

⁵³⁹ Vgl. NASSEHI, Armin: Differenzierungsfolgen. Beiträge zur Soziologie der Moderne, Opladen: Westdeutscher Verlag 1999, 16; vgl. auch SCHWINN, Thomas: Perspektiven der neueren Differenzierungstheorie, in: Ders., GREVE, Jens, KRONEBERG, Clemens (Hgg.): Soziale Differenzierung. Handlungstheoretische Zugänge in der Diskussion, Wiesbaden: VS-Verlag 2011, 421-432, 427.

möglichkeiten auf die Welt versteht.⁵⁴⁰ Diese Beschreibungsleistung der modernen Gesellschaft als funktional-differenziert ist wesentlich Niklas Luhmann zuzuerkennen, dessen Rekonstruktion des Übergangs von segmentären und stratifizierten hin zu funktional-differenzierten Gesellschaften die Theorien von Weber, Parsons, Spencer und Durkheim bündelt und weiterdenkt. Der seit dem 18. Jahrhundert anlaufende und historisch bislang einmalige⁵⁴¹ Umbau der Gesellschaftsstruktur verbindet höhere Selektionsmöglichkeiten für den Einzelnen mit stärkeren Anschlusszwängen für das jeweilige Erleben und Handeln. Ebenso wie die stratifizierte Gesellschaft gegenüber der segmentären, führt auch die funktional-differenzierte Gesellschaft gegenüber ihren Vorstufen so zu einem erheblich erhöhten Komplexitätsniveau. Die sozialen Systeme begegnen diesem Problem durch eine scharfe Reduktion der Anschlussmöglichkeiten: Kommunikation jenseits der Autopoiesis des Systemcodes bleibt chancenlos. Was nicht innerhalb des Systems kommuniziert wird, geschieht als Fremdreferenz, als Bezugnahme auf die Systemumwelt und als kommunikative Konstitution der Realität.⁵⁴² Die Teilsysteme können untereinander zudem nicht mehr in eine gültige Rangfolge gebracht werden, sie erlauben keine Reihung in Schichten oder Staffellungen nach Graden der sozialen Relevanz, ihr Vorrang lässt sich wenn überhaupt nur situationsweise klären. Dies schließt nicht aus, dass auch in der Moderne Bedingungen für strukturelle Kompatibilitäten genannt werden können, dennoch sind die strukturell-verfestigten Kopplungen gegenüber stratifizierten Gesellschaften deutlich minimiert zugunsten einer multiperspektivischen Ausdifferenzierung sozialer Teilsysteme. Deren uneindeutige Ordnung ist nicht das normative Programm oder der Lösungsvorschlag, wohl aber die Grunderfahrung der Moderne, die in der Einsicht besteht, dass die Eigenlogiken und Autonomien der Systeme weder werthaft gegeneinander ausgespielt noch reibungslos ineinander überführt werden können. Dies gilt im Hinblick auf die sozialen Systeme, aber auch im Hinblick auf die Temporalstrukturen der Moderne: Shmuel N. Eisenstadts Konzept der *multiple modernities* bestimmt die Moderne von der ihr inhärenten Bewegungs- und Beschleunigungsstruktur aus, der modernen Selbstwahrnehmung, dass gleichzeitig völlig Unterschiedliches passiert.⁵⁴³ In diesem Erfahrungspunkt kondensieren sowohl die vorausgesetzte Vergangenheit als auch die vorausgeahnte Zukunft, die Abgrenzung

⁵⁴⁰ Vgl. SCHIMANK, Uwe: Theorie der modernen Gesellschaft nach Luhmann – eine Bilanz in Stichworten, in: GIEGEL, Hans-Joachim, SCHIMANK, Uwe (Hgg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 261-298, 266; vgl. auch BECK, Ulrich, BONß, Wolfgang, LAU, Christoph: Entgrenzung erzwingt Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung?, in: BECK, Ulrich, LAU, Christoph (Hgg.): Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004, 13-64.

⁵⁴¹ Vgl. LUHMANN, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 3, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004 [1989], 33.

⁵⁴² Vgl. BERGER, Peter L., LUCKMANN, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, 23. Aufl., Frankfurt/M.: Fischer 2009.

⁵⁴³ Vgl. EISENSTADT, Shmuel: Die Vielfalt der Moderne, Weilerswist: Velbrück-Verlag 2000; zu den Temporalstrukturen der Moderne vgl. auch NASSEHI, Armin: Die Zeit der Gesellschaft. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit, Wiesbaden: VS-Verlag 2008.

von einer als rückständig erlebten Geschichte und der gestalterische Vorausgriff auf das noch Ausstehende. Sinnbildlich für die Moderne löst die Uhr das daraus entstehende Koordinationsproblem auf pragmatischem Weg.⁵⁴⁴ Sie charakterisiert die mechanische Umsetzung des modernen Gedankens einer Umstellung von Perfektion auf Perfektibilität⁵⁴⁵, d. h. der je unterschiedlich als Verantwortung oder Zumutung empfundenen Gestaltbarkeit einer noch unerfüllten Zukunft in Form des unabgeschlossenen (und systematischer: unabschließbaren) Projekts der Moderne. Dass die Gesellschaft trotz moderner Temporalisierung⁵⁴⁶ und Systemdifferenzierung dennoch auf Einheitszuschreibungen einer *repraesentatio identitatis* angewiesen ist, verarbeitet die Systemtheorie mit dem funktionalen Hinweis auf die lediglich noch als Selbstbeschreibung zu leistende soziale Ganzheit, die aber nicht mehr wie bei Carl Schmitt ontologisch durchzusetzen ist, sondern einzig als (Selbst-)Beschreibungsformel Gültigkeit beanspruchen kann. Die Schwierigkeit der hierarchisch-uneindeutigen Systembezüge fällt aber auch auf die Formen der Selbstbeschreibung zurück, auch sie sind von der Multiperspektivik nicht ausgeschlossen: Schließlich muss man „nur anders beobachten, um andere Realitäten zu erhalten“⁵⁴⁷. Dieser Verlust eines zentralen Standorts der Weltbeobachtung liegt in der Operation der Beobachtung selbst begründet. Luhmanns Rückgriff auf den Formenkalkül George Spencer Browns zeigt, dass eine jede Beobachtung als Markierung verstanden werden kann, die jeweils eine Seite einer insgesamt zweiseitigen Form bezeichnet. Jeder Formgebrauch zeitigt so einen Invisibilisierungseffekt⁵⁴⁸, er macht zum Einen die aktuell unbezeichnete Seite der Unterscheidung unsichtbar, viel wesentlicher aber auch die grundsätzliche Unterscheidungs-dichotomie, den „unmarked space“, aus dem heraus er operiert und dem er mit seiner Unterscheidung angehört. Die Soziologie als die akademische Rekonstruktion von Gesellschaft und Sozialstruktur versteht ihre Methode in der Moderne nicht von ungefähr als Beobachtung von Beobachtungen, die wiederum als Entscheidungen, nicht mehr als bloße Gegebenheiten rekonstruiert werden: Mit dieser Identifizierung von Beobachtung und Entscheidung (bzw. Operation) wird die gegebene Welt nun erstmals als geschaffene Gesellschaft erkennbar.⁵⁴⁹ Auch für das Subjekt bleibt diese moderne Konvention der Beobachtungsentscheidung nicht folgenlos. Einerseits fordert sie die beobachtende Person zu permanenter Selbstbe-

⁵⁴⁴ Vgl. GIDDENS, Anthony: Konsequenzen der Moderne, übers. von SCHULTE, Joachim, 7. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1996, 142.

⁵⁴⁵ Vgl. LUHMANN, Niklas: Beobachtungen der Moderne, Opladen: Westdeutscher Verlag 1992, 133.

⁵⁴⁶ Vgl. ROSA, Hartmut: Modernisierung als soziale Beschleunigung. Kontinuierliche Steigerungsdynamik und kulturelle Diskontinuität, in: BONACKER, Thorsten, RECKWITZ, Andreas (Hgg.): Kulturen der Moderne. Soziologische Perspektiven der Gegenwart, Frankfurt/M.: Campus 2007, 140-172.

⁵⁴⁷ FUCHS, Peter: Die Erreichbarkeit der Gesellschaft. Zur Konstruktion und Imagination gesellschaftlicher Einheit, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992, 8.

⁵⁴⁸ Vgl. LUHMANN, Niklas: Die Welt der Kunst, in: Ders.: Schriften zur Literatur und Kunst, hg. von WERBER, Niels, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008, 299-315, 301; vgl. auch LUHMANN, Niklas: Beobachtungen der Moderne, Opladen: Westdeutscher Verlag 1992, 157.

⁵⁴⁹ Vgl. NASSEHI, Armin: Der soziologische Diskurs der Moderne, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 29.

obachtung des eigenen Beobachtens – Luhmann definiert das moderne Individuum gerade durch die Fähigkeit, das eigene Beobachten beobachten zu können und befindet sich damit in erstaunlicher Nähe zu Foucaults Figur der Selbstaudeutung⁵⁵⁰ –, andererseits liefert sie diese Entscheidungen einem faktischen oder auch virtuellen Publikum aus, vor dem sie sich mittels Begründungen bewähren müssen.

Die hier ansetzende Dekonstruktion des Subjekts und dessen Wahrnehmung als „Kunstprodukt“⁵⁵¹ ist wesentlich für die Moderne, da sie das Verhalten des Menschen nicht mehr unter Maßgabe einer strengen, faktischen wie normativen, Verhaltensdetermination rekonstruiert, sondern als Entscheidung sichtbar werden lässt, die sich wiederum mit Gründen ausstatten muss, um kollektiven Konsens zu finden.⁵⁵² Dass Unsicherheiten und Spannungen zwischen autonomen und determinierenden Faktoren als wesentliche Reaktion den sozialen Umbau begleiten, scheint für Luhmann evident. Sie belegen auch, dass eine Rückkehr zu den sozialen Bindungskräften einer aristotelischen Sozialontologie kaum denkbar scheint, vielmehr müsse die Wiedereinbindung des aus der naturalen Sozialität herausgelösten Subjekts aus der „Subjektivität des Subjekts selbst begründet werden“⁵⁵³. Insofern beschreibt eine wesentliche Deutung der Moderne diese als einen kollektiven Handlungsraum⁵⁵⁴, in dem ihre Kennzeichen erkannt und durch Deutungen gestaltet werden, deren orientierende Kraft aber auch deutlicher hervortritt als ihre Übereinstimmung mit Wahrheitsansprüchen. Die Moderne fußt mithin auf der Möglichkeit, Handlungen prinzipiell als Entscheidungen rekonstruieren und mit Alternativen konfrontieren zu können, indem sie im Anschluss an Kant sowohl das individuelle Handlungsmotiv, den subjektiven Willen, als auch die Schwierigkeit von dessen Vermittlung mit einem überindividuellen Sollen in den modernen Diskurs eintreten lässt. Gleichzeitig besiegelt sie auf diese Weise das denkmöglich gewordene Auseinandertreten eines über den Kantischen Vernunftbegriff vermittelten transzendentalen Subjekts einerseits und den faktischen, empirischen und vielleicht gar nicht mehr so vernünftigen Subjekten auf der anderen Seite.⁵⁵⁵ Das Kantische Versöhnungsangebot in Form des

⁵⁵⁰ Vgl. LUHMANN, Niklas: *Beobachtungen der Moderne*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1992, 22.

⁵⁵¹ ELLRICH, Lutz: Die Konstitution des Sozialen. Phänomenologische Motive in N. Luhmanns Systemtheorie, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 46 (1992), 24-43, 30.

⁵⁵² Vgl. BREITSAMETER, Christof: Handeln verantworten, in: BARANZKE, Heike, BREITSAMETER, Christof, FEESER-LICHTERFELD, Ulrich, HEYER, Martin, KOWALSKI, Beate (Hgg.): *Handeln verantworten* (Theologische Module, Bd. 11), Freiburg i. Br.: Herder 2010, 7-45.

⁵⁵³ LUHMANN, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 2, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000 [1981], 236.

⁵⁵⁴ Vgl. FOLKERS, Horst: *Verabschiedete Vergangenheit. Ein Beitrag zur unaufhörlichen Selbstaudeutung der Moderne*, in: BAECKER, Dirk et al. (Hgg.): *Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1987, 46-83, 61.

⁵⁵⁵ So mag es auch ein Verdienst der Systemtheorie und der mit ihr verbundenen methodischen Dezentrierung des Menschen sein, dass sie dem handelnden Individuum eher gerecht zu werden vermag als „jene schöne Erzählung des autonomen Subjekts. Womöglich bietet die [...] Systemtheorie Niklas Luhmanns eine Theorie an, die das Individuum ernster nimmt als jene Theorien, die das Subjekt theoretisch nur als Held feiern können und empirisch dann allenfalls auf gefallene Helden treffen, bedroht in ihrer Autonomie, behindert in ihrer Kreativität und dem falsch

Pflichtbegriffs und der Teilhabe an der Allgemeinheit der Vernunft verdrängt das Problem dabei mehr, als dass es eine Lösung anbietet. Schließlich mag sich das moderne Subjekt zwar seines Vernunftvermögens innewerden, kann aber nicht mit Notwendigkeit auf das Vorhandensein dieses Potentials in anderen schließen. Mit der modernen Diffusion des Gattungssubjekts und dem Wegfall des transzendentalen Subjekts sind der Moderne gleichwohl die beiden klassischen Wege versperrt: Sowohl der „Welt-Pol“ im Anschluss an Aristoteles als auch der „Ich-Pol“⁵⁵⁶ von Seiten Kants. Was Luhmann unter dem Stichwort der doppelten Kontingenz beschreibt, gewinnt für die Moderne an dieser Stelle eine zentrale Bedeutung in Form der schon bei Carl Schmitt thematisierten Unsicherheits- und Ambivalenzerfahrungen. Zygmunt Bauman hat insbesondere die Ambivalenz als Hauptsymptom moderner Unordnung erfasst und damit das subjektive Unbehagen und die drohende Lähmung aus der modernen Erfahrung beschrieben, Handlungen und Situationen nur unzureichend lesen und erfassen zu können. Das moderne Individuum findet sich in einer hoch komplexen, unübersichtlichen Welt wieder, die Chancen wie Gefahren mit einem erheblichen Steuerungsbedarf verbindet. Dass dieser nicht allein durch unermühten Mitteleinsatz kompensiert werden kann, sondern auch durch die Entwicklung von weniger explizit-normativen Orientierungskonzepten aufgefangen werden muss⁵⁵⁷, bildet einen ersten Erklärungsansatz für die Verbindung von Normalität als Deutungsfolie innerhalb der Moderne. Sie reagiert auf die symmetrische Zunahme von Freiheit und Riskiertheit⁵⁵⁸ als jener ambivalenten Signatur der Moderne. Für die Selbststeuerungsmöglichkeiten moderner Gesellschaften verbindet sich dieser Gedanke mit der Einsicht, dass diese weder auf eine vollständige Maximierung von Risiken und Chancen noch auf eine Rückzugsposition vollständiger Sicherheit setzen können, sondern in komplementär angelegten Strategien beides amalgamieren müssen.⁵⁵⁹ Die Unmöglichkeit des Rückzugs auf eine Strategie reiner Sicherheit schließt sich in der Moderne schon von der epistemologischen Einsicht in die Unzulänglichkeit modernen Wissens durch dessen permanente Relativierung aus; so zeigt die Diskussion um Heuristiken sehr deutlich, dass eine Anhäufung von Wissen weniger mit einer größeren sozialen Kontrolle als vielmehr mit zunehmender Unübersichtlichkeit

Bewusstsein verfallen, der Effizienz des Getriebes [...] nachzustreben.“ NASSEHI, Armin: Die Differenz der Kommunikation und die Kommunikation der Differenz. Über die kommunikationstheoretischen Grundlagen von Luhmanns Gesellschaftstheorie, in: GIEGEL, Hans-Joachim, SCHIMANK, Uwe (Hgg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 21-41, 22.

⁵⁵⁶ GAMM, Gerhard: Die Unausdeutbarkeit des Selbst. Über die normative Kraft des Unbestimmten in der Moralphilosophie der Gegenwart, in: LUUTZ, Wolfgang (Hg.): Das ‚Andere‘ der Kommunikation, Leipzig: Univ. Verlag 1997, 126-139, 128.

⁵⁵⁷ Vgl. ELLRICH, Lutz: Normativität und Normalität, in: BARTZ, Christina, KRAUSE, Marcus (Hgg.): Spektakel der Normalisierung, München: Fink 2007, 26-51, 26.

⁵⁵⁸ Vgl. BREITSAMETER, Christof: Identität und Moral in der modernen Gesellschaft. Sozialwissenschaften und theologische Ethik im interdisziplinären Gespräch, Paderborn: Schöningh 2003, 111.

⁵⁵⁹ Vgl. MÜNKLER, Herfried: Strategien der Sicherung: Welten der Sicherheit und Kulturen des Risikos. Theoretische Perspektiven, in: Ders., BOHLENDER, Matthias, MEURER, Sabine (Hgg.): Sicherheit und Risiko. Über den Umgang mit Gefahr im 21. Jahrhundert, Bielefeld: transcript 2010, 11-34, 27.

einhergeht: Auf diese Weise kann Wissen – soziologisch betrachtet – zur Instabilität und Unbeständigkeit sozialer Gefüge beitragen.⁵⁶⁰ Die modernen Kategorien von Risiko, Unsicherheit und Wissen belegen damit, dass vormals streng getrennt gedachte und sich gegenseitig ausschließende Kategorien nun in ein Mischverhältnis treten, wenn etwa Wissen gleichzeitig Sicherheit wie Unsicherheit schaffen kann und nicht mehr über den Nimbus der Objektivität verfügt, und so statt klarer Bewertungen nun auf einer graduellen Skala mit Risikowerten verbunden wird.⁵⁶¹ Ambivalenz ist in der Moderne insofern immer auch ein Nebenprodukt der Klassifikationsarbeit, die dennoch weitere Klassifizierungen nach sich zieht: „Die moderne Praxis ist nicht auf Eroberung ferner Länder gerichtet, sondern auf das Ausfüllen der leeren Stellen in der *completa mappa mundi*. Es ist die moderne Praxis, nicht die Natur, die wahrhaft keine Leere duldet.“⁵⁶² Die Beobachtung des Geschehens und die Wahrnehmung verschiedener (Ordnungs-)Handlungen als zurechenbare Entscheidungen bringen auf diese Weise ein Moment der Unsicherheit und Uneindeutigkeit in die Welt jener Moderne, die in der Diktion Jürgen Habermas‘ ihre Normativität aus sich selbst schöpfen muss⁵⁶³ – sie rechtfertigen so die Beschreibung der Moderne als Ambivalenz, oder genauer: als Polyvalenz.

Die moderne Abkehr von der Natur bei der normativen Herleitung von Ordnungsvorstellungen und -idealen sowie die Einsicht in die Pluriformität von Naturbeschreibungen verweisen die Moderne im Letzten auf sich selbst. Ihre klassisch gewordenen Versuche der Selbstvergewisserung, etwa in Form des transzendentalen Subjekts, sprechen für das zunehmende Reflexivwerden der Moderne, deren Probleme nun auf sie selbst zurückfallen: Das, was Ulrich Beck als *zweite Moderne* bezeichnet, bringt eben dieses Reflexivwerden der Folgeprobleme von Moderne und funktionaler Differenzierung zum Ausdruck.⁵⁶⁴ Die Rede von der *zweiten Moderne*, so Armin Nassehi⁵⁶⁵, greift dabei auf die aristotelische Bemerkung zurück, dass mit der Zahl Zwei erst das Zählen beginne und erst mit ihr eine Abstandnahme zu vormals naturhaft Gegebenem möglich wird. Mit der Moderne verliert auch die Ethik ihre Verankerung in einer als alternativlos erfahrenen, naturhaften Realität und muss radikal auf die reflexive Form der Selbstreferenz umstellen, sie muss sich auf sich selbst gründen, um den Kontakt zur Moderne nicht zu verlieren. Insofern ändert sich

⁵⁶⁰ Vgl. GIDDENS, Anthony: Konsequenzen der Moderne, übers. von SCHULTE, Joachim, 7. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1996, 62.

⁵⁶¹ Vgl. KUHN, Thomas: Structure of scientific revolution, Chicago: Univ. Press 1962; vgl. auch SMITS, M.: Taming monsters: The cultural domestication of new technology, in: Technology in society 28,4 (2006), 489-504; vgl. auch FUNTOWICZ, Silvio O., RAVETZ, Jerome R.: Science for the post-normal age, in: Futures 25 (1993), 739-755.

⁵⁶² BAUMAN, Zygmunt: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit, Hamburg: Hamburger-Edition 2005, 22.

⁵⁶³ Vgl. HABERMAS, Jürgen: Der normative Gehalt der Moderne, in: Ders.: Der philosophische Diskurs der Moderne, Zehn Vorlesungen, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1985, 390-446, 400.

⁵⁶⁴ Vgl. BECK, Ulrich: Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie der reflexiven Modernisierung, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993, 74, 97-100.

⁵⁶⁵ Vgl. NASSEHI, Armin: Der soziologische Diskurs der Moderne, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 27.

mit der Moderne auch das Objektverhältnis der Moral: Ihr Gegenstand ist ihr nicht mehr metaphysisch (vor-)gegeben, sondern muss kontinuierlich erzeugt werden.

Ein Verständnis von der Verbindung zwischen Normalität und Moderne kann zunächst bei den Veränderungen in der modernen Zeitwahrnehmung ansetzen. Alle auf Dauerhaftigkeit und Stabilität hin ausgelegten Mittel zur Verhaltensorientierung seien, so Luhmann, den "Temporalstrukturen der modernen Gesellschaft"⁵⁶⁶ schlicht nicht gewachsen. Aus diesem Grund sieht Link in der Normalisierung jenen Effekt, der sich beinahe notwendig aus der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft und der sozialen Beschleunigung ergibt.⁵⁶⁷ Klassisch für die Moderne ist die Bezogenheit der Gegenwart auf eine Zukunft, die die Gestaltungsverantwortung innerhalb der Gegenwart bedingt. Diese Zukunft ist nunmehr ausschließlich im Modus des Wahrscheinlichen und Unwahrscheinlichen gegeben, innerhalb dessen unter Rückgriff auf Normalitätsfolien eine fiktional erzeugte, verdoppelte Realität konstruiert wird. Diese Deutungsmuster erlauben, unter Aspekten der Wahrscheinlichkeit und Prognostik betrachtet, die Hereinnahme der Zukunft in die Gegenwart, sie machen das Unvertraute kalkulierbar.⁵⁶⁸ Auf der Grundlage einer Theorie der Polykontextualität, die vielfältige Beschreibungen der Welt nebeneinander ermöglicht, kann eine solche Beschreibung nur noch unter probabilistischen Vorzeichen und durch die Umstellung von Gewissheit auf Wahrscheinlichkeiten ermöglicht werden. Wie der modernen Systemlogik liegen auch diesen Deutungsmustern maßgebliche Komplexitätsreduktionen zugrunde, die zwar nicht in Form eines zweiwertigen Codes operieren, sondern über graduelle Normalitätsschablonen funktionieren. Die Opakheit der sozialen Akteure untereinander wird mit Typisierungen aufgefangen, deren fragmentarischer Reduktions-Charakter es im letzten auch den einzelnen Personen ermöglicht, sich selbst als durchhaltbare Identitäten innerhalb der Normal-Skalierung zu begreifen.⁵⁶⁹ Die Konstruiertheit dieser Komplexitätsreduktion ist aus Gründen der systemübergreifenden Kommunikabilität möglichst technisch-operativ gehalten, mit der Konsequenz, dass sie dem jeweiligen Adressaten vielfach erst noch als Wahrnehmungsplausibilität vermittelt werden muss. Diese Aufgabe wird in der Geschichte des Normalismus wesentlich in den Aufgabenbereich der jeweils betroffenen Professionsmächte delegiert, deren Experten in der Medizin, der Statistik, der Soziologie, Psychologie etc. mit den jeweiligen Normalitätskonzepten befasst sind.⁵⁷⁰ Die sich auf

⁵⁶⁶ LUHMANN, Niklas: Die Zukunft kann nicht beginnen: Temporalstrukturen der modernen Gesellschaft, in: SLOTERDIJK, Peter (Hg.): Vor der Jahrtausendwende: Bericht zur Lage der Zukunft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990, 119-150.

⁵⁶⁷ Vgl. LINK, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, 337.

⁵⁶⁸ Vgl. LUHMANN, Niklas: Beobachtungen der Moderne, Opladen: Westdeutscher Verlag 1992, 140; vgl. auch BOLZ, Norbert: Ratten im Labyrinth. Niklas Luhmann und die Grenzen der Aufklärung, München: Fink 2012, 87.

⁵⁶⁹ Vgl. LUHMANN, Niklas: Organisation und Entscheidung, Wiesbaden: VS-Verlag 2000, 254 f.

⁵⁷⁰ Vgl. MEHRTENS, Herbert: Kontrolltechnik Normalisierung. Einführende Überlegungen, in: SOHN, Werner (Hg.): Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag 1999, 45-64, 49 ff.

diese Weise herausbildenden Netze an statistischen Normalitätsfolien führen dabei zu normativ-relevanten Effekten: So suggerieren sie einerseits die Offenheit der eigenen Entscheidung und ermutigen zur Autonomie angesichts wenig direkter Normalverteilungen, beschränken diese aber – wie die Erläuterungen zu Foucault deutlich gemacht haben – immer auch durch eine Logik der Sicherheit, wenn etwa Schwangeren im Rahmen der Pränataldiagnostik oder auch Teilnehmerinnen an Mammografie-Screenings Risikodaten mitgeteilt werden, die zwar scheinbar von einer direktiven paternalistischen Handlungsanweisung dispensieren, andererseits Unklarheit hinsichtlich des Verständnisses der Daten⁵⁷¹ und der beabsichtigten Sicherheitsdispositive⁵⁷² schaffen. Diese Ergebnisse legen den Schluss nahe, dass der Bedarf an Eindeutigkeit und Sicherheit auch durch normalistische Konzepte nur partiell, kaum langfristig gedeckt werden kann.

Moralische Kommunikation ist in der Moderne wie andere Formen der Kommunikation ebenfalls durch einen binären Code charakterisiert, der vor dem allgemein funktionalen Telos der Komplexitätsreduktion zu verstehen ist; im Fall der Moral betrifft dies die Leitunterscheidung von ‚gut‘ und ‚schlecht‘ (bzw. ‚böse‘). Anders als etwa das Recht oder die Bildung hat sich die Moral in der Moderne allerdings nicht als eigenständiges Funktionssystem ausdifferenziert, da es unter den Bedingungen gesellschaftlicher Entwicklung nicht gelang, Fragen der Achtung und Missachtung gegenüber Personen innerhalb eines operativ-geschlossenen Systemzusammenhangs zu bündeln.⁵⁷³ Die (System-)codes sind zugleich Präferenzcodes; sie suggerieren, dass es besser sei, sich für den jeweils positiv-markierten Wert zu entscheiden, über den (durchaus änderbare) „Programme“ Auskunft geben.⁵⁷⁴ Binäre Codes erfüllen so eine doppelte Funktion: Sie organisieren die Kontexte der Selektion von Sinn und strukturieren die Informationserzeugung und Verarbeitung auf grundsätzlich erwartbare Weise vor. Gleichzeitig motivieren sie zur Annahme von Kommunikationen, die sich dem positiven Wert eines Codes zuordnen lassen. Mit der binären Codierung verbindet sich zudem die Notwendigkeit eines „blinden Flecks“ – er weist darauf hin, dass jede Beobachtung, welcher Ordnung auch immer, wiederum im Moment des Beobachtens von einer weiteren Beobachtung eingeholt werden kann, ohne dass die Beobachtung sich selbst im Moment des Beobachtens beobachten könnte.⁵⁷⁵ Die Systemtheorie löst das Beobachten auf

⁵⁷¹ Vgl. BREITSAMETER, Christof: Problems of transparent medical risk communication using the example of mammography screening, in: *The International Journal of Person Centered Medicine* 1 (2011), 782-787.

⁵⁷² Vgl. WALDSCHMIDT, Anne: Risiken, Zahlen, Landschaften. Pränataldiagnostik in der flexiblen Normalisierungsgesellschaft, in: LUTZ, Petra (Hg.): *Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung*, Köln: Böhlau 2003, 95-107, 96.

⁵⁷³ vgl. NASSEHI, Armin: *Differenzierungsfolgen. Beiträge zur Soziologie der Moderne*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1999, 19.

⁵⁷⁴ Vgl. LUHMANN, Niklas: *Soziologische Aufklärung. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft*, Bd. 4, Opladen 2005 [1987], 19.

⁵⁷⁵ Vgl. SCHNEIDER, Wolfgang Ludwig: *Sinnverstehen und Intersubjektivität – Hermeneutik, funktionale Analyse, Konversationsanalyse und Systemtheorie (=Grundlagen der soziologischen Theorie 3)*, Wiesbaden: VS-Verlag 2004, 147.

diese Weise auch von der Vorstellung eines fotografischen Abbildens von Dingen und beschreibt es als eine Operation des Unterscheiden und Bezeichnens. Mit anderen Worten: Sie setzt voraus, dass man etwas tun muss, bevor man etwas sieht. Beobachten ist demzufolge eine Form des Herstellens, der Konstruktion, es unterscheidet und hebt durch Bezeichnen hervor: "Eine Kommunikation teilt die Welt nicht mit, sie teilt sie ein."⁵⁷⁶ Die Tatsache der Einteilung der Welt bleibt selbst dabei unsichtbar, d. h. ununterschieden: Während eine Beobachtung wie auf einen Bildschirm eine Gestalt projiziert, kann sie im selben Augenblick nicht sich zugleich selbst beobachten und ihr Produkt als Beobachtung qualifizieren. Eine Unterscheidung als Beobachtung zu bezeichnen, also zu realisieren, dass man beobachtet hat, geschieht im Nachtrag⁵⁷⁷: Durch eine weitere Beobachtung.⁵⁷⁸ Wenn nun Moral in der Unterscheidung ihrer beiden Codewerte besteht, zeichnet sich in der Frage nach der Einheit des Moralischen ein Paradox ab: Sie ist die Einheit dessen, was kategorial zu unterscheiden ist und damit im Letzten ein unlösbares Problem. Wäre es hingegen lösbar, würde sich Moral als Problem selbst eliminieren, die Unterscheidung wäre dann hinfällig und moralische Kommunikation *de facto* an ihrem Ende. Moderne Ethik rechnet systematisch mit dieser Unabschließbarkeit, anders als etwa die aristotelische Ethik, die noch auf den natürlichen Endpunkt einer Handlung als ihrem Perfektionszustand abzielte.

Die moralischen Codewerte beziehen sich dabei nicht auf spezifische Eigenheiten oder fachliche Leistungen, sowie man etwa von einem guten Fußballspieler oder einem schlechten Koch spricht. Moralische Kommunikation liegt vielmehr dann vor, wenn die Codewerte Hinweise auf Achtungs- und Missachtungsbedingungen mit sich führen und diese sich dabei auf die Person als ganze beziehen: „Von Moral wollen wir sprechen, wo immer Individuen einander als Individuen, also als unterscheidbare Personen behandeln und ihre Reaktionen aufeinander von einem Urteil über die Person statt über die Situation abhängig machen.“⁵⁷⁹ Der moralische Code hat dabei universelle Relevanz, Moral kann prinzipiell alles beschreiben. Aus Teilsystem-Perspektive gibt es eine solche Beurteilung des ganzen Menschen nicht; hier wird nie der Person als ganzer begegnet, sie vermag lediglich bestimmte Aspekte zu beleuchten. Im Anschluss an Talcott Parsons unterscheidet Luhmann zudem zwischen Achtung (*esteem*) und Respekt (*approval*). Während Menschen Respekt aufgrund einer bestimmten Leistung oder Funktion entgegengebracht wird, bezieht sich Achtung auf die ganze Person. Achtung entscheidet über die Zugangsbedingungen der betroffenen Personen zur gesellschaftlichen Kommunikation. Weil völliger Ausschluss nicht möglich ist,

⁵⁷⁶ LUHMANN, Niklas, FUCHS, Peter: Reden und Schweigen, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989, 7.

⁵⁷⁷ Vgl. FUCHS, Peter: Die Metapher des Systems. Studien zu der allgemein leitenden Frage, wie sich der Tänzer vom Tanz unterscheiden lasse, Weilerswist: Velbrück 2001, 58 ff. Vgl. auch SCHNEIDER, Wolfgang Ludwig: Sinnverstehen und Intersubjektivität – Hermeneutik, funktionale Analyse, Konversationsanalyse und Systemtheorie (=Grundlagen der soziologischen Theorie 3), Wiesbaden: VS-Verlag 2004, 144 f.

⁵⁷⁸ Vgl. EMLEIN, Günther: Wozu Systeme? Ein Nachdenken über Theorie und ein Blick in die (kirchliche) Landschaft, in: Wege zum Menschen 59 (2007), 251-265, 255.

⁵⁷⁹ LUHMANN, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 244 f.

hat Moral in negativer Hinsicht die Funktion, die Unmöglichkeit des gänzlichen Ausschlusses aus der Gesellschaft durch Verachtungsausdrücke zu kompensieren.⁵⁸⁰ Angesichts dieser Feststellung scheint die Schlussfolgerung Luhmanns kaum weiter erklärungsbedürftig, dass dort, wo es um Achtung geht, Streit nicht fern ist. Gegenüber einem vor allem an der Befriedigung der Gesellschaft und am Konsens über Werte und Normen orientierten Moralverständnis thematisiert Luhmann insbesondere die polemogenen, Streit verursachenden Züge der Moral. Wenn die Systemtheorie dazu ermuntert, von anthropologischen Denkvoraussetzungen abzusehen und Moral als eine kommunikative Struktur zu begreifen, sollte es möglich sein, das Faktum Moral mit moralfreien Begriffen zu bezeichnen. Folgt man Luhmanns Diagnose, dann scheint es aus der funktionalen Rationalität heraus verständlich, dass die moderne Gesellschaft Äquivalente zur Moral entwickeln musste: Ihre polemogenen Züge verlangten nach funktionalen Ergänzungen, um die Zumutungsschwere konfliktprovozierender Moral auszugleichen. Luhmann führt (ganz analog zu Kant) als Äquivalente einerseits das Recht an, andererseits die Liebe und schließlich das, was er "Anschlussrationalität"⁵⁸¹ nennt, also ein Verhalten, welches das Problem der systemischen Intransparenz mit Hilfe der Zeitdimension zu lösen versucht.

Für Luhmann steht demnach nicht, wie im Mainstream der Soziologie seiner Zeit, die integrative Funktion der Moral im Zentrum seiner Überlegungen, vielmehr geht er von der Beobachtung aus, dass moralischer Kommunikation meist eine desintegrative Funktion eigentümlich ist.⁵⁸² Die Theorietradition der Soziologie hatte entsprechend ihrer Ausgangsfrage, wie soziale Ordnung möglich sei, der Moral seit je her eine elementare, integrative Kraft zugestanden. Insbesondere bei Durkheim und seinen Nachfolgern wird der Gedanke formuliert, dass die Religion als Ausgangspunkt der Moral die Gesellschaft mit einem Arsenal an Regeln und Ordnungsmustern ausstattet und integriert.⁵⁸³ Luhmann macht demgegenüber deutlich, dass der Moral, die seit der Aufklärung von der Religion entkoppelt ist, kein spezifischer, auch kein gesamtgesellschaftlicher Systembezug mehr aneignet. Der Code der Moral fungiert nicht subsystemspezifisch, sondern übergreift die einzelnen Subsysteme, kann an Subsysteme ‚andocken‘ und gewinnt dadurch eine Eigentümlichkeit, die anderen Codes gerade nicht zukommt und in ihrer Besonderheit auf die

⁵⁸⁰ Vgl. KÖRTNER, Ulrich H. J.: Wozu Ethik? Begründungsprobleme der Sozialethik in Auseinandersetzung mit Niklas Luhmanns Soziologie der Moral, in: IHMIG, Thilo, HOLZMÜLLER, Karl-Norbert, BRAUN, Hermann (Hgg.): Zugänge zur Wirklichkeit. Theologie und Philosophie im Dialog; Festschrift für Hermann Braun zum 65. Geburtstag, Bielefeld: Luther-Verlag 1997, 187-203, 190. Vgl. auch Vgl. KNEER, Georg, NASSEHI, Armin: Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Eine Einführung (Uni-Taschenbücher Soziologie 1751), 3. unveränd. Aufl., München: UTB 1997, 179 f.

⁵⁸¹ LUHMANN, Niklas, PFÜRTNER, Stefan: Theorietechnik und Moral, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1978, 66.

⁵⁸² Vgl. DALLMANN, Hans-Ulrich: Vom Nutzen des Dissenses. Ethik und Religion nach Luhmann, in: THOMAS, Günter, SCHÜLE, Andreas (Hgg.): Luhmann und die Theologie, Darmstadt: WBG 2006, 147-160, 148.

⁵⁸³ Vgl. NASSEHI, Armin: Geschlossenheit und Offenheit. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 261.

Funktion moralischer Kommunikation in funktional differenzierten Gesellschaften verweist.⁵⁸⁴ Aus dieser Perspektive wird deutlich, dass Themen moralisch codiert werden, die nicht subsystemspezifisch, sondern subsystemübergreifend formuliert werden müssen, die also die Belange mehrerer Subsysteme betreffen. Da die Systeme bei komplexen Problemen wechselseitig auf ihre Leistungen angewiesen sind, scheint die Moral gerade wegen ihres fehlenden Systembezugs besonders dazu eignet, das Medium zu bilden, in dem diese Debatten ausgetragen werden. So taugt Moral dazu, Themen kommunikationsfähig zu machen, ist darüber hinaus jedoch gerade nicht in der Lage, zu integrieren oder zu binden: „Sie erzeugt Differenzen, sie polemisiert, sie protestiert. Im Blick auf andere Subsysteme wirft sie die Fragen auf, die sich das Subsystem selbst nicht stellen kann, nämlich nach der universalen Gültigkeit des jeweiligen Codes. Da jeder Code in dem Sinne universal ist, als alles mit ihm ausgedrückt werden kann, stellt sich die Frage nach der Limitierung des Codegebrauchs“⁵⁸⁵. Moral ist somit kein Teilsystem neben anderen, sie kann vielmehr in allen Teilsystemen vorkommen, sie ist überall in der Gesellschaft möglich⁵⁸⁶ und übernimmt zwei primäre Funktionen: Moral tritt erstens dort auf, wo die externen Effekte der Operationen von Teilsystemen der Gesellschaft zum Problem werden, und zweitens dort, wo der Funktionscode eines Teilsystems sabotiert wird.⁵⁸⁷

Eine Ethik, die an diese soziologischen Beobachtungen anknüpft, hätte die Aufgabe, beide Seiten des Moralcodes, also positive wie negative Folgen moralischer Kommunikation, zu reflektieren, um einen kontrollierten Gebrauch der Ethik zu empfehlen.⁵⁸⁸ Unter den Begriff ‚Ethik‘ wiederum fasst Luhmann jede kognitive Beschreibung, die sich auf die Probleme der Moral einlässt und sie zu reflektieren versucht.⁵⁸⁹ Ethik hat als Metatheorie der Moral die Funktion, der Moral eine theoretische Grundlage ihrer selbst zu liefern, sie also auf sich selbst hin transparent werden zu lassen.⁵⁹⁰ Anders etwa als die Soziologie, die die Moral von außen beobachtet, orientiert sich die ethische Tradition an dem moralischen Code von ‚gut‘ und ‚schlecht‘. Sie wendet den Code der Moral auf diesen selbst an, wenn sie danach fragt, ob die Anwendung des Codes von gut und

⁵⁸⁴ Vgl. DALLMANN, Hans-Ulrich: Vom Nutzen des Dissenses. Ethik und Religion nach Luhmann, in: THOMAS, Günter, SCHÜLE, Andreas (Hgg.): Luhmann und die Theologie, Darmstadt: WBG 2006, 147-160, 150.

⁵⁸⁵ Ebd., 151 f.

⁵⁸⁶ Vgl. LUHMANN, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004 [1989], 432 f.

⁵⁸⁷ Vgl. BREITSAMETER, Christof: Identität und Moral in der modernen Gesellschaft. Sozialwissenschaften und theologische Ethik im interdisziplinären Gespräch, Paderborn: Schöningh 2003, 172 f.

⁵⁸⁸ Vgl. KNEER, Georg, NASSEHI, Armin: Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Eine Einführung (Uni-Taschenbücher Soziologie 1751), 3. unveränd. Aufl., München: UTB 1997, 184 f.

⁵⁸⁹ Vgl. LUHMANN, Niklas: Das Recht der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993, 371.

⁵⁹⁰ Vgl. KÖRTNER, Ulrich H. J.: Wozu Ethik? Begründungsprobleme der Sozialethik in Auseinandersetzung mit Niklas Luhmanns Soziologie der Moral, in: IHMIG, Thilo, HOLZMÜLLER, Karl-Norbert, BRAUN, Hermann (Hgg.): Zugänge zur Wirklichkeit. Theologie und Philosophie im Dialog; Festschrift für Hermann Braun zum 65. Geburtstag, Bielefeld: Luther-Verlag 1997, 187-203, 191, vgl. auch PFÜRTNER, Stefan: Moralfreie Moraltheorie in der wertpluralen Gesellschaft? Eine Fortsetzung der Diskussion mit Niklas Luhmann, in: Zeitschrift für evangelische Ethik 24, 3 (1980), 192-208.

schlecht selbst gut oder schlecht sei. Luhmann wirft dem ethischen Unterfangen aus diesem Grund vor, nur das zu verdoppeln, was ohnehin in der gesellschaftlichen Kommunikation angezeigt wird, indem sie das Gute in einer paradoxen Denkbewegung als 'gut' bestimmt und dadurch das eigene Unternehmen, die Ethik, selbst als 'gut' darstellt. Luhmann zieht aus dieser Beobachtung die diskussionswürdige Konsequenz, dass Ethik sich als moralfreie Beschreibung der Moral von ihrer seit Kant einschlägigen Aufgabe zu distanzieren hätte, unser Handeln mit Gründen auszustatten und stattdessen rein deskriptiv die Bedingungen moralischer Kommunikation zu rekonstruieren hätte.⁵⁹¹ Es mag zwar stimmen, dass das ethische Unterfangen dem Zirkel der Moral im letzten nicht entkommen kann, dennoch scheint hier ein „soziologischer Fehlschluss“ vorzuliegen, der Ethik faktisch mit einer soziologischen Beschreibung von Moral identifiziert. Als Theorie der Moral steht Ethik zwar in kritischer Distanz zur Praxis der Moral, kann sich aber vernünftigerweise nicht außerhalb der Moral situieren, ohne selbst die Ausnahme im Gefüge der Moral zu bilden. Seit der Moderne ist ihre Distanz zur Moral daher als Begründungsanspruch aufgefasst worden, der die Moral zu permanenter Selbstreflexion zwingt und ihre eigenen Begründungsformen dazu anbietet. Ethik funktioniert demnach über einen *re-entry*, der Anwendung einer Unterscheidung auf sich selbst: Sie muss davon ausgehen, dass es gute Gründe gibt (d. h. mit anderen Worten, dass es gut ist), auf eine bestimmte Weise zwischen gut und schlecht zu unterscheiden. Damit ist das Programm der Ethik benannt, das sich von dieser Überzeugung schwerlich lösen kann, aber auch die Plausibilität des gegenteiligen Programms einer beispielsweise von Nietzsche inspirierten Moralkritik nicht unbeachtet lassen: Deren Programm bestünde in antagonistischer Logik der Annahme, dass die Unterscheidung von gut und schlecht gerade etwas schlechtes sei.

Zielführender als die rigorose Ablehnung der Moral, auch im Hinblick auf eine mögliche Kombinatorik von Moral und Normalität, scheint an dieser Stelle eine andere, bereits angedeutete Überlegung zu sein. Wenn moderne Moral ihre Leitunterscheidung an die Bedingungen sozialer Achtung und Missachtung koppelt, können die beteiligten Akteure aufgrund ihres Verhaltens sowohl geachtet als missachtet werden. Werden neben den Handlungen zusätzlich die eigenen Erwartungen normiert (s. Kap. II.3.1), eröffnet sich ein artifizierlicher Spielraum an Kombinationsmöglichkeiten, der einer dringenden Einschränkung, d. h. der Reduktion dieser Komplexität bedarf: „Moral (im üblichen Sinn des Wortes) entsteht demnach durch Reduktion der Komplexität von Moral.“⁵⁹² Diese Formen der reduzierten Moral können mit Luhmann als „Programme“ bezeichnet werden. Anders als die grundlegenden Codewerte sind die Programme variabel und verschiedens-

⁵⁹¹ Angesichts dieser Sachlage sei es „vielleicht die vordringlichste Aufgabe der Ethik, vor Moral zu warnen“: LUHMANN, Niklas: *Paradigm lost. Über die ethische Reflexion der Moral*. Rede anlässlich der Verleihung des Hegel-Preises 1989, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990, 41.

⁵⁹² LUHMANN, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 245.

ten historischen Veränderungen ausgesetzt; ihre Variabilität und Flexibilität trägt wesentlich zur Kompensation der genannten Implikationen einer strengen Moral bei.⁵⁹³ Es stellt sich damit die Frage nach einem Funktionszusammenhang, innerhalb dessen eine solche Reduktion moralischer Komplexität, die immer Gefahr läuft, Luhmanns Kritik an der polemogenen Moral zu bestätigen, abbildbar und reflektierbar gemacht werden kann. Diese Funktionsstelle würde sowohl den Code der Moral als auch den Code der Ethik aufgreifen, gleichzeitig aber auch deren Kontingenz aufzeigen im Hinblick auf die Gesamtkomplexität moralischer Bezüge. Die Zumutungshärte eines zweiseitigen Moralschemas⁵⁹⁴ könnte durch die Hinzunahme einer solchen Reflexionsebene abgemildert werden. Für die Moral wäre eine solche Möglichkeit elementar wichtig, um die Alternativität, die im Zuge der moralischen Unterscheidung akut wird, gerade aus Rücksicht auf die Erhaltung dieser Unterscheidung selbst abzuschwächen. Schließlich scheint die Zumutung dieser Unterscheidung – wer nicht gut handelt, handelt schlecht – weder durch stärkere Anforderungen an moralische Verdienste noch mit einer forcierten Sensibilisierung in Achtungsfragen zu bewältigen, sie würde Moral langfristig nicht erhalten, sondern sabotieren.

Diese Überlegungen zur Transformation von Moral in Rigorismus und Moralismus verweisen auf das Potential der Moral zur Integration, aber auch Desintegration. Ausgehend von der Systemtheorie wird diese Debatte dabei maßgeblich unter dem Stichwort der Inklusion geführt, um deren Bedeutung der Adressierbarkeit von Kommunikation von den ontologischen Implikationen des Integrationsbegriffs abzugrenzen.⁵⁹⁵ Trotz des Luhmannschen Pessimismus hinsichtlich einer integrativen Funktion der Moral bleibt doch der Befund bestehen, dass der Moralcode aufgrund seines fehlenden Systembezugs in der Lage ist, systemübergreifend zu wirken und insofern zunächst allein kommunikationstheoretisch betrachtet zweifelsfrei eine integrative Funktion zeitigt.⁵⁹⁶ Die über den Moralcode vermittelten Achtungsbedingungen können darüber hinaus sowohl die Inklusion einer Person als auch deren Exklusion indizieren. Letztes setzt voraus, dass einzelne Handlungen oder Einstellungen tatsächlich einen solchen indikatorischen Wert besitzen – dies mag für einzelne Systeme denkbar sein, eine gesamtgesellschaftliche Exklusion scheint für

⁵⁹³ Vgl. LUHMANN, Niklas: The Sociology of the Moral and Ethics, in: *International Sociology* 11 (1996), 27-36, 31 ff.

⁵⁹⁴ „In our society today, I believe, it is even considered ‚immoral‘ by most groups to make a strong moral statement. To do so marks one as a prig, moralist, square, or busybody. We have to insinuate or communicate indirectly our moral feelings if we are going to be socially effective, very often by nonverbal communications, such as a look of disgust.“ DOUGLAS, Jack D.: *Deviance and Order in a Pluralistic Society*, in: MCKINNEY, John C., TIRYAKIAN, Edward A. (Hgg.): *Theoretical Sociology. Perspectives and Development*, New York: Appleton Century 1970, 367-401, 380.

⁵⁹⁵ Vgl. BREITSAMETER, Christof: *Inklusion als Problem*, in: ECKSTEIN, Christian/FILIPOVIC, Alexander/OOSTENRYCK, Klaus (Hgg.): *Beteiligung, Inklusion, Integration. Sozialethische Konzepte für die moderne Gesellschaft* (Forum Sozialethik 5), Münster: Aschendorff 2007, 21-32.

⁵⁹⁶ In dieser Funktion der Grenzüberschreitung kommt der Moral dem Phänomen sog. „transversaler Codes“ nahe, welche die Trennungen zwischen den scheinbar inkommensurablen Systemen kreuzen. Vgl. RECKWITZ, Andreas: *Unschärfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie*, Bielefeld: transcript 2008, 305 ff.

Luhmann aber ebenso ausgeschlossen wie die moralische Integration der Gesellschaft: Wenn funktionale Systeme sich nicht an ihren Zielen, sondern anhand ihrer binären Codes erkennen, scheint eine solche Integrationswirkung ausgeschlossen, die höhere Amoralität der unterschiedlichen Funktionscodes scheint durch die Moral selbst anerkannt zu sein: „Schließlich ist die Identifikation der Codewerte der Systeme mit den positiv-negativ-Werten des Moralcodes nicht möglich. Gegen eine solche Vereinfachung würden wir uns intuitiv auch selbst deutlich aussprechen, da sie nichts anderes bedeutete, als dass etwa ein Bürobesitzer moralisch gut, ein einfacher Bürger hingegen moralisch schlecht wäre [...]. Mit dieser aus Systemgründen abzulehnenden Möglichkeit der Verquickung von Codes mit dem Moralcode geht nichts destotrotz eine gewisse Verlockung einher. Besonders bemerkenswert ist es aber, dass wir gegen eine solche Vermischung der Codes moralisch protestieren würden – d. h. die Moral selbst akzeptiert und postuliert sogar eine solche Trennung, diesen Verlust der Souveränität und die Selbsteinschränkung als Ausdruck ihrer Autonomie gegenüber dem Gedanken einer Integration der Gesellschaft durch die Moral. Die Moral hat damit die modernen Bedingungen bereits inkorporiert. Ihre Autonomie hängt nicht von wissenschaftlicher Wahrheit, Eigentum oder politischer Macht ab.“⁵⁹⁷ Auf diese Weise stellt sich die Moral auf die polykontexturale Gesellschaftsform und die Autonomie der Funktionssysteme ein und verdeutlicht, warum moderne Ethik mit der neuzeitlichen Trennung von Politik, Recht und Moral spekuliert.

Ungeachtet dessen bleibt aber deutlich zu sehen, dass es in der Moderne schwieriger geworden ist, sich generell über die Bestimmung von Exklusionskriterien zu verständigen, aber ebenfalls auch über das Zustandekommen der von der Systemtheorie postulierten Vollinklusion.⁵⁹⁸ Umso mehr scheint es aus der Perspektive der Moral eine funktionale Notwendigkeit zu geben, einerseits die Autonomie ihres binären Codes zu schützen, andererseits aber auch in Verständigungskommunikation selbst moralfern oder sogar moralabstinent vorzugehen, um die negativen Folgen der Moral auf ein Minimum zu begrenzen.⁵⁹⁹ Die im folgenden Kapitel noch genauer zu thematisierende Form moderner Normalität als normativer Semantik scheint geeignet, beides zu erfüllen: Sie verzichtet auf den direkten Ausweis als moralische Kommunikation, bringt ihre

⁵⁹⁷ LUHMANN, Niklas: The Sociology of the Moral and Ethics, in: *International Sociology* 11 (1996), 27-36, 35.

⁵⁹⁸ Diese bildet gewissermaßen den Kitt funktional-differenzierter Gesellschaften, deren Erfordernis entsprechender Größenordnungen und Interaktionszusammenhänge weniger durch Bevölkerungsvermehrung oder Expansion des Gesellschaftssystems geschieht, sondern durch Prozesse der Inklusion, die alle Funktionskontexte für die Teilnehmenden des gesellschaftlichen Lebens zugänglich macht: Jede Person gilt demzufolge als Rechtssubjekt, verfügt über die Möglichkeit zu ungezwungener Glaubensentscheidung, hat Zugang zur politischen Wahl, jedem wird der Erwerb und die Abgabe von Eigentum und Verfügung über eigene Arbeitskraft freigestellt, jeder darf im Prinzip alles wissen. Ein Blick in die soziale Realität weist diese Beschreibung aber auch direkt als Ideal aus, was auch Luhmann bemerkt: „Kein Soziologe wird verkennen, dass die Inklusionsprinzipien nie vollständig und schichtungsneutral realisiert worden sind. Offensichtlich ist mit zunehmender Gleichheit auch die Ungleichheit gestiegen.“ LUHMANN, Niklas: *Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*, 5. Aufl., Wiesbaden: VS-Verlag 2005, 200 f.

⁵⁹⁹ Vgl. LUHMANN, Niklas: *Beobachtungen der Moderne*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1992, 195 f.

normativen Implikationen in funktionaler Hinsicht aber über diesen Umweg wieder ins Spiel zurück. Auf diese Weise scheint die Stabilität des Moralschemas gegen Demontage geschützt. Normalität kann auf so als moralinterne Kontrolleinrichtung im Sinne einer integrierten Selbstkorrekturfunktion agieren. Sie ist in systemtheoretischer Terminologie ein *Entparadoxierungsmodell*⁶⁰⁰, das gerade durch die Anwendung des Moralcodes auf sich selbst funktioniert. (s. Kap. IV.2) Die Einheit der moralischen Leitdifferenz wird nicht als solche bezeichnet, aber durch die Form der Normalität als eigenständige Norm aktualisiert, beispielsweise im Gebot des Maßes, der rechten Mitte und der Vermeidung von Extremformen. Luhmanns Rückgriff auf eine organisationstheoretische Unterscheidung zwischen Evokations- und Kontrollregel⁶⁰¹ kann auch für dieses Problem Anwendung finden: Der Evokation von Moral durch deren zweiwertigen Code müssen zur Vermeidung zu starker sozialer Desintegrations- bzw. Exklusionserfahrungen ebenfalls Kontrollregeln und -mechanismen zur Seite gestellt werden. Um ihren Anspruch auf größtmögliche Integration bzw. Inklusion erfüllen zu können, sind insbesondere die Kontrollregeln der Moral seit der Moderne als Begründungsanforderungen formuliert worden, für den Bereich der Moral wesentlich als Verzicht auf Selbstexemption und auf Widerspruchsfreiheit⁶⁰², wobei beide deziert als zu bewerkstelligende Forderungen, nicht als bereits geleistete Faktenlage (wie bei Durkheim) zu verstehen sind.

So scheint für die folgenden Überlegungen zunächst ein besonderes Augenmerk auf die Frage gerichtet, in welchen Formen Veränderungen des Moralcodes beschrieben und funktional deutbar gemacht werden können: So soll erklärt werden, warum sowohl Moral als auch moderne Normalität normativ wirken, dennoch jeweils unter anderen Begrifflichkeiten firmieren. Wie erklärt sich also die funktionale Ähnlichkeit bei Unterschieden in der Benennung?

⁶⁰⁰ Vgl. LUHMANN, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 3, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004 [1989], 385 f.

⁶⁰¹ Vgl. LUHMANN, Niklas: *Ist Kunst codierbar?*, in: Ders.: *Schriften zur Literatur und Kunst*, hg. von WERBER, Niels, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008, 14-44, 30.

⁶⁰² Vgl. LUHMANN, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 242.

IV.2 Evolution der moralischen Semantik: Supercodierung von Normativität durch Normalität

IV.2.1 Moderne Selbstbeschreibung: Vom „Was ist“ zum „Wozu“ Semantik

Die Schwelle zwischen Klassik und Modernität [...] ist endgültig überschritten worden, als die Wörter sich nicht mehr mit den Repräsentationen überkreuzten und die Erkenntnis der Dinge nicht mehr spontan rasterten. [...] Künftig, und bis heute noch, existiert die Sprache von der Repräsentation losgelöst und nicht mehr anders als in einer verstreuten Weise.

(Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974, 368.)

„Auf der Straße sehe ich niemand“, sagte Alice. „Ach, wer solche Augen hätte!“, bemerkte der König wehmütig, „mit denen man selbst Niemand sehen kann! Noch dazu auf die Entfernung! Und *ich* muss schon froh sein, wenn ich in diesem Licht noch die wirklichen Leute sehen kann!“

(Lewis Carroll: Alice hinter den Spiegeln, Frankfurt/M.: Insel-Verlag 1963, 100.)

Eine methodische Pointe bei der systemtheoretischen Betrachtung von Gesellschaft besteht darin, Problemlagen nicht nur als Schwierigkeiten, sondern zugleich als Lösungen auf vorhergehende Probleme aufzufassen. Ein Problem markiert demnach immer auch die funktionale Lösung für ein zuvor bestehendes Problem. Die Systemtheorie kehrt insofern der ontologischen Frage- richtung (WAS ist das Problem?) den Rücken zugunsten der funktionalen Frageperspektive: WOFÜR stellt ein aktuelles Problem die Lösung dar? Damit verändern sich aus systemtheoreti- scher Sicht wesentlich auch die Bedeutungen von Problem und Lösung, wobei ersteres seinen vermeintlich unangefochtenen Primat verliert. Es kann nun nicht mehr vorempirisch und damit quasi-transzendental als Bedingung der Möglichkeit von z. B. sozialer Ordnung (als dessen Lö- sung) vorausgesetzt werden.⁶⁰³ Wenn Normalität als moralisches Problem verstanden werden kann, müsste sich demnach die Frageperspektive anschließen, für welches Problem Normalität im Diskurs der Ethik eine berechtigte Lösung darstellen konnte. Geht man dabei von den zuvor angesprochenen Ambivalenzen der modernen Moral aus, nimmt die Begrifflichkeit der Normali- tät im ethischen Zusammenhang die Form einer Semantik ein, wie im Folgenden gezeigt werden soll.

⁶⁰³ Vgl. NASSEHI, Armin: Rethinking Functionalism. Zur Empiriefähigkeit systemtheoretischer Soziologie, in: KALTHOFF, Herbert, HIRSCHAUER, Stefan, LINDEMANN, Gesa (Hgg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008, 79-106, 81.

Semantik bezeichnet als Begriff zunächst die Selbstbeschreibungsformen des Sozialen. Wenn alles menschliche Erleben und Handeln sinnförmig abläuft, dann ist Luhmann zufolge jeder Gegenstand des Gemeinten stets in der Form eines Verweiszusammenhangs auf andere Möglichkeiten gegeben, sinnhafte Kommunikation enthält insofern eine Form von Anschlussgarantie für weitere Kommunikation.⁶⁰⁴ Um diese Anschlussmöglichkeiten zugunsten stabiler sozialer Strukturen und allgemeiner Erwartungssicherheit einzuengen und zu selektieren, bilden sich im Zuge sozialer Evolution Typisierungen von besonders anschlussfähigen Formen heraus, die den gesellschaftlichen Vorrat an Sinnverarbeitungsregeln darstellen. Semantiken betreffen jene sozial verfestigten, allgemein bewahrenswerten und typisierten Formen, es sind Strukturen, die bewahrenswerten Sinn identifizieren. Sie kondensieren in sozial aktualisierten Begriffsverwendungen, Denkformen und Schriftzeichen und formieren als solche die „gepflegte Semantik“⁶⁰⁵. Der semantische Apparat einer Gesellschaft enthält demnach ihren Vorrat an Sinnverarbeitungsregeln.⁶⁰⁶ Ähnlich dem von Foucault geprägten Dispositiv-Begriff vermitteln sie einen Eindruck davon, wann bestimmte Begrifflichkeiten und Denkmuster in einer konkreten historischen Gesellschaft anschlussfähig sind und als tradierungswürdig erlebt werden. Auf diese Weise strukturieren die historisch jeweils gültigen Semantiken als „Sinnmuster“⁶⁰⁷ die individuellen Interpretationen von Kommunikationen und Handlungen, indem sie sie von ihrer sozialen Plausibilität abhängig machen. Eine Bestimmung dieses Zusammenhangs von Gesellschaftsstruktur und Semantik ist in Anschluss an Luhmann in den letzten Jahren forciert worden. Rudolf Stichweh nennt dazu maßgeblich vier verschiedene Modelle in der aktuellen Diskussion: (I) Zunächst kann Semantik als Dispositiv und damit als Voraussetzung sozialen Handelns aufgefasst werden. Die Ableitung von sozial normierenden Erwartungen nimmt auf diese Weise eine konstitutive Rolle für die soziale Strukturbildung ein. (II) Semantik kann darüber hinaus in antizipierender Funktion als Möglichkeitsspielraum verstanden werden, der eine Terrainvorbereitung für sozialstrukturelle Änderungen darstellt. (III) Anders wäre Semantik in einem nachträglichen Sinne gegenüber der Sozialstruktur denkbar. Semantik wäre dann die Reaktion auf bereits erfolgte soziale Änderungen. (IV) Schließlich versteht eine vierte Lesart die Semantik als nachträgliche Etablierung und Rationalisierung eines Ereignisses. Ihre Nachträglichkeit wäre dann so aufzufassen, dass bereits zurückliegende Ereignisse durch die semantische Beschreibung eine leichter kommunizierbare Rati-

⁶⁰⁴ Vgl. LUHMANN, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 1, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004 [1980], 17.

⁶⁰⁵ LUHMANN, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 585. Vgl. auch HOLL, Mirjam-Kerstin: Semantik und soziales Gedächtnis: Die Systemtheorie Niklas Luhmanns und die Gedächtnistheorie von Aleida und Jan Assmann, Würzburg: Königshausen & Neumann 2003.

⁶⁰⁶ Vgl. LUHMANN, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 1, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004 [1980], 19.

⁶⁰⁷ Vgl. MARTENS, Wil: Struktur, Semantik und Gedächtnis. Vorbemerkungen zur Evolutionstheorie, in: GIEGEL, Hans-Joachim, SCHIMANK, Uwe (Hgg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 167-203, 173.

onalisierung erfahren.⁶⁰⁸ Für die weitere Argumentation soll Semantik in Anlehnung an die Modelle I und III verstanden werden. Damit bildet sie in einem selbstreferentiellen Zirkel sowohl die nachträgliche Verarbeitung sozialer Umstellungen⁶⁰⁹ als auch die Bedingungen und Anschlusslogiken für neue Veränderungen ab.

Für ein ethisches Verständnis von Gesellschaft ist die Zugriffsmöglichkeit auf soziale Semantiken aus wenigstens zwei Gründen unabdingbar. Als Anleitung zur Regeletablierung steht Ethik unter dem *Anspruch gesellschaftlicher Gestaltung* und Steuerung. Die (Re-)Formierung institutioneller Anreizsystematiken setzt also voraus, dass Ethik sich gestaltend auf Sozialstrukturen zu beziehen vermag. Dieser Ausgangspunkt muss notwendig durch einen zweiten Aspekt ergänzt werden, der der Gestaltung des Sozialen zunächst die *gesellschaftliche (Selbst-)Aufklärung* voranstellt. Wenn die Etablierung von Regeln maßgeblich auf sozialen Konsens angewiesen ist, rückt die Frage nach den Ermöglichungsbedingungen für Zustimmung und Verständnis in den Vordergrund. Insofern hängen die Erfolgsaussichten für einen Konsens entscheidend von den Möglichkeiten ab, Kommunikation über Regelstrukturen mit einem Begriffsapparat zu ermöglichen, der die beteiligten Akteure durch die Ausbildung geeigneter Kategorien in die Lage versetzt, Konflikte und soziale Probleme zunächst so zu beschreiben, dass sie einer konstruktiven Bearbeitung zugänglich werden.⁶¹⁰ Hier muss der ethisch-relevante Ort semantischer Beschreibungen gesehen werden, da sie über die Formen der Problembeschreibungen immer auch über die Realisierungen von Problemlösungen entscheiden.

Mit Blick auf die Strukturzusammenhänge von Gesellschaft und Semantik fällt zudem auf, dass es sich hierbei in dem Sinne um eine ‚merkwürdig‘ anmutende Paarbildung handelt, schließlich muss davon ausgegangen werden, dass die „Gesellschaft“ selbst schon eine Beschreibungsform ihrer selbst, d. h. eine Semantik, darstellt. Das Sichtbarwerden von Gesellschaft als historischem Begriff kann dann als Beschreibungsform aufgefasst werden, mittels derer der Inhalt der Beschreibung, also die Gesellschaft, als kollektiver Entscheidungs- und Gestaltungsraum im Vertrauen auf die eigene Problemlösekompetenz erscheint. Dass das Erleben von Sozialität in der Semantik der Gesellschaft verarbeitet wird, drückt sowohl die Vorstellung von Zusammengehörigkeit und Gemeinsamkeit aus, ebenso aber auch jene Erfahrung der sozialen Disparität verschiedener Teile,

⁶⁰⁸ Vgl. STICHWEH, Rudolf: Semantik und Sozialstruktur. Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung, in: *Soziale Systeme* 6 (2000), 237-250.

⁶⁰⁹ Damit wird an dieser Stelle ebenfalls von einer, wenn auch zeitlich nicht stets notwendigen parallelen Kongruenz von Sozialstruktur und Semantik ausgegangen, vgl. SCHREIBER, Oliver: *Luhmann featuring Foucault? Eine diskurstheoretische Irritation der Unterscheidung von Semantik und Sozialstruktur*, München: AMV-Verlag 2009, bes. 68-73; gegenteilig dazu vgl. PIES, Ingo: *Ordnungsethik der Zivilgesellschaft – Eine ordonomische Argumentations-skizze aus gegebenem Anlass*, Diskussionspapier des Lehrstuhls für Wirtschaftsethik der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg Nr. 2013-1, online abrufbar unter: <http://wcms.uzi.uni-halle.de/download.php?down=27669&elem=2638572> [Zugriff am 26.02.2013].

⁶¹⁰ Vgl. ebd., 1 f.

deren Kombination in der Begriffsbildung ‚Gesellschaft‘ angestrebt wurde.⁶¹¹ Diese gleichzeitige Wahrnehmung einerseits sozialer Diffusion, aber auch der Notwendigkeit, diese semantisch überbrücken zu können, macht die Semantik moderner Gesellschaft aus.

Dieses Verständnis von Gesellschaft als imaginärer, semantischer Einheit⁶¹² kann als typisch für die Moderne angesehen werden und bestätigt Luhmanns These von der engen Korrelation einer konsolidierten Semantik mit der Entwicklung einer spezifischen Differenzierungsform. Diese Verbindung, so Luhmann, entspricht der funktionalen Notwendigkeit, dass sich die das Handeln der sozialen Akteure vorstrukturierende Semantik den strukturellen Änderungen anzupassen habe, um ihre Zugriffsmöglichkeiten auf die gesellschaftliche Realität zu bewahren. Die Vorstellung sozialkompatibler Semantiken rückt auf diese Weise in die begriffliche Nähe zu Plausibilitäten und Evidenzen: Ohne den Zusammenhang mit den sozialen Strukturen, maßgeblich den Differenzierungsformen, zu wahren, können Selbstbeschreibungsformen demnach keine allgemein verbindliche Plausibilität mehr beanspruchen und verlieren an Wirkkräftigkeit.⁶¹³ Beobachtungen und Beschreibungen, die den sozialen Gegebenheiten nicht mehr entsprechen, geraten in die Gefahr, unplausibel zu wirken, und die Autopoiesis ihres Systembezugs langfristig zu gefährden.⁶¹⁴ Dies gilt verstärkt in Kontexten funktionaler Differenzierung: Hier werden die Plausibilität-erzeugenden Umweltbezüge notwendig selektiver, so dass es zusätzlicher Stabilisierungsmechanismen bedarf, wie sie etwa in der Normierung von Erwartungen vorliegen, die es nun ermöglichen, trotz Enttäuschung an den bestehenden Normen festzuhalten. Diese Mechanismen wurden mit Beginn der funktionalen Differenzierung verstärkt in die Herstellungsbereiche der jeweiligen Systeme delegiert, so dass auch semantische Innovationen nahezu ausschließlich nach den Kriterien der Subsysteme stabilisierbar werden konnten.⁶¹⁵

Wie ist es dann möglich, dass etwa eine Gesellschaft oder auch die Moral der Gesellschaft sich selbst zum Thema macht und sich selbst beobachtet? Dass sie dies kann, muss nach Luhmann zunächst insofern als ein modernes Phänomen betrachtet werden, als diese Operation des Beobachtens erstmals von der Zentralperspektive der Renaissance Abstand nimmt, die „den Maler

⁶¹¹ Vgl. NOLTE, Paul: Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert, München: Beck 2000, 37.

⁶¹² Vgl. FUCHS, Peter: Die Erreichbarkeit der Gesellschaft. Zur Konstruktion und Imagination gesellschaftlicher Einheit, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992, 12 f.

⁶¹³ Vgl. LUHMANN, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 547.

⁶¹⁴ Teile der Arbeiten von Clifford Geertz können als Antwort auf die Frage verstanden werden, wie Sozialsysteme mit nicht mehr adäquaten Zuschreibungen falschen und richtigen Verhaltens umgehen, wenn genau dieses Problem im Sozialsystem nicht aufgeworfen werden kann, weil dazu keine semantischen Orientierungen geliefert werden. Seine Antwort lautet: Durch Konflikte. Vgl. GEERTZ, Clifford: Ritual und sozialer Wandel: ein javanisches Beispiel, in: Ders. (Hg.): Dichte Beschreibung: Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, übers. v. LUCHESSI, Brigitte, BINDEMANN, Rolf, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1987, 96-132.

⁶¹⁵ Vgl. WORTMANN, Hendrik: Zum Desiderat einer Evolutionstheorie des Sozialen. Darwinistische Konzepte in den Sozialwissenschaften, Konstanz: UVK Verlag 2010, 70 ff.

und den, für den das Bild gemalt ist, zunächst aus dem Bild entfernt“ hatte.⁶¹⁶ Der moderne Verweis auf die Subjektgebundenheit des Beobachtens steht damit quer zur vormodernen zentralperspektivischen De-Subjektivierung des Gesehenen⁶¹⁷ und geht stattdessen von einer Pluralität an Beschreibungen bzw. Beobachtungsformen aus, und rekonstruiert gesellschaftliche Relationen auf dieser Grundlage als Beobachtungsverhältnisse, die in Kaskadenform aufeinander bezogen sein können. So beobachtet ein Beobachter erster Ordnung die Objekte seiner Umwelt, während ein Beobachter zweiter Ordnung dessen Beobachten beobachten kann. Mit anderen Worten: Der Beobachter erster Ordnung operiert entlang der ihm plausibel erscheinenden Ontologie, der Beobachter zweiter Ordnung erfährt diese als kontingent.⁶¹⁸ Damit ist er kein „besserer“ Beobachter, lediglich ein anderer Beobachter, der selbst insofern als ein Beobachter erster Ordnung operiert, als er einen anderen Beobachter als sein Objekt herausgreifen muss.⁶¹⁹ Indem ein Beobachter zweiter Ordnung die Ganzheit der durch das Beobachten entstandenen Differenz eines anderen Beobachters in den Blick nimmt, kann er sehen, was dem Beobachter erster Ordnung notwendig verwehrt bleiben muss, da dieser lediglich anhand der von ihm angewandten Beobachtungsdifferenz und somit logisch zweiwertig operiert. Somit setzt bereits der Begriff der Beobachtung einen Beobachter zweiter Ordnung voraus, der diese als solche zu bezeichnen vermag, er kann die verschiedenen Formen der Beobachtung erster Ordnung ggf. autoritär normieren. Die Beobachtungs-Beobachtung funktioniert in dem Fall als Ausschluss von Erkenntnisfehlern.⁶²⁰ Auf diese Weise gewinnt der Beobachter zweiter Ordnung aber auch eine reflexive Distanz, er kann den Beobachter erster Ordnung von seiner Umwelt unterscheiden. Die System-Umwelt-Differenz gehört somit bereits auf die Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung.⁶²¹ Um eine prinzipiell unstete Form der Selbstbeobachtung zu festigen, bedarf es zusätzlicher Stabilisierungsmechanismen, insbesondere der Verschriftlichung von Selbstbeobachtungsformen.⁶²²

⁶¹⁶ Vgl. LUHMANN, Niklas: *Weltkunst*, in: BAECKER, Dirk, BUNSEN, Friederick D. (Hgg.): *Unbeobachtbare Welt. Über Kunst und Architektur*, Bielefeld: Haux-Verlag 1990, 7-46, 34.

⁶¹⁷ Vgl. LÜDEMANN, Susanne: *Beobachtungsverhältnisse. Zur (Kunst-)Geschichte der Beobachtung zweiter Ordnung*, in: KOSCHORKE, Albrecht, VISMANN, Claudia (Hgg.): *Widerstände der Systemtheorie. Kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann*, Oldenbourg: Akademie-Verlag 1999, 63-75, hier 66: „Die „eigene Sichtweise“, die der Maler dokumentiert, ist eine allgemeine Sichtweise, die, vor dem Bild, buchstäblich jeder einnehmen kann (und muss!).“

⁶¹⁸ Vgl. FUCHS, Peter: *Die Erreichbarkeit der Gesellschaft. Zur Konstruktion und Imagination gesellschaftlicher Einheit*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992, 239.

⁶¹⁹ Vgl. LUHMANN, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 1117 f., 1142.

⁶²⁰ Vgl. ebd., 928.

⁶²¹ Vgl. LUHMANN, Niklas: *Weltkunst*, in: BAECKER, Dirk, BUNSEN, Friederick D. (Hgg.): *Unbeobachtbare Welt. Über Kunst und Architektur*, Bielefeld: Haux-Verlag 1990, 7-46, 214 f.

⁶²² Dass Schriftlichkeit aber kein ausschließliches Kriterium für Selbstbeschreibungsformen ist, räumt Luhmann ein, vgl. LUHMANN, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 883 bzw. 887: „Auch Gesellschaften, die nicht über Schrift verfügen, fertigen Selbstbeschreibungen an.“ Aber: „Unter Selbstbeobachtung soll daher immer nur eine im System auf das System gerichtete Operation verstanden werden und unter Selbstbeschreibung die Anfertigung eines entsprechenden Textes.“

Die Höherstufigkeit des Beobachtens lässt sich theoretisch grenzenlos fortführen, so gewinnt etwa ein Beobachter dritter Ordnung Einsicht in das Beobachten zweiter Ordnung usw. Operiert eine Theorie konsequent von dieser Ebene der Beobachtung dritter Ordnung aus, bekommt sie sie sich selbst in den Blick als Ergebnis struktureller Zwänge und muss insofern ein autologisches Moment aufnehmen, als sie sich als Teil ihres Gegenstandes erkennt: „Sie muss sich als selbstreferentielle Theorie formieren“.⁶²³ Diese Selbstreferenz erfolgt aus einer kritischen, distanzierten Perspektive, die die Standort- und Interessengebundenheit in den Semantiken der Beobachtung erster Ordnung mit erkennen kann. Der Erkenntniswert der Selbstbeobachtung liegt insofern wesentlich in der Zunahme an Selbsttransparenz durch Selbstreferenz.⁶²⁴ Die auf das System gerichtete Selbstbeobachtung zeitigt aber auch die Folgen deutlicher Selbstsimplifikation, da jede Selbstbeschreibung die Komplexität des Systems erhöht, ohne diese Zunahme an Komplexität zeitnah in die Selbstbeobachtung aufnehmen zu können: Hierzu wäre eine zeitlich unabschließbare Selbstbeobachtung der Selbstbeobachtung erforderlich.⁶²⁵ Formen der Selbstbeschreibung sind demnach nicht nur „chronisch“⁶²⁶, sondern wesentlich chronologisch unterkomplex, sie sind bedingt durch die Unmöglichkeit einer Beschreibung der Gesellschaft von außerhalb ihrer selbst. Diese Unterkomplexität hat insbesondere mit Blick auf ihre soziale Rezeption, ihre Verstärkereffekte und Anschlussfähigkeit bemerkenswerte Effekte: „Neben vielen anderen semantischen Mitteln werden auch Geschichtsverlaufsdarstellungen und Epocheneinteilungen in der Funktion gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen verwendet. Schon die Hochkulturen der alten Welt beginnen damit, die Differenz zu ihrer noch stammesförmig lebenden Umwelt zu historisieren, nämlich als eigenen Fortschritt zu deuten. [...] So hat man die Welt der modernen Staaten gegen den Ständestaat und den absoluten Staat ausgespielt, und mit einer entsprechenden neu-gegen-alt-Schematik bemüht man sich um die Modernisierung von Entwicklungsländern.“⁶²⁷ Auf diese Weise ist auch denkbar, dass innerhalb eines Systems oder auch in Anschluss an einen Beobachtungsschematismus mehrere, in Konkurrenz zueinander tretende Selbstbeschreibungsformen etabliert werden. Gerade die Notwendigkeit der Selbstsimplifikation scheint zu der Annahme zu drängen, dass mehrere parallele Beschreibungsformen (etwa von moderner Gesell-

⁶²³ Ebd., 226.

⁶²⁴ Vgl. LUHMANN, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 886-889.

⁶²⁵ Vgl. LUHMANN, Niklas: Das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie, in: Ders.: Schriften zur Literatur und Kunst, hg. von WERBER, Niels, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008, 102-122, 120 ff., vgl. auch WERBER, Niels: Die Geo-Semantik der Netzwerkgesellschaft, in: DÖRING, Jörg (Hg.): Spatial turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, 2. Aufl., Bielefeld: transcript 2009, 165-184, 173.

⁶²⁶ SCHREIBER, Oliver: Luhmann featuring Foucault? Eine diskurstheoretische Irritation der Unterscheidung von Semantik und Sozialstruktur, München: AMV-Verlag 2009, 61 f.

⁶²⁷ LUHMANN, Niklas: Das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie, in: Ders.: Schriften zur Literatur und Kunst, hg. von WERBER, Niels, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008, 102-122, 120 f.

schaft als kapitalistisch, als demokratisch oder bürgerlich) zeitgleich existieren.“⁶²⁸ Die Herausforderung besteht dann zum einen darin, diese Parallelität an Semantiken überhaupt zu bemerken, neben den Konkurrenzverhältnissen aber auch mögliche Vorteile dieser Gleichzeitigkeit erkennen zu können. Dies schließt nicht aus, dass Semantiken gleichermaßen als unpassend erkannt und im ethischen Diskurs vermieden werden sollten.

Als Formeln der Selbstbeschreibung von Systemen und binären Codes beanspruchen Semantiken eine hohe, wenn auch nicht mehr vor-modern als zentralistisch zu interpretierende Steuerungskompetenz. Mittels Semantiken koordiniert eine Gesellschaft, was sie als Inkonsistenz oder Abweichung von dieser Beschreibung wahrnimmt, um dies möglicherweise in Strukturänderungen zu überführen. Eine Semantik hat damit auf die mögliche Anschlusskommunikation den Effekt einer Konditionierung: Die Verwendung einer bestimmten Beschreibungsformel selegiert die anschließende Kommunikation hinsichtlich ihrer Kompatibilität vor, sie schränkt die Grade der Freiheit nachfolgender Beschreibungen ein, indem sie ihre Plausibilität gegen weniger anschlussfähige Semantiken ausspielt.⁶²⁹ Die Frage, in welcher Gesellschaft wir leben, wird aus diesem Blickwinkel maßgeblich zu der semantisch relevanten Frage, welche Beschreibungsformen von Gesellschaft aktuell, aber auch in längerer historischer Sicht, als plausibel erscheinen (konnten). Fast man diese Formen des sich Einschleifens von Kommunikation und Selbstbeschreibung als ‚Evolution‘, lässt sich auf diese Weise ein Bild der historisch verfestigten Beschreibungsformeln gewinnen.

Zuvor muss noch auf die (insbesondere für die Moderne wichtige) Eigenheit von Selbstbeschreibungsmechanismen hingewiesen werden, sich erst unter den Bedingungen hoher Umweltkomplexität auszubilden. Während bei einfachen Unterscheidungen die Einheit der Unterscheidung gewissermaßen immer nur eine Abstraktionsebene entfernt liegt, führt die zunehmende Ausdifferenzierung, d. h. die Bildung von Anschlussunterscheidungen, zu einer stärkeren Distanz zu dieser Einheit. Die Welt bzw. die Gesellschaft als Ganze gerät, je mehr Unterscheidungen eingebaut werden, aus dem Sichtfeld. Auch der Beobachter selbst tendiert unter diesen Bedingungen zur Unsichtbarkeit, und es wird zu klären sein, inwiefern der Rückbezug auf Semantiken diese ursprünglichen Kontingenzen, auf die verschiedene Beobachterstandpunkte hinweisen, auch für die Moral wieder thematisierbar machen kann. Wenn also Semantiken als Selbstbeschreibungsformeln die Einheit des Unterschiedenen thematisieren, weisen sie zum einen die ihr zugrundeliegende Unterscheidung (und mögliche daran anschließende Folgeunterscheidungen) als kontin-

⁶²⁸ KNEER, Georg: Reflexive Beobachtung zweiter Ordnung. Zur Modernisierung gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen, in: GIEGEL, Hans-Joachim, SCHIMANK, Uwe: Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 301-332, 303 f.

⁶²⁹ Vgl. BAECKER, Dirk: Form und Formen der Kommunikation, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007, 140.

gent auf. Dennoch gefährdet diese Kontingenz nicht die Stabilität des Systems⁶³⁰, sondern trägt durch den Zugewinn an innerer Reflexivität gerade zur Autonomie des Systems bei, sie verhält sich nicht auflösend gegenüber der grundlegenden Unterscheidung, sondern emergent: Mit Yves Barel kann Emergenz als *Superposition*⁶³¹ bezeichnet werden, insofern als damit nicht nur die klassische, noch ontologisch argumentierende „Mehr als die Summe der Teile“-Definition, sondern die Bezugnahme auf höherstufige Beobachtungen mitgedacht ist. Selbstbeobachtungen simulieren demnach eine Außenbeobachtung, ohne aber den Blick von außen jemals faktisch einholen zu können. Auf diese Weise bleiben sie Teil des Systems.

Fasst man analog dazu die der Normativität sehr nahekommende Normalität als eine Selbstbeschreibungsförmel der Moral auf, heißt das für die weiteren Überlegungen auch, dass das Bezugsproblem der Normalität nicht außerhalb der Moral gesucht werden kann, ihr Aufkommen müsste vielmehr als ein Indiz gewertet werden, das nur mit den Mitteln, d. h. den Unterscheidungen der Moral zu verstehen ist. Auch Normalität enthält so den Hinweis auf den inneren Verweiszusammenhang der modernen Moral und die Selbstreferenz ihrer Bezüge, die die Normalität als Teil des ethischen Diskurses als ein selbsterzeugtes Problem in den Blick nimmt. Wenn Selbstbeschreibungen nun, wie zu Anfang genannt, immer auch Lösungsmodelle für ihnen vorausgehende Probleme darstellen oder als solche aufgefasst werden können, soll es nun darum gehen, diese Problemlage, auf die Normalität als moralische Selbstbeschreibungsförmel reagiert, aus dem Kontext einer Entwicklung heraus zu verstehen, innerhalb derer soziale Strukturen und Beschreibungsformen von Moral maßgeblich voneinander abhängen.

⁶³⁰ Vgl. LUHMANN, Niklas: Ist Kunst codierbar?, in: Ders.: Schriften zur Literatur und Kunst, hg. von WERBER, Niels, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008, 14-44, 27.

⁶³¹ Vgl. BAREL, Yves: Le paradoxe et le système. Essai sur le fantastique social, Grenoble: PUG 1979.

IV.2.2 Evolution moralischer Semantik

Dieses Nichts ist eine Sekunde, währenddessen das Loch existierte, halte auf höchst unwahrscheinliche Art und Weise durch die Zeit vorwärts und rückwärts. Irgendwo in einer weit zurückliegenden Vergangenheit schockierte es eine kleine Ansammlung von Atomen, die dort zufällig gerade durch die leere Lebloigkeit des Universums schwebten, so ernstlich, dass sie sich zu den allernormallichsten Mustern zusammenschlossen. Diese Muster lernten schnell, sich zu reproduzieren (das war ein Teil dessen, was so ungewöhnlich an ihnen war), und verursachten auf jedem Planeten, auf dem sie landeten, jede Menge Ärger. So begann das Leben im Universum.

(Douglas Adams: Per Anhalter durch die Galaxis, München: Heyne 2001, 84 f.)

Was das Individuum betrifft, so ist ohnehin jedes ein Sohn seiner Zeit; so ist auch die Philosophie ihre Zeit in Gedanken erfaßt.

(G.W.F. Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts, Frankfurt/M.: Ullstein, 1972, 12.)

Betrachtet man Semantiken im Kontext ihrer lebensweltlichen Verankerung, fällt die begriffliche Prägung der *gepflegten Semantik* auf. Anders als historisch überwundene Semantiken zeichnen sich diese gepflegten Selbstbeschreibungsformen durch ihre Aktualisierung und Realisierung im konkreten Erleben und Handeln aus.⁶³² Versteht man Selbstbeschreibungsformen auf diese Weise als kognitive Schemata, dann identifizieren semantische Strukturen bewahrenswerten Sinn und können ihre Plausibilität jeweils nur gewinnen und behalten, wenn sie sich entlang der Veränderungen in der Sozialstruktur bewähren und als tradierungswürdig erlebt werden. Die Frage nach semantischen Formen steht somit vor dem Hintergrund einer Erklärung dafür, dass bestimmte begriffliche Entscheidungen mehr einleuchten als andere. Insofern stehen Semantiken unter dem Druck einer Anpassung an gesellschaftliche Struktur- und Komplexitätsänderungen, die über ihr Fortbestehen und ihren kommunikativen Erfolg entscheiden; eine unangepasste Semantik wäre mit dem Problem des nicht mehr adäquaten Realitätszugriffs belastet. Aus diesen Gesichtspunkten legitimiert sich für Luhmann die Rede von einer Evolution, die neben der Sozialstruktur auch die Semantiken einer Gesellschaft betrifft. Anders als die klassische Evolutionstheorie setzt Luhmann für die soziale Evolution selbstreferentieller Systeme und deren Semantiken nicht unmittelbar bei der Vorstellung einer laufenden Anpassung an die Umwelt und den damit verbundenen Wegfall von Fehlanpassungen an. Auch verzichtet er auf die Übertragung von Evolution in Zukunftsprognosen. Evolution setzt keine Teleologie der Geschichte voraus, genauso wenig ist sie

⁶³² Vgl. LUHMANN, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 538, 550.

Luhmann zufolge eine Steuerungstheorie von Gesellschaft.⁶³³ Damit verabschiedet sie sich gleichermaßen von dem Versuch, Entwicklung unter Zuhilfenahme von Verbesserungskriterien (etwa der besseren Anpassung, dem *Survival of the Fittest*) beschreiben zu wollen, vielmehr konstatiert sie einen stets immer auch wahrnehmbaren Pool an Gegenbeispielen etwa des evolutionären Verlustes vermeintlich gut angepasster Leistungen. Auch in semantischer Hinsicht muss demnach mit evolutionär eingefahrenen Blockierungen gerechnet werden, die eine Weiterentwicklung einschränken, aber selbst nicht notwendig dem evolutionären Verlust anheimfallen.⁶³⁴ Mit Blick auf die geisteswissenschaftliche Theoriebildung sieht er Blockierungen durch die Faktoren bedingt, dass zum einen der Humanismus die Annahme stark machen konnte, Gesellschaft bestehe aus der Summe an Menschen, und die fehlende Berücksichtigung des Konstruktivismus die Beobachter von Gesellschaft als notwendig außerhalb des Erkenntnisobjekts positioniert habe.⁶³⁵ Mit dem methodischen Ausschluss von Verbesserungs-Theorien basiert die Evolutionstheorie Luhmanns maßgeblich auf drei Theoriepfeilern: Die eine sieht den evolutionären Trend in einer *zunehmenden funktionalen Spezifikation*.⁶³⁶ Eine weitere spricht von *zunehmender Komplexität*⁶³⁷, eine dritte von zunehmender *Normalisierung von Unwahrscheinlichkeiten*⁶³⁸.

Hinsichtlich der zunehmenden sozialen Differenzierung kann Evolution durch die gesellschaftliche Entwicklung von segmentären, über stratifizierte hin zu funktional differenzierten Gesellschaftsformen aufgefasst werden. In diesem Verlauf treten Ebenen der Systembildung auseinander, so dass einzelne Interaktionssysteme nicht mehr in dem bisherigen Maße mit gesamtgesellschaftlicher Relevanz belastet sind und das Gesellschaftssystem auf diese Weise in seiner weiteren Evolution von dem, was in den Interaktionssystemen passiert, relativ unabhängig wird.⁶³⁹ Für ethische Erwägungen hat diese Befreiung der Evolution von Kontingenzen in Interaktionen die problematische Konsequenz, dass das Verhalten in Interaktionssystemen und medienspezifische

⁶³³ Vgl. SCHMID, Michael: Evolution. Bemerkungen zu einer Theorie von Niklas Luhmann, in: GIEGEL, Hans-Joachim, SCHIMANK, Uwe (Hgg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 117-153, 125.

⁶³⁴ Vgl. LUHMANN, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 66: Luhmann zählt zu diesen epistemischen Blockierungen etwa die Annahmen, dass (I) Erkenntnis in sich selbst rational sei, dass (II) Lernen den Zustand eines System und seine Umweltpassung verbessere und nicht verschlechtere, dass (III) Kommunikation zur Verständigung beitrage und dass (IV) Rationalität in der Form eines Programms erfasst werden könne.

⁶³⁵ Vgl. SCHIMANK, Uwe: Einleitung, in: GIEGEL, Hans-Joachim, SCHIMANK, Uwe (Hgg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 7-21.

⁶³⁶ Vgl. z. B. NAROLL, Raoul: A Preliminary Index of Social Development, in: American Anthropologist 58 (1956), 687-715.

⁶³⁷ Vgl. FREEMAN, Linton C., WINCH, Robert F.: Social Complexity, in: American Journal of Sociology 62 (1957), 461-466; vgl. LENSKI, Gerhard E.: Social Structures in Evolutionary Perspective, in: BLAU, Peter M. (Hg.): Approaches to the Study of Social Structure, London: Open Books Publishing 1976, 135-153.

⁶³⁸ Vgl. LUHMANN, Niklas: Soziologische Aufklärung. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft, Bd. 3, Opladen: VS-Verlag 1981, 23-34.

⁶³⁹ Vgl. LUHMANN, Niklas: Weltkunst, in: BAECKER, Dirk, BUNSEN, Friederick D. (Hgg.): Unbeobachtbare Welt. Über Kunst und Architektur, Bielefeld: Haux-Verlag 1990, 7-46.

Selektoren wie etwa das Streben nach maximalem Profit⁶⁴⁰ an sich und unter den Vorzeichen rein funktionaler Zusammenhänge noch keine Notwendigkeit struktureller Änderungen mit sich bringen, und es Aufgabe der Ethik wäre, entsprechendes Verhalten in Bahnen zu lenken, die Individualinteresse und Fremdpräferenzen nicht mehr kollidieren, sondern koinzidieren ließen.

In Teilsystemperspektive ist Evolution weiterhin in den Funktionen der Variation, Selektion und Stabilisierung zu verstehen.⁶⁴¹ Die Variationsmechanismen werden dabei zunächst durch die Sprache garantiert, die den Akteuren durch sprachliche Zustimmung oder Ablehnung die Möglichkeit gibt, zu Variationen anzuregen. Auch hinsichtlich der Selektion ist es zum einen die Sprache, zum anderen die Schrift, die Suggestiv- und Bestätigungswerte ebenso wie später auch symbolisch-generalisierte Formen zur Verfügung stellen, mittels derer ein Rahmen für Wiederholung oder Nichtwiederholung der Variationen geschaffen wird. Stabilisierung und Etablierung von Neuerungen schließlich werden erst durch Systemdifferenzierung und interne Relationierung ermöglicht, da auf diese Weise die Reproduzierbarkeit von Problemlösungen über den aktuellen kommunikativen Erfolg hinweg institutionalisiert werden kann. Damit ist nicht ausgesagt, dass lediglich konsensfähigen Modellen evolutionärer Erfolg beschieden ist, vielmehr prämiieren kommunikative Prozesse auch Dissens, Irritation und Unausgeglichenheit, was die Autopoiesis des Systemzusammenhangs nicht gefährdet, solange Anschlusskommunikation möglich und wahrscheinlich ist.⁶⁴²

Bei selbstreferentiell-geschlossenen Funktionssystemen muss die evolutionäre Anpassungsleistung zudem im Hinblick auf das eigene System verstanden werden, nicht mehr als Anpassung an die Umwelt.⁶⁴³ Dies ist keine Aussage über die nach wie vor vorhandene Möglichkeit der Fremdreferenz auf die Umwelt, allein der evolutionäre „Drift“ muss hinsichtlich der systeminternen Selbsterhaltung verstanden werden. Für die Moral ist damit zunächst ein Hinweis auf ihre eigenen Semantiken benannt, die in der Moderne (dazu unten noch genauer) ebenfalls auf Selbstreferenz abstellen, insofern sie in Begründungsverfahren Kriterien argumentativer Kohärenz wie der Widerspruchsfreiheit ins Zentrum rücken. Andererseits verweist diese Diagnose die Moral auch auf eines ihrer Aufgabengebiete innerhalb einer funktional-differenzierten Gesellschaft: So ist es leicht einzusehen, dass die Eigendynamiken der Teilsysteme in einigen Fällen sowohl hinsichtlich der Gesamtgesellschaft, aber auch der Einzelsysteme zu langfristigen Folgeproblemen führen

⁶⁴⁰ Vgl. LUHMANN, Niklas: Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, 5. Aufl., Wiesbaden: VS-Verlag 2005, 259.

⁶⁴¹ Vgl. dazu ausführlich NASSEHI, Armin: Evolution in einer ‚Gesellschaft der Gegenwart‘, in: SIEP, Ludwig (Hg.): Evolution und Kultur. Symposium der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und Künste, Paderborn: Schöningh 2012, 73-88.

⁶⁴² Vgl. SCHMID, Michael: Evolution. Bemerkungen zu einer Theorie von Niklas Luhmann, in: GIEGEL, Hans-Joachim, SCHIMANK, Uwe (Hgg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 117-153, 121.

⁶⁴³ Vgl. LUHMANN, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 563; vgl. auch SCHIMANK, Uwe: Einleitung, in: GIEGEL, Hans-Joachim, SCHIMANK, Uwe (Hgg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 7-21, 13.

können: So ist es wohl unstrittig, dass die Zunahme am unverhältnismäßigen ökonomischen Gewinnstreben zwar noch kein Problem für das Wirtschaftssystem allein bedeutet, aber extreme Ungleichgewichte innerhalb der Gesamtgesellschaft bewirkt, und dass andererseits etwa die zunehmende Demokratisierung im Politiksystem gesamtgesellschaftlich wünschenswert, aber möglicherweise mit der Folgeerscheinung innerhalb des Systems belastet ist, dass der Anteil der Entscheidungen, nicht zu entscheiden, zunimmt. Eine notwendige Alarmierfunktion angesichts der drohenden Blockierung des Systems verlangt den systemübergreifenden Code, wie ihn die Moral zur Verfügung stellt.

Eine abschließende Bemerkung zu Luhmanns Evolutionsmodell setzt bei der eigenen Wahrnehmung bestehender Systemstrukturen an. Beobachtet man diese unter den Prämissen evolutionärer Herausbildung, fällt auf, dass gerade das, was für normal, im Sinne von selbstverständlich, gehalten wird, erst im Prozess der Strukturbildung wahrscheinlich geworden ist. Alle etablierten Lösungen und bestehenden Gesellschaftsstrukturen entstammen demnach einem Transformationsprozess, der ihre geringe Entstehungswahrscheinlichkeit in eine hohe, deswegen aktuell plausibel erscheinende hohe Erhaltungswahrscheinlichkeit umwandelte.⁶⁴⁴ Auch für die Analyse moralischer Semantiken verweist diese Betrachtung evolutionär-geprägter Errungenschaften auf den methodischen Ansatz, vom Unwahrscheinlichen auszugehen⁶⁴⁵ und bestehende, insofern normale Semantiken als Lösungen für systembezogene Probleme zu betrachten.

Wenn wir nun in einem Überblick die Evolution moralischer Selbstbeschreibungsformeln betrachten, geschieht dies nach den Vorbemerkungen vor dem Hintergrund der Einsicht, dass theoretische Modelle der Moral nur dann eine Chance auf Durchsetzbarkeit haben, wenn sie auf Bedingungen stoßen, die das, was die Theorie abbildet, im sozialstrukturellen und historischen Kontext sinnvoll und verständlich erscheinen lässt. Diese Sinnhaftigkeit formuliert die Systemtheorie als Anschlussrationalität. So konnte sich etwa das cartesianische Modell einer im denkenden Subjekts verorteten *res cogitans*, das in seinem Urteil im Letzten auf sich selbst zurückgeworfen ist, in der Moderne auch deshalb durchsetzen, weil sich die stratifikatorisch-differenzierte Gesellschaft in Auflösung befand – eine Auflösung, die wiederum durch die dynamische Rezeption der Subjektphilosophie befördert wurde.⁶⁴⁶ Semantiken in einem evolutionären Prozess zu beobachten

⁶⁴⁴ Vgl. WORTMANN, Hendrik: Zum Desiderat einer Evolutionstheorie des Sozialen. Darwinistische Konzepte in den Sozialwissenschaften, Konstanz: UVK Verlag 2010, 66; vgl. auch MÜLLER, Stefan S. W.: Theorien sozialer Evolution. Zur Plausibilität darwinistischer Erklärungen sozialen Wandels, Bielefeld: transcript 2008, 189-194.

⁶⁴⁵ Vgl. LUHMANN, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 2, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000 [1981], 232 f., vgl. auch BOLZ, Norbert: Ratten im Labyrinth. Niklas Luhmann und die Grenzen der Aufklärung, München: Fink 2012, 40: „[...] denn gerade das, was wir für normal halten, ist unwahrscheinlich. Und das fällt nicht auf, weil das Unwahrscheinliche im Prozess der Systembildung wahrscheinlich geworden ist. [...] Luhmann weckt also Interesse an der Normalität durch die Rekonstruktion ihrer Unwahrscheinlichkeit.“

⁶⁴⁶ Vgl. SCHÖNWALD-KUNTZE, Tatjana: Freiheit als Norm? Moderne Theoriebildung und der Effekt Kantischer Moralphilosophie, Bielefeld: transcript 2010, 246 ff.

bringt demnach die Aufgabe mit sich, eine permanente Kritik eines wechselseitigen Hervorbringungs- und Beschreibungsprozesses zu leisten.

Die vielleicht elementarste Semantik der Moral betrifft die Unterscheidung von *Handlung und Handlungsregel*. Was zunächst so basal klingt, setzt dennoch wesentliche Weichenstellungen voraus, da bereits an diesem Kernpunkt eine Unterscheidung ins Spiel gebracht wird, die eine Beobachtung zweiter Ordnung darstellt, insofern sie einen Beobachter der Handlung instituiert.⁶⁴⁷ Sobald also eine Handlung als solche benannt wird, wird sie von bloßem Verhalten⁶⁴⁸ abgegrenzt, auf ein identifizierbares Individuum⁶⁴⁹ bezogen und in einen möglichen Zusammenhang mit einer Handlungsregel gebracht. Diese Regel oder Norm markiert als Versuch, Handlungserwartungen gegen Enttäuschung abzusichern, einen Teilbereich der sozialen Wirklichkeit und die Wirkung individuellen Verhaltens, da durch die Korrelation von beobachteter Handlung und Handlungsregel moralischer Lohn aber auch Strafe in Form von Achtung oder Missachtung distribuiert werden können.⁶⁵⁰ Wenn wir von einem Grundmuster ausgehen, demzufolge regelkonformes Handeln positiv, deviantes Verhalten auch aufgrund seiner Tendenz zur Individualisierung hingegen negativ sanktioniert wurde, dann zeigt sich sehr deutlich die Bedeutung der analogen Semantik von *Erfüllung und Abweichung*, die an die Semantik von Handlung und Handlungsregel anschließt. An der Kombination von Erfüllung und Abweichung war zunächst die Abweichung das, was moralisch negativ konnotiert war.⁶⁵¹ Da die Handlungsregel häufig als statisch und oft als

⁶⁴⁷ Dass sich Veränderungen der Semantik in der Regel im Auftreten von Unterscheidungen zeigen, verweisen auf die Notwendigkeit, im Beschreiben auf das Beschriebene Rücksicht zu nehmen. Diese Entwicklung liegt auch bei so weitläufigen Entscheidungen zugrunde wie etwa der Differenz von mentalen und ausgehenden Gegenständen, bei der Moral spätestens seit Descartes nur noch auf einer Seite der Unterscheidung vorkommt. Hier verschiebt sich die Zurechnung seit dem Mittelalter von Körper auf Geist, d. h. auf bewusst kontrollierte innere Einstellungen und Intentionen. Für die Semantik der Handlung verbindet sich damit eine stärkere Verantwortung für abweichendes Verhalten, aber etwa ab dem 17. Jhd. auch das Recht, das eigene Interesse zu vertreten und damit kommunikative Anerkennung zu finden. Vgl. LUHMANN, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 4, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1999 [1995], 77.

⁶⁴⁸ Dieses bloße Verhalten kann als das ausgeschlossene Dritte der Moral verstanden werden, es zeigt an, dass der oder die „Moralunfähige“ wiederum moralisch adressierbar gemacht wird, indem er entsprechenden Maßnahmen ausgesetzt wird, die von Therapieformen bis zum Gewahrsam und zu Umerziehungsmaßnahmen reichen. Indem Moral auf diese Weise auch das von ihr Ausgeschlossene in sich aufnimmt, verdeckt sie die Paradoxie ihres Ursprungs und führt ihre Autopoiesis fort. Vgl. LUHMANN, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 3, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004 [1989], 384-434, 422. Zur handlungstheoretischen Unterscheidung zwischen den Begriffen Verhalten (*actus hominis*) und Handeln (*actus humanus*), wobei letzteres bereits die daran anschließende Semantik der Intentionalität suggeriert, vgl. auch HÖFFE, Ottfried: *Sittliches Handeln. Ein ethischer Problemaufriss*, in: LENK, Hans (Hg.): *Handlungstheorien interdisziplinär*, Bd. II, 2, München: Fink 1979, 617-641, bes. 618.

⁶⁴⁹ Vgl. BREITSAMETER, Christof: *Nur Zehn Worte. Moral und Gesellschaft des Dekalogs*, Fribourg – Freiburg: Academic Press/Herder 2012, 37.

⁶⁵⁰ Vgl. BREITSAMETER, Christof: *Individualisierte Perfektion. Vom Wert der Werte*, Paderborn: Schöningh 2008, 96.

⁶⁵¹ Dass diese grundlegende Semantik auch in der Moderne ein einfaches Orientierungsmuster bildet, zeigen z. B. die empirischen Untersuchungen von Stephan Nuesch und Hartmut Haas. Deren sozialpsychologischen Studien belegen, dass schlechte Ergebnisse von Handlungen dann besonders negativ wahrgenommen werden, wenn sie aufgrund von anormalen, im Sinne von abweichendem Verhalten zustande kommen. Resultieren negative Folgen hingegen aus vermeintlich normkonformen Verhalten, fallen die Enttäuschungen weniger stark aus. Vgl. NÜESCH, Stephan, HAAS, Hartmut: *Normality bias in the field: evidence from panel data*, Working Paper Series No. 112, Institute for

natural-gegeben gegenüber den variierbaren Handlungen wahrgenommen wurde, kam ihr ein normativer Mehrwert zu, mit der Folge, dass zunächst allein die Norm die normative Messlatte für die situationsbedingte Handlung abgab. Die einfache Semantik von Erfüllung und Abweichung ließ es mit anderen Worten zunächst nicht zu, auch die Handlungsregel als kontingent und veränderbar zu erkennen oder in ihr angesichts der konkreten Handlungsprobleme einen Verbesserungsbedarf zu erkennen. Diese Eindeutigkeit in der Zurechnung von abweichendem Verhalten als ‚schlecht‘ und normanalogem Verhalten als ‚gut‘ bricht mit der Neuzeit auf. Semantisch zeigt sich diese Flexibilisierung darin, dass der Abweichung häufig semantische Korrelate wie die *admiratio* oder die *irritatio*⁶⁵² zur Seite gestellt wurden, die anders als die negativ konnotierte Abweichung das moralische Urteil zunächst offenhielten. *Admiratio* und *irritatio* sorgen auf diese Weise für die Möglichkeit einer Neubewertung des Neuen und Abweichenden. Dies bedeutet nicht, dass mit ihnen lediglich eine Umkehrung der Programme vorgenommen wäre (d. h. eine moralisch-positive Konnotation alles Neuen und Abweichenden und umgekehrt), sondern vielmehr, dass nun ein semantischer Apparat zur Verfügung steht, der der eindeutigen Zurechnung einen Reflexionsstopp voranstellt, der zu einer zunächst ergebnisoffenen Entscheidung darüber zwingt, ob eine Handlung oder ein Zustand als Abweichung gesehen und korrigiert werden soll, oder als sinnvolle Neuheit zu einer Rejustierung der Handlungsregel anleiten kann. Durch diese Ausdifferenzierung der ursprünglichen Semantik wird eine Neubewertung des Neuen ermöglicht, die regelrecht programmatisch für die Moderne und ihren Innovationsreichtum geworden ist. Luhmann macht darauf aufmerksam, dass insbesondere die in der Neuzeit beginnende funktionale Differenzierung die Etablierung von Neuheiten bzw. die neue Handhabung der Unterscheidung von Abweichung und Erfüllung dadurch erleichtert, als sie diese in verschiedenen Funktionssystemen unterschiedlich handhabbar macht. Während einige Systeme auf eine emphatische Begrüßung alles Neuen und Abweichenden umstellen (etwa die Massenmedien), bleiben bei anderen die Vorbehalte bestehen. Die Gründe für die unterschiedliche Handhabung der Veränderungen sieht Luhmann darin, dass die Systeme je verschieden auf die Legitimation durch ihre eigene Vergangenheit angewiesen sind.⁶⁵³

Aus der grundsätzlichen Differenz von Norm und Handlung ergibt sich in der Folgezeit eine verfeinerte Semantik durch ihre Kombination mit Vorstellungen von *Absicht* bzw. *Intention*. Auf diese Weise wird Raum für eine zurechnungsfähige Innenwelt der Subjekte geschaffen, der nun maßgeblich mit über die moralische Qualität einer Handlung bestimmt. Die wachsende Betonung

Strategy and Business Economics, University of Zurich, online verfügbar unter http://www.econbiz.de/de/search/detailed-view/doc/all/normality-bias-in-the-field-evidence-from-panel-data-n%C3%BCesch-stephan/10003911957/?no_cache=1 [Zugriff am 12.11.2012].

⁶⁵² Vgl. DESCARTES, René: *Les passions de l'âme*. Die Leidenschaften der Seele, Hamburg: Meiner 1996, Art. 53.

⁶⁵³ Vgl. LUHMANN, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 4, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1999 [1995], 73.

der Uneinholbarkeit subjektiver und unbeobachtbarer Eigenwelten verleiht so auch Handlungen einen Sinn, die vor dem bloßen Schema der Erfüllung oder Abweichung kapitulieren müssten. Der Rekurs auf die Intention und die individuelle *Motivlage* hingegen lassen auch das vermeintlich Sinnlose, d. h. die Abweichung von einer Norm, wenn auch nicht rechtfertigbar, so doch normativ bearbeitbar werden.⁶⁵⁴ Hier bildet die jeweilige Intention den Konnex, um die ursprüngliche Semantik auch unter verschärften Komplexitätsbedingungen kommunikativ anschlussfähig zu halten. Zuvor jedoch übernimmt innerhalb der Geschichte der Moralthologie und -philosophie mit der Aristotelischen Ethik eine für die Moderne schwer adaptierbare Richtung die Überhand, in der das individuelle Handeln als Streben nach dem allgemein verbindlichen Guten begriffen und dieses Gut als grundsätzlich deutlich erkennbar vorausgesetzt wird. Die aristotelische Teleologie kennt noch keine ungueten Ziele und damit für die individuelle Motivlage noch nichts absichtlich Schlechtes. Zwar kann das Individuum sich bei der Wahl der Mittel irren, das unterstellte Motiv muss aber nach Aristoteles auch in diesen Fällen im allgemein verbindenden Guten gesucht werden. Eine Diskussion moralischer Irrtümer findet innerhalb der Aristotelischen Ethik folgerichtig allein auf der Ebene der Mittel statt, Ziele werden nur insofern zur Disposition gestellt, als sie wiederum als Mittel zur Erreichung des höchsten Ziels (*telos teleiōtaton*) aufgefasst werden.⁶⁵⁵ Dementsprechend schwach ist die indikatorische Funktion von Abweichungen bei Aristoteles ausgeprägt: Während die Moderne Fehler in Handlungsregeln durch das systematische Erkennen von individuellen Defektionsproblemen wahrnimmt, bleibt bei Aristoteles das, was in Form der Handlungsregeln und Tugenden naturgemäß gut ist, auch dann gut, wenn die faktische Welt der individuellen Handlungen korrupte Züge aufweist. Diese werden dann als unbedeutende Fehlleistungen in Form von individuellen Irrtümern in der Mittelwahl wegrationalisiert, was Moral einerseits zwar von Ansprüchen an Begründbarkeit entlastet, sie andererseits aber auch – übertragen auf die Bedingungen der Moderne – vor immense Konsensprobleme stellt. Die Begründbarkeit von Handlungen ist unter aristotelischen Vorzeichen allenfalls für die Abweichung zu leisten, während die Erfüllung des naturgemäß Richtigen angesichts vermeintlicher Evidenzen, nicht zuletzt auch aufgrund der noch eindeutig orientierungsstiftenden Sozialstruktur und den daraus erwachsenden Handlungserwartungen an das Subjekt, jeglicher Begründungsnotwendigkeit entbehrt. Die antik-aristotelische Ethik versorgt die Moral daher weniger mit für die Moderne notwendigen Begründungs-, als vielmehr mit Haltungsdiskursen⁶⁵⁶ in Form der Tu-

⁶⁵⁴ „Motive bzw. die wachsende Betonung individuell zurechenbarer Motive für das Handeln werden dann umso wichtiger, je unbestimmter Handlungen sich darstellen.“ NASSEHI, Armin: Der soziologische Diskurs der Moderne, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 90.

⁶⁵⁵ Vgl. ARISTOTELES: Nikomachische Ethik, übers. und hg. von WOLF, Ursula, 3. Aufl., Hamburg: Rowohlt 2011, Buch I und II.

⁶⁵⁶ Vgl. BREITSAMETER, Christof: Individualisierte Perfektion. Vom Wert der Werte, Paderborn: Schöningh 2008, 88-95.

genden. Im Mittelalter führt die semantische Referenz auf die Absicht zu einer zunehmenden Internalisierung der moralhaltigen Erwartungen. Das Subjekt ist angehalten, seine eigenen Intentionen zunehmender Selbstkontrolle auszuliefern und auch bei der Beobachtung fremder Handlungen nicht mehr umstandslos Schlüsse vom Verhalten auf Achtung oder Missachtung zuzulassen.⁶⁵⁷ Damit liegt die Vernünftigkeit einer Handlung nicht mehr in erster Linie im Urteil über das Erreichen einer gewünschten Wirkung, sondern in der Frage nach dem richtigen internen Handlungszweck. Eine in die Moderne übernommene Form dieser Semantik zeigt sich etwas in der noch bei Montesquieu oder der schottischen Moralphilosophie vorhandenen Vereinheitlichung von Moral und Manieren. Ganz besonders deutlich wird hier, wie Moral und Gesellschaftsstruktur zusammenhängen, da der Rekurs auf die Manieren Moral stets von sozialer Stratifikation abhängig macht. Historisch setzt die Semantik der ins Innere des Menschen verlegten Motivlage dabei bereits in der Augustinischen Theologie an, dessen Bekehrungsbericht bereits Gott als Quelle des individuellen Willens entdeckt.⁶⁵⁸ Bei Thomas von Aquin wird dieser Wille dann in einer Synthese mit der aristotelischen Ethik mit dem allgemeinen Naturgesetz (und damit der göttlichen Allgemeinheit) versöhnt.⁶⁵⁹ Angesichts der Probleme einer bloßen Internalisierung von Moral in einigen Positionen des Mittelalter bot es sich an, den Begriff der Natur aus den daraus entstehenden Kontroversen herauszuhalten und ihn als „semantisches Gewissheitssubstrat“⁶⁶⁰ neu zu formieren. Die Unhintergebarkeit eines natürlichen Rechts scheint auf diese Weise der zunehmenden Kontingenz individueller Motive eine überindividuelle Korrekturfolie bieten zu können. Die Gesetzesförmigkeit, mit der die Moral bei Thomas im Naturgesetz-Begriff vorliegt, macht dabei auf das erst durch Kant formulierte Bezugsproblem aufmerksam, dass nämlich Erfahrungen des Auseinanderdriftens menschlicher Vernunft und göttlichen Naturgesetzes gemacht werden können. Dass der Überbrückungsmechanismus zur Überwindung dieser Problemlage bei Thomas den Charakter des Rechts annimmt, beweist eine auch für die Moderne zentrale und bei Thomas angedeutete Einsicht: Dass nämlich angesichts der Schwierigkeiten empirischer Diffusion in moralischen Fragen die Notwendigkeit besteht, moralische Kommunikation (und darüber hinaus die Denkmöglichkeit moralischer Totalität) auf dem Boden stabiler Mechanismen wie Rechtsverträgen und ähnlichen Institutionen zu gründen.⁶⁶¹

⁶⁵⁷ Vgl. LUHMANN, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 1036.

⁶⁵⁸ Vgl. AUGUSTINUS: Confessiones, hg. von ULRICH, Jörg, übers. von BERNHART, Joseph, Berlin: Insel-Verlag 2007, V, 9, 16.

⁶⁵⁹ Vgl. THOMAS VON AQUIN: Summa Theologiae, in: BUSA, Roberto (Hg.): Sancti Thomae Aquinatis Opera Omnia, Bd. 2, Stuttgart – Bad Cannstatt: Frommann 1980, Buch I-II, q. 94.

⁶⁶⁰ LUHMANN, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 990.

⁶⁶¹ Vgl. NASSEHI, Armin: Ethik zwischen Gründewelt und sozialer Praxis. Zum gesellschaftlichen Ort moralischer Kommunikation, in: Konrad Hilpert (Hg.): Theologische Ethik im Pluralismus (=Studien zur theologischen Ethik 133), Fribourg – Freiburg: Academic Press/Herder 2012, 29-45, 30 f.

Erst mit der Neuorientierung der Ethik im 18. Jahrhundert wird die Verknüpfung von Moral mit sozialen Positionen oder naturhaften Zielvorstellungen überwunden, spätestens mit Kant stellt Ethik nun auf *gute Gründe* ab, die auch jenseits des internen Forums Bestand haben können.⁶⁶² Auch in der Theologie zeitigt der Zuwachs an Vergleichsmöglichkeiten seine Folgen: In ihr wachsen nun vermehrt Zweifel an der alten Quaestionestechnik, die bei der Kollision zweier Meinungen deren Überwindung immer in der Autorität einer darüberstehenden Meinung angeben zu könnten glaubte. Erstmals mit Kant wird innerhalb der Moralphilosophie nun der fundamentale Gegensatz der modernen gegenüber der antiken Ethik formuliert: Während das individuelle Wollen und das allgemein normativ Gesollte bei Aristoteles noch notwendig in Eins fallen, erkennt Kant, dass Wollen und Sollen auseinanderfallen können und die Aufgabe der Ethik in einer systematischen Begründung ihrer Versöhnung gesucht werden muss.⁶⁶³ Das individuelle Wollen wird so kritik- und begründungsbedürftig, und Kant formuliert im Kategorischen Imperativ ein Prüfinstrument der Selbstbeobachtung individueller Handlungsmaximen. Dass er die Lösung in der Vernunft eines transzendentalen Subjektes sucht, deutet auf die Wahrnehmung zunehmender Schwierigkeiten mit dem empirischen Subjekt hin, das nunmehr auch alles andere als vernünftig erlebt werden konnte. Die Freiheit des empirischen Subjekts schafft bei Kant das moralische Kriterium, dass es das, was es tun soll, nicht bloß *tun*, sondern auch *wollen* soll. Kants charmante Seitenbemerkungen zu unserem „lieben selbst“, das sich allenthalben als Handlungsantrieb entdecken ließe, macht die daraus erwachsenden Probleme der Vereinbarkeit von individuellen Antriebs- und kollektiven Regelstrukturen deutlich.⁶⁶⁴ Dieses Bezugsproblem der empirischen Unvernunft diskutiert die neuere Organisationssoziologie und -psychologie unter dem Begriff der *bounded rationality*⁶⁶⁵ und legt dabei den Fokus auf den Unterschied zwischen den Rationalitätserwägungen einzelner Individuen und der Idee einer überindividuellen Gesamtrationalität, die das einzelne Subjekt jeweils nur ausschnittshaft rekonstruieren könne. Mit der Prämisse der

⁶⁶² Dass auch damit nur eine vorläufige, i. S. von sich stets neu zu bewährende Lösung gefunden ist, zeigt das sog. Münchhausen-Trilemma jeder über Begründungen argumentierenden Ethik, demzufolge jede Ethik sich zwangsläufig in einen infiniten Regress, einen Zirkelschluss oder eine Letztbegründung verfängt. Vgl. ALBERT, Hans: Traktat über kritische Vernunft, Tübingen: Mohr Siebeck 1968.

⁶⁶³ Vgl. Kants berühmten ersten Satz der GMS in KANT, Immanuel: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, in: Ders.: Werke, Bd. 7, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000 [1786], BA 1,2: „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille.“

⁶⁶⁴ „Das entscheidende Bezugsproblem in der Selbstbeschreibung bürgerlicher Subjekte besteht darin, sich in einer Welt zu bewegen, in der sie aus Gründen der sozialen Ordnungsbildung jene Subjekte sein wollen, die sie aus guten empirischen Gründen nicht sein können, deren Zurechnungspraxis aber exakt jene Form der Selbstkontinuierung bürgerlicher sozialer Praxis annimmt, die die Antinomie von Wollen und Sollen verdeckt. Sie *wollen* wirklich –und das sollte man als Datum betrachten, als empirisches Datum wohlgemerkt.“ NASSEHI, Armin: Rethinking Functionalism. Zur Empiriefähigkeit systemtheoretischer Soziologie, in: KALTHOFF, Herbert, HIRSCHAUER, Stefan, LINDEMANN, Gesa (Hgg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008, 79-106, hier: 82.

⁶⁶⁵ SIMON, Herbert: Administrative Behaviour. A Study of Decision-Making Processes in Administrative Organization, 4. Aufl., New York: Macmillan 1997.

Verallgemeinerbarkeit moralischer Maximen im Kategorischen Imperativ stellt Kant die Ethik erstmals auf ein formales Prinzip um, das von einem materialen Kriterium von Moralität wie etwa dem Begriff des Guten oder der Natur absieht. Diese Formalisierung der Ethik markiert die für die Moderne typische Veränderung hinsichtlich ihrer Integrationsmittel: Formen der Solidarität, so der moderne Anspruch, müssen nun zunehmend dem Kriterium der Generalisierung und Universalisierung entsprechen. Eine funktional-differenzierte Gesellschaft kann mit anderen Worten nicht mehr durch die Mittel einer an stratifizierter Ordnung orientierten Adressierung erreicht werden, sondern muss die Mittel der Generalisierung als die ihr eigene Form der Spezifizierung begreifen: Generalisierung und Spezifizierung widersprechen sich demnach nicht, vielmehr wird Generalisierung in der Moderne gerade als probates Mittel erfahren, die Spezifikationen unterschiedlicher Teilsysteme zu erreichen. Auch der analog zur Moral zu sehende Begriff des Rechts wird bei Kant vom Natur- zum Vernunftrecht transformiert und bringt den Gedanken zum Ausdruck, dass eine moderne Rechtskonstruktion nicht mehr von einer vorgegebenen Ordnung der Welt auszugehen, sondern auf die vernünftige Selbstbeschränkung der Subjekte als entscheidendem Referenzpunkt abzustellen habe.⁶⁶⁶ Bereits Hobbes Chiffre des Leviathan deutete auf die Notwendigkeit hin, jene Kollektivitäten als verallgemeinerten Willen selbst zu erzeugen, vor dem sich der individuelle Wille zu bewähren hat.⁶⁶⁷ Eine solche „Solidarität unter Fremden“⁶⁶⁸ entsteht in der Moderne durch die Zumutung, vom Anderen berechtigterweise eine normative Selbstkontrolle erwarten zu können, die sich auch in seiner Motivlage begründet findet. Die Semantik des Individuums bzw. der *Individualität* hängt dabei ebenfalls eng mit den Implikationen Kantischer Transzendentalphilosophie zusammen. Individuum, das Unteilbare, meint zunächst und auch schon vor Kant, dass ein Subjekt identische Personenmerkmale in verschiedene Situationen hineinträgt, ohne mit jeder Situationsveränderung jemand anderes zu werden. Insofern garantiert Individualität, anders als im zeitgenössischen Sprachgebrauch zu vermuten, gerade soziale Stabilität und Berechenbarkeit.⁶⁶⁹ Erstmals mit der Neuzeit tritt der Gedanke hinzu, dass das Individuum-Sein auf eine Weise institutionalisiert wird, die von den Individuen ein entsprechendes Auftreten und das Beobachten des eigenen Beobachtens erwartet: „This myth

⁶⁶⁶ Vgl. NASSEHI, Armin: Der soziologische Diskurs der Moderne, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 156.

⁶⁶⁷ „Das Besondere der bürgerlichen Lebensordnung liegt wohl darin, dass es gelingen konnte, Autonomie und Fremdbestimmung miteinander zu versöhnen. Dass Angehörige der bürgerlichen Gesellschaft wollen, was sie sollen, ist letztlich diejenige soziale Technik, Handlungen durch Verzicht auf zu starke Koordinierungsleistungen von außen zu koordinieren.“ Ebd., 94.

⁶⁶⁸ BRUNKHORST, Hauke: Solidarität. Von der Bürgerfreundschaft zur globalen Rechtsgenossenschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2002.

⁶⁶⁹ „Das Subjekt ist gleichsam der Prototyp aller Kollektivsingularia, das corpus mysticum der Individualität. Die Figur des Subjekts hatte die Funktion, die Inklusion aller in die Gesellschaft durch Appell an die Selbstreferenz eines jeden zu begründen – also weder gesellschaftstheoretisch noch empirisch.“ LUHMANN, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 1025.

leads people to posture as individuals.“⁶⁷⁰ Mit dieser neuzeitlichen Individualisierung verschiebt sich auch der Anspruch an die Ethik, die nun erklären muss, wie soziale Ordnung trotz der individuellen Subjekte möglich ist. Ausgehend von Kants „transzendentaler Residualsubstanz“⁶⁷¹ wird zumindest für eine gewisse Zeit eine Lösung eröffnet, die Einheit trotz empirischer Vielfalt ermöglicht. Die Differenz von empirischem und transzendentalen Subjekt macht es denkbar, dass das gleiche Denken lediglich empirisch unterschiedlich ausfällt. Die Theorie des transzendentalen Subjekts stellt damit eine ganz ähnliche Reaktion auf die empirische Diffusion dar wie der Bezug auf die für die Normalität maßgebliche Statistik: Auch hier wird das Individuum als Datengrundlage einerseits vorausgesetzt, andererseits neutralisiert, indem seine Einzigartigkeit aus Gründen der mathematischen Erhebbarkeit der Daten methodisch verrechnet wird.

In Anlehnung an die Kantische Idee der Selbstgesetzgebung des Willens entsteht in der Moderne zeitlich etwa parallel die Semantik *moralischer Zwecke*. Während Kant mit der Zweckkategorie noch den Gegenbegriff zum bloßen Mittel verband, verselbstständigt sich das Zweckdenken mit dem Aufkommen des Utilitarismus im angelsächsischen Raum. Mit ihm formiert sich ein Zweckdenken, das sich unter Zuhilfenahme teleologischer Argumente gleichzeitig von der naturalen Ethik des Aristoteles löst. Während dessen Telos-Kategorie in dem Sinne einen Perfektionsbegriff darstellte, als dass jegliche Bewegungen mit einer internen Stoppregele versehen gedacht wurden, die den Endzustand der Bewegung als deren Perfektionszustand auswies, führte diese Idee der in die Natur hineingelegten Ziele in der Moderne in zunehmende und immer offensichtlichere argumentative Schwierigkeiten: So leistet sich etwa Boyle noch im 17. Jahrhundert das Argument, Gott habe als „superabundant provision for casualties“⁶⁷² den Menschen mit zwei Augen ausgestattet, damit seine Sehfähigkeit auch für den Fall des Verlustes eines der Augen gewährleistet sei. Die antike Teleologie der Zwecke verliert nicht zuletzt aufgrund derartiger Beispiele in der Moderne zusehends an Plausibilität⁶⁷³, was im 18. Jahrhundert zu ihrer Transformation in eine offenere, von der Natur abgekoppelte Zwecktheorie führt. Gleichzeitig wurde auf der Theorieebene so die Verschachtelung der aristotelischen Teleologie mit einer stratifiziert-hierarchischen Gesell-

⁶⁷⁰ MEYER, John W., BOLI, John, THOMAS, George M.: *Ontology and Rationalization in Western Cultural Account*, in: THOMAS, George M. et al. (Hgg.): *Institutional Structure: Constituting State, Society, and the Individual*, Newbury Park, Cal.: Sage 1987, 12-37, 26.

⁶⁷¹ LUHMANN, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 1022.

⁶⁷² BOYLE, Robert: *Disquisitions about Final Causes of Natural Things*, London: John Taylor 1688, 428.

⁶⁷³ Oft ist es gerade die Zirkelstruktur und Tautologie, die am Argument der Finalursachen in der Moderne bedenklich erscheint. Ein Zirkel, bei dem der Ausgangssinn A auf B verweist, B wiederum auf A, schien wenig produktiven Nutzen zu bringen. Für Luhmann ist die moderne Ablehnung einer solchen tautologischen Struktur insofern merkwürdig, als Selbstreferenz gerade zur Eigenlogik der Moderne gerechnet werden muss, Zirkelstrukturen insofern also eine hohe Anschlussrationalität versprechen müssten. Die Antwort liegt für Luhmann in eben dieser Situation: „Wenn die Selbstreferenz tiefer gelegt und als anthropologische Struktur [...] begriffen wird, muss sie aus den Strukturen zurückgenommen werden, die den Menschen mit der äußeren Natur verbindet.“ LUHMANN, Niklas: *Selbstreferenz und Teleologie in gesellschaftstheoretischer Perspektive*, in: BUBNER, Rüdiger, CRAMER, Konrad, WIEHL, Reiner (Hgg.): *Teleologie (=Neue Hefte für Philosophie 20)*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1981, 1-30, 20.

schaft und darüber hinaus einer kosmologischen Naturordnung überwunden, und die Teleologie für die funktional-differenzierte Gesellschaft anschlussfähig gehalten, indem ihr natural-gesetzter Kontext weitestgehend aufgegeben wurde. Erstmals wird nun auch ein Zweckstreben denkbar, das prinzipiell endlos, ohne Anfang und natürlichen Perfektionszustand, verstanden werden konnte und insofern auch anschlussfähig für die permanente Autopoiesis der Systeme war: „In diesem System verliert die „Teleo-Logik“ ihren Sinn. Für selbstreferentielle Prozesse gibt es überhaupt kein natürliches Ende mehr. [...] An die Stelle von Perfektion tritt Perfektibilität. Perfektibilität bedeutet zugleich: Unmöglichkeit der Perfektion.“⁶⁷⁴ Wird weiterhin die moderne Individualitätssemantik mit der Semantik der Zwecke kombiniert, zeigt sich deutlich, dass die Teleologie maßgeblich auch unter der Semantik des individuellen *Nutzens* Einzug in die moderne Moraltheorie hielt. Mit dem Begriff des Nutzens ist eine Kategorie gefunden, die wesentlich an die Formen moderner Selbstreferenz anknüpft und das Individuum und dessen Zweck-Kalküle zum Ausgangspunkt moralischer Erwägungen macht. Auch für die Ebene der Teilsysteme ist die Kategorie des Nutzens adaptierbar, hier markiert der Begriff das, was für ein Funktionssystem abgeschlossene und von der Umwelt verwendbare Leistung ist. Hinzu kommt, dass sich mit der Modernisierung der Zweckkategorie deren Stellenwert verschiebt: Was vormals natural gegeben erschien, wird nun in die Entscheidungsbefugnisse der Subjekte delegiert, die zunehmend als Konstrukteure ihrer Zielvorstellungen sichtbar werden.⁶⁷⁵ Überhaupt werden Handlungen nun deutlicher als bisher noch als Entscheidungen erkennbar, die immer auch Alternativen voraussetzen. Dies schafft für die ethische Theoriebildung einen Bedarf an Systematisierung, Vergleich- und Verrechenbarkeit von individuellen Zweckvorstellungen, wie sie in den Nutzenkalkülen der utilitaristischen Entwürfe vorliegen. Auf diese Weise verbindet sich die Aufgabe einer materialen Integration der Gesellschaft mit dem gleichzeitigen Zulassen höchst divergenter Zwecksetzungen. Letztere können nun nicht mehr unter Berufung auf eine Universalie oder einen unterstellten Konsens ignoriert werden, sondern fordern zu einer permanenten Reflexion und Berücksichtigung möglicher Dissense.

Das Sichtbarwerden von Handlungen als Entscheidungen von Subjekten wurde zuvor bereits kurz angesprochen. Die Aufgabe eines natural-teleologischen Handlungsrahmens und das Umstellen auf Entscheidungen stellen sich dort ein, wo die Veränderung der Welt und ihrer Verhältnisse Bedeutung erhält und der Kontingenzcharakter sozialer Zusammenhänge immer augenfälliger wird. Die semantische Überformung des Handlungsbegriffs durch die Kategorie der Entscheidung weist zunächst auf den Bezug zu Erwartungen und deren Geltung und Entstehen für

⁶⁷⁴ Ebd., 11.

⁶⁷⁵ Vgl. BREITSAMETER, Christof: Individualisierte Perfektion. Vom Wert der Werte, Paderborn: Schöningh 2008, 89.

die Entscheidung des Akteurs hin.⁶⁷⁶ Darüber hinaus unterbrechen Entscheidungen die Entlastungsfunktionen von Regelstrukturen, ohne sie damit (wie Carl Schmitt meinte) normativ zu übertrumpfen; Entscheidungen jenseits festgelegter Regeln können insofern zu ihrer Neuetablierung oder Ausbesserung beitragen.⁶⁷⁷

Langfristig führt das Aufkommen der Zweck- und Entscheidungssemantik zur einigen weiteren semantischen Neuerungen, wie den Begriffen des *Akteurs*, der *Präferenz*, des *Kalküls* oder des *Interesses* und maßgeblich auch dem der *Interaktion*.⁶⁷⁸ Als Relationsbegriffe bringen sie die Notwendigkeit zum Ausdruck, Freiheit und Notwendigkeit ebenso wie individuelles und kollektives Handeln in Übereinstimmung zu bringen. Dabei überwiegt in der Moderne die Tendenz zur Gleichgewichtung beider Voraussetzungen. Im ethischen Kontext kann der Akteur nun nicht mehr ohne Weiteres als Subjekt einer Handlung bezeichnet werden, ohne dabei nicht auch wichtige Hinweise auf die Handlungsbedingungen und die Umwelt des Akteurs zu benennen. Der reine Rekurs auf Regelsysteme bleibt unterkomplex, wenn nicht gleichzeitig auch die Umwelt und ihre Selektivität mit in Betracht gezogen werden.⁶⁷⁹ Die ursprüngliche Semantik der Handlung scheint unter diesen Bedingungen nur als Interaktionszusammenhang rekonstruiert werden zu können, um den Anschluss an die Moderne nicht zu verlieren: „Handlungsrationalität ist dann sinnvoll nur noch in Handlungsräumen zu denken, nämlich als Erfordernis der Restriktion des Möglichen zur Erweiterung zukünftiger Möglichkeiten.“⁶⁸⁰ Die ethische Analyse von Interaktionsproblemen und sozialen Dilemmastrukturen fügt sich auf diese Weise in eine Entwicklung ein, die sich von den externen Sinnvorgaben und Rationalitätsbegriffen der Tradition ablöst und auf die systemintern herstellbare Einheit von Selbst- und Fremdreferenz abstellt.⁶⁸¹ Diese Einheit findet die moderne Ethik in Form von *Begründungen*, die Äußerungen stets als Äußerungen vor einem und für ein Publikum behandeln, das sich sensibel für Plausibilität zeigt. Ethische Äußerungen müssen damit nicht länger einem vormodernen, sinnexternen Kriterium der *adaequatio rei*

⁶⁷⁶ Vgl. ebd., 108 f.

⁶⁷⁷ Vgl. LÜBBE, Hermann: Theorien und Entscheidung. Studien zum Primat der praktischen Vernunft, Freiburg: Rombach 1971.

⁶⁷⁸ Vgl. BREITSAMETER, Christof: Individualisierte Perfektion. Vom Wert der Werte, Paderborn: Schöningh 2008, bes. 87-156.

⁶⁷⁹ Vgl. AXELROD, Robert: Die Evolution der Kooperation, München: Oldenbourg-Verlag 1991, 14.

⁶⁸⁰ BREITSAMETER, Christof: Individualisierte Perfektion. Vom Wert der Werte, Paderborn: Schöningh 2008, 101.

⁶⁸¹ Vgl. LUHMANN, Niklas: Beobachtungen der Moderne, Opladen: Westdeutscher Verlag 1992, 40 f. Vgl. auch LUHMANN, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 554: „Deutlich ist außerdem zu erkennen, dass die jetzt plausiblen Ideen und Begriffe mit mehr Unordnung in der Umwelt des Gesellschaftssystems und in den gesellschaftsinternen Umwelten der Funktionssysteme des Gesellschaftssystems zurechtkommen müssen. Auf der Suche nach Festem und Notwendigem werden immer neue Kontingenzen aufgedeckt, bis hin zur Kontingenz der Naturgesetze selbst. In vielen Bereichen, vor allem in Kunst und Literatur, gilt ein an sich selbst zweifelnder Individualismus geradezu als Symptom, wenn nicht gar als Wesen der Moderne, und entsprechend geraten Ideen unter den Anspruch, individuenfreundlich (unter anderem: nicht dogmatisch, konsenssuchend, lernbereit) formuliert zu sein. Referenzprobleme und Codeprobleme, also die Unterscheidungen Selbstreferenz/Fremdreferenz und Unterscheidungen wie wahr/falsch, gut/schlecht, Recht/Unrecht, lassen sich nicht mehr in Übereinstimmung bringen – offensichtlich geworden am Scheitern des logischen Positivismus und dann auch der analytischen Philosophie mit Versuchen, die Begriffsgruppen Referenz, Sinn und Wahrheit zu integrieren.“

et intellectus genügen⁶⁸², sondern sich im Diskurs bewähren, um Geltung in einem Raum erreichbarer Interaktionspartner zu erlangen. Einerseits zeichnet sich moderne Ethik damit durch permanente Selbstreferenz⁶⁸³ und damit beinahe Selbstgenügsamkeit aus, andererseits macht sie sich fremdreferentiell radikal von ihrer Zustimmungsfähigkeit abhängig.

Das Problem ethischen Begründens zeigt sich besonders deutlich, wenn betont wird, dass allein rationale Gründe gute Gründe seien. Bemerkenswerterweise ist es schließlich gerade die Erfahrung von (Welt-)Kontingenz, die mit dem Verweis auf gute Gründe eine ebensolche Kontingenz innerhalb der Gründewelt in Frage zu stellen scheint. Funktional gesprochen werden Gründe also erst in einer Welt notwendig, in der die Erfahrung von Notwendigkeit bereits der von Kontingenz gewichen ist. Der Anspruch an solch rationale Gründe besteht dann zumeist in der Möglichkeit ihrer Einbettung in eine strukturelle Rationalität und einen übergreifenden Kohärenzzusammenhang. Dieser Anspruch muss mit der Schwierigkeit auskommen, dass er oftmals Uneindeutigkeiten zugunsten einer harmonischen Ganzheit ausblendet und die moralische Ganzheit als einheitliches Rationalitätskontinuum entwirft.⁶⁸⁴ Mit dieser Voraussetzung ausgestattet kann auch die Wahrnehmung, dass es sich bei der Welt faktisch nicht um ein vollständig kohärentes System handelt, mit dem Hinweis auf das Ideal dieser Vollständigkeit abgetan werden: „Denn letztlich rechnet eine rationale Begründungsfähigkeit immer schon mit Uneindeutigkeit, Irrationalität und mangelhafter Begründung und schwört deshalb umso mehr kohärentes Phantasma ein, das bisweilen zur Karikatur einer Rationalitätsmaschine gerät.“⁶⁸⁵ Aus diesem Blickwinkel erscheint der Rekurs auf Rationalitätsfragen mehr Eindeutigkeit zu suggerieren, als diese tatsächlich auffindbar zu machen. Das Abweichen der faktischen und dann immer defizitären Rationalität des Alltags vom Rationalitätsideal wird aus diesem Grund häufig durch den Hinweis auf Einflüsse der jeweiligen Situationslogik⁶⁸⁶ „wegrationalisiert“. Eine mittlerweile kanonische Reaktion auf den infiniten Regress, der die Suche nach der Begründbarkeit von Gründen und der Rationalität von Gründen mit sich bringt, besteht in der *Prozeduralisierung* von normativen Problemlösungen. Wenn also kein direktes Kriterium mehr für einen guten Grund angeführt werden kann, soll auf diese Weise wenigstens noch der Ort bzw. die Institution der Prüfung von Grün-

⁶⁸² Vgl. NASSEHI, Armin: Der soziologische Diskurs der Moderne, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 38-44.

⁶⁸³ Vgl. LUHMANN, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 1041: „[Die Ethik] gödelisiert ihre Theoreme transzendental durch Rekurs auf Tatsachen (!) des Bewusstseins, die jeder durch Reflexion in sich selbst feststellen kann; oder sie baut Selbstreferenz ein mit Benthams These, dass alle ethischen Theorien sich letztlich an ihrem eigenen Nutzen ausweisen müssten.“

⁶⁸⁴ Vgl. NIDA-RÜHMELIN, Julian: Strukturelle Rationalität. Ein philosophischer Essay über praktische Vernunft, Stuttgart: Reclam 2001, 160: „Eine in sich vollkommen kohärente Lebensform wirft keine internen Begründungsprobleme auf.“

⁶⁸⁵ NASSEHI, Armin: Ethik zwischen Gründewelt und sozialer Praxis. Zum gesellschaftlichen Ort moralischer Kommunikation, in: Konrad Hilpert (Hg.): Theologische Ethik im Pluralismus (=Studien zur theologischen Ethik 133), Fribourg – Freiburg: Academic Press/Herder 2012, 29-45, 35.

⁶⁸⁶ Vgl. dazu ESSER, Hartmut: Soziologie. Spezielle Grundlagen, Bd. 1: Situationslogik und Handeln, Frankfurt/M. – New York: Campus 1999, 403.

den angegeben werden. Damit wird eine Entwicklung wiederholt, die die Theologie historisch bereits für die Reflexion des Religiösen verwendet. So kann die Entstehung der Theologie als akademischer Wissenschaft als ein eindeutiges Zeichen für die Ausdifferenzierung des Religiösen verstanden werden, innerhalb derer die Etablierung von Gründen und Argumenten auf eine Weise ermöglicht wird, die sich nun von der religiösen Alltagspraxis der Gläubigen unterscheiden kann, ohne an Plausibilität zu verlieren. Die akademische Ethik entwickelt sich als Arena guter Gründe angesichts der Säkularisierung von Moral, ebenso wie die Theologie als akademische Disziplin auf die Folgen der Säkularisierung reagiert. Auf diese Weise schaffen Theologie wie Ethik einen eindeutigen Schauplatz und spezifizieren den Ort ihrer Begründungen, stehen aber in der latenten Gefahr, damit auch den Zugriff auf das religiöse Leben bzw. die gelebte Moral zu verlieren.

In der Moral kommt es im Rahmen der Moderne außerdem zu einer stärkeren Betonung von *Konsens* als Kriterium. Anders als noch bei Kant ist nun auch der empirische Konsens gemeint, der faktisch zwar nie in Gänze abgeprüft werden kann, aber als Unterstellung moralische Normen maßgeblich mitträgt. Konsens wird zudem nicht mehr im Hinblick auf materiale Zielvorstellungen, sondern auf Regelsysteme gebildet.⁶⁸⁷ Verfestigen sich diese Formen von unterstelltem Konsens, spricht man von institutionalisierter Moral, die moralisches Handeln gegenüber möglichen Ausbeutungsversuchen abzusichern sucht. Durch die institutionelle Einbettung in Regelsysteme kann die Moral langfristig davor bewahrt werden, durch die Verluste auf Seiten des jeweiligen Moral-Subjekts oder die Selbstbeschränkung auf eine Appell-Moral selbst zu erodieren.⁶⁸⁸ Ethik hat unter diesen Bedingungen sowohl das subjektive Eigeninteresse als auch das möglicherweise davon abweichende Fremdinteresse so in systematische Regelstrukturen zu überführen, dass im Idealfall eine gegenseitige Besserstellung der Akteure ermöglicht wird. In dieser Hinsicht stellt Konsens als ethisches Kriterium die Anerkennung pluraler Präferenzen in Aussicht, die aber nicht material, sondern über Regelstrukturen integriert werden. Auf diese Weise erfährt jedes Individuum die Anerkennung seiner Autonomie nur dann, wenn es andere in ihrer uneinholbaren Identität und Präferenzstruktur ebenfalls anerkennt.⁶⁸⁹ Diese Aussicht befördert sowohl die Fremdverpflichtung durch Regeln als auch die Zustimmungsbereitschaft des Einzelnen hinsichtlich der Etablierung des Regelsystems.⁶⁹⁰ So zeigt sich, dass unter den Bedingungen funktionaler Differenzierung individuelle Dispositionen, d. h. die subjektiven und je opaken Kalküle,

⁶⁸⁷ Vgl. HABERMAS, Jürgen: Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats, 4. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994, 21.

⁶⁸⁸ Vgl. BREITSAMETER, Christof: Identität und Moral in der modernen Gesellschaft. Sozialwissenschaften und theologische Ethik im interdisziplinären Gespräch, Paderborn: Schöningh 2003, 186.

⁶⁸⁹ Vgl. HORSTER, Detlef: Recht und Moral. Analogien, Komplementaritäten und Differenzen, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 51 (1997), 367-389, 377.

⁶⁹⁰ Vgl. TUGENDHAT, Ernst: Probleme der Ethik, Stuttgart: Reclam 1986, 122; vgl. auch LUHMANN, Niklas: The Sociology of the Moral and Ethics, in: International Sociology 11 (1996), 27-36, 29.

sowie kollektive Institutionen aufeinander verwiesen sind⁶⁹¹: Während individuelle Dispositionen bei der Etablierung und Korrektur von Regeln wesentliche Impulsgeber darstellen, werden die so als verbindlich hergestellten Regeln durch ihre Einbettung in kollektive Institutionen geschützt. Eine moderne Ethik, die auf diese Weise die Verwirklichungsbedingungen von Normativität berücksichtigt, stellt semantisch zunächst von moralischen Intentionen auf strategische *Handlungsanreize* um. Anders noch als das klassische moralische Motiv, auch an den egoistischen Akteure zu appellieren, seine Intentionen zugunsten moralischer Selbstlosigkeit zu ändern, führt die Konzentration auf die Gestaltung institutioneller Anreize und Sanktionen zu einer Entlastung des Individuums⁶⁹², das nun auch aus egoistischen Motiven heraus bestrebt sein kann, moralisch korrekt zu handeln. Im Unterschied zur Pflichtethik Kants ist Ethik so nicht mehr in erster Linie als Gesinnungs-, sondern als Bedingungsethik⁶⁹³ zu gestalten. Semantisch verbindet sich mit diesem Anspruch auch eine Veränderung in den normative Implikationen der Begrifflichkeiten von *solidarischem und nicht-solidarischem Verhalten*. Unter den Bedingungen der Moderne zeigt sich, dass es sowohl moralisch erwünschte als auch moralisch unerwünschte Formen der Solidarität gibt⁶⁹⁴, was eine eindeutige Zurechnung moralisch positiver Wertigkeit auf solidarisches Verhalten nicht mehr durchhaltbar erscheinen lässt. Solidarisches Verhalten muss schließlich auch in Kartellabsprachen oder Verschwiegenheitszirkeln vorausgesetzt werden, die moralisch wiederum als unerwünscht einzustufen sind.

Konsens als Voraussetzung moralischer Normen führt auf diesem Weg zu einer zunehmenden *Symmetrisierung* von normativ-relevanten Sprecherpositionen, damit aber gleichzeitig auch zu weniger Eindeutigkeit, aber größerer Anschlussfähigkeit.⁶⁹⁵ Von einem Verschwinden der Moral innerhalb der modernen Gesellschaft kann insofern kaum die Rede sein, die Symmetrisierung und Egalitarisierung moralischer Sprecherpositionen scheint diese Diagnose höchstens als Bedeutungsverlust durch Inflation verständlich zu machen. Gewandelt haben sich dabei wie beschrieben vielmehr die Bedingungen der Moralbegründung, und es ist noch einmal vor den bisherigen Ergebnissen nach den Möglichkeiten moralischer Integration angesichts der Pluralisierung zu fragen. Wenn mit Moral also immer auch der Rekurs auf unbedingte Wertvorstellungen verbunden ist, der Pluralismus und diffundierende Einstellungen letztlich gar nicht zulässt⁶⁹⁶, stellt sich

⁶⁹¹ Vgl. MACINTYRE, Alasdair: Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995, 261 f.

⁶⁹² Vgl. RIPPERGER, Tanja: Ökonomik des Vertrauens, Tübingen: Mohr-Siebeck 1998, 247 ff.

⁶⁹³ Vgl. BREITSAMETER, Christof: Identität und Moral in der modernen Gesellschaft. Sozialwissenschaften und theologische Ethik im interdisziplinären Gespräch, Paderborn: Schöningh 2003, 180.

⁶⁹⁴ Vgl. ebd., 181.

⁶⁹⁵ Vgl. NASSEHI, Armin: Der soziologische Diskurs der Moderne, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 171 f.: „Die Promotion von Sprechern reagiert auf die empirische Erfahrung ihrer Einschränkung, ihrer mangelnden Teilhabe, der Macht von Expertenkulturen und der allzu konservativen kulturellen Exklusionspraxen einer unkritischen Öffentlichkeit.“

⁶⁹⁶ Vgl. KROHN, Wolfgang: Funktionen der Moralkommunikation, in: Soziale Systeme 5 (1999), 313-338, 330.

die Frage nach dem begründeten Ort der Moral in der Moderne besonders deutlich. Luhmann hat mit dem Hinweis auf die streitentfachende Wirkung der Moral stets daran festgehalten, ihren Anspruch auf (wohlmöglich sogar gesamtgesellschaftliche) Integration für gescheitert zu erklären. Wie wir gesehen haben, gibt es auch aus Sicht der Moral Gründe, die eine solche *Integration* als wenig wünschenswert erscheinen lassen, wenn sie etwa eine Form annimmt, in der der Code der Moral auf die übrigen Funktionscodes übergeblendet würde. Auf diese Weise wäre möglicherweise Moralität an die Zahlungsfähigkeit, den Bildungsgrad oder Rechtsstatus einer Person gebunden. Die Metaregulierung der Gesellschaft durch einen moralischen Supercode stellt keine Möglichkeit mehr dar, und die Moral selbst erkennt diese höhere Amoralität der Funktionscodes an, indem sie sich gegen Code-Sabotage ausspricht.⁶⁹⁷ Gegen die Integrationswirkung der Moral, an der noch Parsons oder Durkheim festhielten, spricht zudem die Konsequenz, dass vor dem Hintergrund der Annahme verbindender Wertsphären die empirische Wahrnehmung von deren Fehlen nur noch als Sinnverlust und Desintegration interpretiert werden kann. Dennoch scheint damit kein abschließendes Urteil in dem Sinne möglich, dass Moral im Kontext funktionaler Differenzierung letztlich nur noch für den engen Interaktionsraum des Zwischenmenschlichen taugt: „Die [...] öffentliche Bedeutung des Moralischen liegt vor allem in der Frage, unter welchen Bedingungen Themen moralisierbar sind, unter welchen Bedingungen etwa politische, rechtliche ökonomische oder auch künstlerische und nicht zuletzt medizinische Sachverhalte unter Anwendung der Unterscheidung von Achtung und Missachtung kommunizierbar werden – vor allem über die Massenmedien. Das Medium der Moral, also die Personalisierung von Problemen ist ein geeignetes Mittel, Gesellschaft in vereinfachter Form darzustellen, und es kommt dann darauf an, die so thematisierten Sachverhalte in die Operationsbedingungen der Funktionssysteme umzusetzen.“⁶⁹⁸ Andererseits scheint es wohlmöglich vorschnell, die Integrationswirkung moralischer Kommunikation zugunsten eines Desintegrationsmodells aufgeben zu wollen. Dass dies nicht zwangsläufig notwendig ist, zeigt ein genauerer Blick auf eine Voraussetzung Luhmanns, die in der Regel oft unkritisch übernommen wird. So geht Luhmann davon aus, dass moralische Kommunikation, also die kommunikative Anzeige von Achtungs- und Missachtungsbedingungen, immer auch an Symmetriebedingungen geknüpft ist. Wenn moralisch kommuniziert wird, so Luhmann, ist damit immer schon die Voraussetzung erfüllt, dass die Annahme- und Ablehnungsbedingungen auf beiden Seiten der Kommunikationspartner gleichermaßen gelten und

⁶⁹⁷ Vgl. LUHMANN, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 1043.

⁶⁹⁸ NASSEHI, Armin: *Ethik zwischen Gründewelt und sozialer Praxis. Zum gesellschaftlichen Ort moralischer Kommunikation*, in: Konrad Hilpert (Hg.): *Theologische Ethik im Pluralismus* (=Studien zur theologischen Ethik 133), Fribourg – Freiburg: Academic Press/Herder 2012, 29-45, 40.

Ausnahmeregelungen unmöglich seien.⁶⁹⁹ Nimmt man diese Voraussetzung an, kann leicht die Tatsache aus dem Blick geraten, dass es sich bei einer solch symmetrisierten Moralkommunikation lediglich um einen Spezialfall handeln muss. Warum schließlich soll nicht auch eine Form von Kommunikation als Moral aufgefasst werden, bei der Alter und Ego jeweils unterschiedliche Vorstellungen davon haben, wann die kommunizierten Bedingungen der Moral annehmbar oder abzulehnen sind? Eine derartige Definition von Moral könnte einen Hinweis darauf geben, dass gerade die Integrationswirkung von Moral von dem Kriterium abhängt, dass die Annahme- und Ablehnungsbedingungen symmetrisiert sind, dass Ego und Alter also einer moralischen Symmetrie unterliegen. Wird einer anderen Person schließlich zugemutet, sich selbst den Bedingungen bestimmter Achtungs- und Missachtungserweisen zu unterwerfen, sollte dies auch für die eigene Person der Fall sein. Nur dann führt Moral zu gesellschaftlicher Reziprozität und so zumindest zu einer integrationsähnlichen Wirkung. Wo dies nicht der Fall ist, führt Moral zu der von Luhmann beschriebenen Wirkung streitentfachender und entzweierender Kommunikation. Funktional scheint sich damit für eine Theorie der Moral die Notwendigkeit naheulegen, diese Symmetrisierung auch in semantischer Form zum Ausdruck bringen zu können.

Die moralische Semantik der *Normalität*, so die These, knüpft an mehrere der genannten semantischen Entwicklungen der Moral an. (I) In den Untersuchungen zur Nähe von Normalität und Normativität stand die methodologische Verknüpfung von Normalität und Mathematisierung insbesondere durch die Normalverteilungskurve im Zentrum. Als kollektiv verständliches Interpretationsmuster wurde diese als Versuch gedeutet, zunehmende Komplexität zu reduzieren und Übersichtlichkeit handhabbar zu machen, da mittels Normalitätsfolien auch unterschiedlichste Datenmengen überschaubar abgebildet werden konnten. Im Normalitätsbegriff kam der (bei Quetelet ausgearbeitete) Gedanke zum Ausdruck, dass Normalität auf einer achsensymmetrischen Verteilung der jeweiligen Daten basiert. Sein Normalitätsbegriff mit der Präferenz auf dem Mittelwert lehnt sich unter moralischen Vorzeichen insofern an das Kriterium des Konsenses an, da es die Bedeutung mehrheitlich getragener Entscheidungen betont. Für die Sicht der Moralthologie scheint sich hinter der Semantik der Normalität somit auch der Rekurs auf ein Konsens-Kriterium zu verbergen, das – aus Gründen der Moral – von einem objektivistischen Normbegriff absieht, um Normativität nicht am Individuum vorbei zu entwerfen, sondern über dessen Autonomie und Individualität als den zentralen Angelpunkten verwirklichen zu können. Konsens darf dabei nicht als Beliebigkeit durch Mehrheitsentscheidungen missverstanden werden, sondern ist in der Moderne aus einem wesentlichen Grund notwendig: Um Freiheit und Selbstverpflichtung systematisch aufeinander beziehen zu können, müssen ethische Entscheidungen in dem

⁶⁹⁹ Vgl. LUHMANN, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 3, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004 [1989], 358-448, bes. 361 ff.

Sinne kollektiv abgesichert sein, dass sie die prinzipielle Zustimmung aller Beteiligten erhalten. Damit geht es also nicht darum, Ethik von ihrem Wahrheitsbezug abzukoppeln, sondern dem klassischen Kongruenz-Begriff von Wahrheit einen Konsens-Begriff zur Seite stellen zu können (dazu genauer Kap. V.1). Theologisch scheint dies geboten, wenn die schöpfungstheologische Einsicht ernstgenommen wird, dass das Gelingen der Schöpfung nicht am Menschen vorbei bewirken werden soll, und somit ein Handlungsraum eröffnet wird, in dem göttliches und menschliches Wirken gemeinsam denkbar werden. Ebenso wie der statistische Normalitätsbegriff, der sich verschiebt, sobald die ihm zugrunde liegende Datengrundlage eine Veränderung erfährt, führt auch der ethische Rekurs auf Normalität zu einer *Flexibilisierung* von Normen, die Gefahr laufen, den Zugriff auf ihre Umwelt zu verlieren. Auf Ebene der Sprache kommt ihr insofern eine indikatorische Funktion zu, wenn Koordinations- und Regelbedarf in ethischen Diskursen bemerkbar wird. Dies mag erklären, warum Gregory Bateson 1995 auf einem Seminar in Hannover die Frage nach dem Wesen von Normalität ganz ähnlich beantwortete, nämlich mit dem Hinweis auf Koordination.⁷⁰⁰ Ein Normalitätskonzept in Koordinationsdimensionen stellt sich grundverschieden dar gegenüber einem Bestimmungsversuch, der Normalität ontologisch fassbar zu machen versucht. Batesons Bestimmung von Normalität als Koordination erlaubt mithin eine Aussage darüber, ob die intendierte Ordnung in Systemzusammenhängen funktioniert. Auf diese Weise wird Normalität auch zur Frage des funktionalen Zusammenspiels, gibt Aufschluss über noch ausstehenden Regelungsbedarf und bezieht sich in diesem Sinne kritisch auf ihr vorausgehende moralische Kommunikation, indem sie etwa darauf hinweist, dass diese Kommunikation beispielsweise dem Anspruch an moralische Symmetrie nicht entspricht.

Im Zusammenhang mit dem Normbegriff hat die Nähe der Normalität zur Dichotomie von Erfüllung und Abweichung gezeigt, dass Normalität ebenso wie der moderne Normbegriff als (II) Relationsbegriff verstanden werden muss, die alleinige Gegenüberstellung von Erfüllung und Abweichung für ein Verständnis moderner Handlungsrationalität also unterkomplex erscheinen muss. Ebenso wie Normalität immer nur *ex post*, und in diesem Sinne vor dem Hintergrund wechselnder Umweltbedingungen und Situationen formuliert werden kann, hat sich auch für die moderne Ethik die Tendenz entwickelt, von übergeneralisierenden Zuschreibungen abzusehen und stärker auf die wechselnden Bedingungsräume der Moral einzugehen und diese systematisch einzukalkulieren.

Zudem entsprechen die Implikationen der Normalitätssemantik auch der (III) Notwendigkeit, dass moderne (nicht nur moralische) Kommunikation von ihrer Anschlussrationalität abhängt, um bewährte Strukturen ausbilden zu können. Im moralischen Kontext steht der Hinweis auf

⁷⁰⁰ zitiert nach SPENGLER, Christian: Koordination. Entwurf eines systemischen Normalitätskonzeptes, in: *Familiendynamik* 22 (1997), 156-179, bes. 165-168.

Normalität somit in enger Beziehung zu modernen Begründungsdiskursen und kann darauf hinweisen, dass der mit der moralischen Kommunikation verbundene Anspruch auf Plausibilität als erfüllt oder als ausbesserungsbedürftig aufgefasst werden kann. Er nimmt damit eine Alarmierfunktion für den Fall ein, dass moralische Kommunikation Gefahr läuft, ihre Plausibilität und Verständlichkeit zu verlieren. Der Rückgriff auf die Statistik leistet so ebenfalls einen Beitrag zum Umgang mit dem Verlust natural-gegebener Handlungsrationalität, und es kann, wie bereits dargestellt, nicht als Zufall zu verbuchen sein, dass dieser Wegfall und das Aufkommen der Statistik zeitlich so eng verknüpft sind. Auf diese Weise beginnt die Blütezeit der Statistik mit dem Wegfall eines normativen Naturbegriffs und reagiert auf die Notwendigkeit, zunehmend mit künstlich erzeugten, aber nichts desto weniger begründeten Plausibilitäten zu arbeiten. So zeigt sie auch, dass es auch in der Unsicherheit fehlender Naturnormen Formen der Gewissheit geben kann.⁷⁰¹ Gleichzeitig brach die statistische Betrachtung mit der normativen Eindeutigkeit des Naturbegriffs und erlaubte es, das Paradox der von der Natur abweichenden Natur aufzulösen: Die Abweichung konnte entweder als Verfall beklagt oder als Innovation begrüßt werden. Die Erzeugung solch künstlicher Plausibilitäten basiert maßgeblich auf der Existenz einer kollektiven Semantik, die ein Deutungsmuster als typisch für eine ganze Gruppe aufweist. Angesichts moderner Uneindeutigkeitserfahrung scheint eine moralische Positionierung in besonderem Maße der Bestätigung durch einen Konsens bedürftig, um soziale Bewegungen und die Moralisierung sozialer Phänomene bewirken zu können. Diese Rückversicherung wird semantisch mit dem Hinweis auf die Normalität moralischer Kommunikationsformen geleistet. Dabei zeigt sich auch, dass moralische Sinngehalte in semantischen Formen nicht notwendig normativ abgefasst sein müssen, in dem Sinne, dass sie kontrafaktisch-stabilisierte Verhaltenserwartungen darstellen. Die Nähe zur Normativität scheint bei der Normalität eher darin zu bestehen, aus moralischen Gründen auf die Stabilisierung von empirisch nicht mehr abgesicherten Verhaltenserwartungen zu verzichten, um auf diese Weise normative Innovation im Sinne einer Öffnung moralischer Handlungsräume für kognitive Erwartungen fördern zu können.

Der mit dem Normalitätsbegriff verbundene Anspruch auf Symmetrisierung deutet außerdem auf die (IV) Nähe zur modernen Individualitätssemantik hin. So mag die ethische Adaption der Normalitätssemantik einer ähnlichen Funktion der Symmetrisierung von Individuen und individuellen Daten entsprechen, die nun zwar zu einem Ganzen kombiniert werden, aber als Einzeldaten im Gesamtspektrum weiterhin Bestand haben und nicht nur aufsummierend vereinnahmt werden. Die Erfassung individueller Daten in einer Normalverteilung ermöglicht so die Verbindung individuell und höchst unterschiedlicher Daten, hält aber dennoch an der Individualität der Einzeldaten insofern fest, als eine jede individuelle Veränderung zu einer Verschiebung der Ge-

⁷⁰¹ Vgl. LUHMANN, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 551 f.

samtmenge beiträgt. Damit verbindet sie Individualität und Kollektivität und trägt dem ethischen Gedanken der systematischen Verschränkung beider Kalküle Rechnung.

Kritisch muss (V) auch die Nähe von Normalität und Nutzenskalkülen vermerkt werden. Der in den Ausführungen zu Foucault dargestellte Gedanke, dass eine wesentliche Beziehung zwischen utilitaristisch-angelegten Machtkalkülen und einer Bewegung der Normalisierung und Verfestigung von Machtstrukturen besteht, hat dies verdeutlicht. Insbesondere die Gleichsetzung von Normalität und rationaler Berechenbarkeit legt auch eine kritische Haltung gegenüber Normalitätszuschreibungen nahe, wenn diese zur Ausbildung von schädigenden Ausbeutungs- und Machtstrukturen beitragen.

IV.2.3 Supercodierung von Moral durch Normalität

Es kostet mehr, die Auslegung auszulegen als die Sache selbst,
und es gibt mehr Bücher über Bücher als über einen anderen Gegenstand.

(Michel de Montaigne: Essays III, 13, in: Ders., Ges. Schriften,
München, Bd. 6, Berlin 1908ff, 166.)

Der Kommentar ähnelt unbegrenzt dem,
was er kommentiert, und kann es nie äußern.

(Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge, Ffm: Suhrkamp 1974 [1966], 74.)

Als Selbstbeschreibungen leisten Semantiken eine Form der Selbstbeobachtung, die das beobachtete System in sich selbst wiederholt und so mit den systemeigenen Mitteln gewissermaßen ein Abbild seiner selbst schafft. Dabei kommt es notwendigerweise zu einer Reduktion der Systemkomplexität, da das Abgebildete selbst niemals den Komplexitätsumfang seines Ursprungs erreichen kann, ohne dabei den Status als Abbild aufzugeben. In den Begrifflichkeiten der Systemtheorie firmiert die Wiederholung eines Systems bzw. von dessen Leitunterscheidung im System selbst unter der Beschreibung *re-entry*.⁷⁰² Diese logische Figur stellt eine Form der Supercodierung dar, also die Anwendung einer Unterscheidung auf sich selbst. Als *re-entry* bezieht sich Normalität auf eine ihr vorgängige Form normativer Moral bzw. moralischer Kommunikation. Im Kapitel zur Relation von Norm und Abweichung haben wir diese Bezugnahme als eine Form der Interpretation definiert, die unter Zuhilfenahme der Figur des *re-entry* nun klarer bestimmt werden kann. Wenn Normalität also die Unterscheidung der Moral auf sie selbst anwendet, um aus Sicht der jeweiligen Person beispielsweise angeben zu können, wann eine Abweichung als gut oder schlecht zu bewerten ist, gewinnt Moral damit eine größere Distanz zu sich selbst durch den Einbau von Selbstreferenz. Während die ursprüngliche moralische Semantik demgegenüber noch an eine klare Präferenzstruktur gebunden ist, die Konformität als ‚gut‘ und Abweichung als ‚schlecht‘ versteht, kann mit einem Distanziermechanismus Abstand von möglicherweise zu einfachen Zuschreibungen gewonnen werden. Normalität kann diese Präferenzstruktur mit anderen Worten zum Thema machen: Sie kann eine überangepasste Normkonformität als anormal artikulieren oder die Abweichung unter dem Aspekt ihrer Innovation und als Beitrag zur Änderung des

⁷⁰² Vgl. LUHMANN, Niklas: Ausdifferenzierung der Kunst, in: Ders.: Schriften zur Kunst und Literatur, hg. von WERBER, Niels, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008, 401-415, 411: „Das heißt, eine Unterscheidung tritt in das durch sie Unterschiedene wieder ein. Eine Unterscheidung wiederholt sich in sich selbst oder wird in sich selbst hineinkopiert. Für eine Systemtheorie ist ganz einfach zu sehen, dass man die Unterscheidung von System und Umwelt im System selber macht, aber nicht in der Umwelt. Das System trennt sich von der Umwelt operativ, erzeugt eine Grenze und dann reflektiert das System auch genau diese Grenze. Es wiederholt also die Unterscheidung in sich selbst.“

Regelsystems normalisieren. Normalistische Vorformen, die eine ähnliche Systematik verfolgten und die Kluft zwischen strikter Norm und partieller Abweichung überbrücken konnten, sind etwa in Form der Kasuistik oder der Semantik der *lässlichen Sünde* zu finden.

Um den Gedanken, Normalität beziehe sich in Form eines *re-entries* auf normative Moral weiter spezifizieren zu können, knüpfen wir noch einmal bei der Diagnose moderner Komplexitätssteigerung an. Wie wir gesehen haben, reagiert die Moral auf die zunehmende Komplexität ihres Funktionsbereichs dadurch, dass sie in sich selbst, d. h. innerhalb ihrer Semantik, Möglichkeiten der internen Relationierung schafft. Der vorangehende Überblick über die Evolution moralischer Semantiken hat gezeigt, dass der Moral dazu noch nicht sofort der Begriff der Selbstreferenz, Relationierung oder Reflexion zur Verfügung stand, dass es aber Äquivalente im Bereich der moralfähigen Semantik gab, etwa die Vorstellungen über Absicht und Eigenverantwortlichkeit des Individuums. Beide modifizieren die grundsätzliche Differenz von Handlung und Handlungsfolge durch eine ihr vorgeschaltete Selbstrelationierung: Die Handlung verhält sich sozusagen zunächst zu sich selbst, bevor sie sich zu ihrem Effekt verhält. Diese Selbstrelationierung dient der Schaffung von Unterscheidungen, die an die ursprüngliche Unterscheidung anknüpfen können und diese insofern anschlussfähig halten. Der gemeinsame Nenner von Semantiken der Absicht, des Gewissens, des Vorsatzes oder der Selbstverantwortung besteht in der Herstellung einer Beziehung der jeweiligen Person zu sich selbst. Auf diese Weise wird der Träger der Handlung gewissermaßen semantisch dupliziert und zu sich selbst in Beziehung gebracht, um in dieser Beziehung beurteilt werden zu können. Auf diese Weise können Person und Handlung unterschiedliche Bezugspunkte für Merkmalszuschreibungen werden.

Für Luhmann betrifft die wichtigste Errungenschaft, die mit der Selbstreferenz und Relationierung von Moral möglich wird, die Bivalenz von Moral. Diese Zweiwertigkeit, also die Codewerte von ‚gut‘ und ‚schlecht‘, werden mit zunehmender Ausdifferenzierung von Gesellschaft und Moral reflexiv einsetzbar, so dass sich auf diesem Weg sehr komplexe Strukturen ergeben können. Anhand von Konstellationsskizzen kann verdeutlicht werden, dass die Moral relativ einfacher Gesellschaften zunächst die Kombinatorik eines Verhaltens mit der Beurteilung als jeweils ‚gut‘ oder ‚schlecht‘ ermöglicht.

Moralische Bewertung	Beurteilung als +	Beurteilung als -
Verhalten X	1	2

Eine solcher moralischer Schematismus lässt faktisch nur zwei Lesarten zu: Die moralische Bewertung des beobachteten Verhaltens als ‚gut‘ oder als ‚schlecht‘. Entscheidend ist nun, dass sich dieser Kombinationsspielraum entscheidend erweitert, sobald es aus den genannten gesellschaftsstrukturellen Gründen dazu kommt, dass auch die Kontingenz⁷⁰³ der jeweiligen Urteilsstrukturen berücksichtigt werden muss. Damit wird es möglich, die Moralität des moralischen Urteils zu beurteilen und dies in die Kommunikation der Moral selbst zu integrieren. Auf diese Weise expandiert auch das moralische Schema:

Normalitätszuschreibung	Moralität des moralischen Urteilens +		Moralität des moralischen Urteilens –	
	Beurteilung als +	Beurteilung als -	Beurteilung als +	Beurteilung als -
Verhalten X	1	2	3	4

Mit der Kontingenzsetzung der einfachen Zuordnung kann jetzt nicht mehr ohne Weiteres vorausgesetzt werden, dass ein spezifisches Verhalten moralisch gelobt oder mit Missachtung gestraft wird. Nun ist es möglich, die moralische Qualität des Verhaltens und die moralische Qualität des Urteilens zu unterscheiden und auch miteinander in Beziehung zu setzen. Die Verhaltensbeurteilung wird durch die Anwendung der moralischen Leitunterscheidung auf sich selbst möglich und schafft Urteilkategorien, die die Beurteilung des Verhaltens als ‚gut‘ wiederum als ‚gut‘ oder als ‚schlecht‘ beurteilen können. Der so verführende Beobachter wirkt dann konservativ, wenn er die Falltypen 1 und 4 herausstellt. Innovativ kann eine moralische Beobachtung wirken, wenn sie gewissermaßen wahrheitswidrig verfährt und Achtung dafür beansprucht, gutes Verhalten als ‚schlecht‘ (2) oder schlechtes Verhalten als ‚gut‘ (3) zu deklarieren. Wenn wir annehmen, dass Normalitätszuschreibungen stets auf einer ihr vorausgehenden moralisch-normativen Aussage basieren und diese als ‚normal‘ oder ‚anormal‘ kommentieren, dann scheint diesem Zuschreibungsprozess diese Struktur der Selbstanwendung einer Unterscheidung zugrunde zu liegen. Damit nimmt sie eine strukturelle Ähnlichkeit zur Aufgabe der Ethik als Reflexionstheorie der Moral ein. Auffällig bleibt aber, dass Normalitätszuschreibungen sich auf sprachlicher Ebene von der Verwendung der Leitunterscheidung in den Zuschreibungsformen ‚gut‘ bzw. ‚schlecht‘

⁷⁰³ Vgl. LUHMANN, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 1, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004 [1980], 22: „Kontingenz ist mithin eine – und wohl die weitreichendste – intervenierende Variable, die zwischen evolutionär ausgelösten Strukturänderungen und Transformationen der Semantik vermittelt.“ Vgl. auch LUHMANN, Niklas: Soziologie der Moral, in: Ders., PFÜRTNER, Stefan (Hgg.): Theorietechnik und Moral, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1978, 8-116.

unterscheiden, indem sie stattdessen auf die Formen ‚normal‘ und ‚anormal‘ zurückgreifen. Vor dem Hintergrund des o. g. Schematismus kann diese Differenz, die auf sprachlicher, nicht aber auf sachlicher Ebene besteht, durch die Verschiedenheit der jeweiligen Urteilebenen erklärt werden.

Mit der Ausbildung intern-relationierter Semantiken steigen auch die Rationalitätsansprüche an die Ethik, da ihre Aufgabe im Gegensatz zur reinen Moral nun nicht mehr einfach darin bestehen kann, bestimmte Ereignisse zu bewerten: Dies kann sie selbstverständlich nach wie vor tun und tut es *de facto* auch, allerdings liefert sie sich unter den modernen Bedingungen auf diese Weise auch dem Vorwurf der unterkomplexen Behandlung ihres Themenbezugs aus. Gleichzeitig läuft die Ausdifferenzierung der Moral in aufeinander Bezug nehmenden Ebenen und Formen der Selbstreferenz Gefahr, Paradoxien zu produzieren und die Anwendung des Codes somit zu stoppen. Paradoxien stellen das genaue Gegenteil von Tautologien dar und entstehen dann, wenn eine selbstreferentielle Operation nicht einfach sich selbst bestätigt, sondern die Selbstbestätigung über die Implikation des Gegenteils laufen lässt. Der Anspruch eines positiv-/negativ-Codes, alle Operationen eines bestimmten Bereichs mit Einschluss der Codierung selbst zu ordnen, führt somit in der Regel zu paradoxen Figuren, etwa im Bereich der Erkenntnistheorie, die den Satz „Dieser Satz ist unwahr“ gleichzeitig zulassen muss, sofern sie einen Anspruch auf Universalität erhebt, aber nicht zulassen kann. In der Regel werden derartige Probleme durch Entscheidungen gelöst, indem entsprechende Aussagen logisch verboten oder Hierarchien von Aussagetypen erstellt werden.⁷⁰⁴

Zusammenfassend haben wir festgestellt, dass sich der Code der Moral über interne Differenzierungen und die Anwendung des eigenen Codes auf sich selbst multipliziert, somit seine Anschlussfähigkeit erhält, aber auch auf die Kontingenz des ursprünglichen Codes hinweist. Während der ursprüngliche Moralcode also immer auch untrennbar mit einem Programm verbunden ist, das zur Auswahl einer der Codewerte als dem Präferenzwert drängt und die Gesamtheit der Unterscheidung durch die Auswahl nur eines Wertes unsichtbar macht, verbindet sich die Anwendung des Codes auf sich selbst mit der Erkenntnis, dass die jeweiligen Beurteilungen nicht notwendig sind, sondern als kontingent aufgefasst werden können. Diese Kontingenzeröffnung drückt sich wiederum mit den Mitteln der Moral aus und nimmt die Form der Moralisierung des moralischen Urteils an. Auf dieser Ebene kann auch Normalität als moralische Semantik eingeordnet werden: Wie wir gesehen haben (Kap. III), kann Normalität funktional in enger Anlehnung an normative Moral aufgefasst werden, lediglich die abweichende Bezeichnung in den verschiedenen Begriffen scheint das Gegenteil zu suggerieren. Auch die häufige Wahrnehmung,

⁷⁰⁴ Vgl. LUHMANN, Niklas: Die Autopoiesis des Bewusstseins, in: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 6, 2. Aufl., Wiesbaden 2005, 55-108, bes. 18-21.

Normalität sei eine schwächere Form von Normativität, erklärt sich vor dem Hintergrund der Selbstanwendung des Moralcodes, da Normalität zwar mit dem Code der Moral operiert, durch den *re-entry* aber eine Distanz zur ursprünglichen Differenz von ‚gut‘ und ‚schlecht‘ gewinnt.

V. Normalität als Thema der Moralthologie

V.1 Normalität und Naturalismuskritik

Insofern sich die Sätze der Mathematik auf die Wirklichkeit beziehen,
sind sie nicht sicher, und insofern sie sicher sind,
beziehen sie sich nicht auf die Wirklichkeit.

(Albert Einstein: Geometrie und Erfahrung, in: Ders.: Mein Weltbild, 1921, 119.)

Der Zusammenhang von Normalität und naturalistischem Fehlschluss wurde im ersten Teil der Arbeit vor allem in der Reduktions- bzw. Übertragungsfigur des Sein-Sollen-Schlusses gesehen, dem zufolge das, was faktisch – also etwa naturhaft oder im Sinne des statistischen Durchschnittes – der Fall ist, auch normativ richtig oder falsch sei.⁷⁰⁵ Die Nähe der Normalitätssemantik zum Naturalismus- bzw. Objektivismus stellt die Moralthologie zunächst vor die Forderung, die Möglichkeit naturalistischer Begründungen hinsichtlich ihrer Integrationsfähigkeit in ethische Zusammenhänge genauer zu spezifizieren und ggf. zu modifizieren.

Rückblickend zielt die Kritik am Naturrecht, dem *locus classicus* naturalistischer Argumentation innerhalb der theologischen Ethik, im Wesentlichen auf eine historische Entwicklung, innerhalb der das Naturrechtsdenken eine zunehmende Verobjektivierung⁷⁰⁶ erfahren hat. Diese erlaubte es scheinbar, ein vermeintlich objektiven Zusammenhang, der in der Wirklichkeit beobachtet wurde, auch im Bereich der Moral als geltend einzufordern. Dieser Bewegung der Verobjektivierung entsprach auf der anderen Seite gleichzeitig auch die zunehmend weniger beachtete Rolle des wertenden und konkret betroffenen Menschen.⁷⁰⁷ In funktionaler Hinsicht schien die Funktionsstelle des Naturrechts für die Moralthologie zwar notwendig, um den Rahmen unveräußerlicher Würdeansprüche zu umreißen, von denen auch positives Recht nicht dispensieren kann. Ein so verstandenes Recht muss dann aber den ihm namensgebenden Begriff der Natur näher bestimmen. Von der semantischen Tradition her betrachtet fungiert der Naturbegriff gerade nicht als Kriterium für kognitives Lernen, er dient vielmehr der gegenteiligen Disposition, die das, was der

⁷⁰⁵ Vgl. dazu SPAEMANN, Robert: Die Bedeutung des Natürlichen im Recht, in: HÄRLE, Wilfried, VOGEL, Bernhard (Hgg.): "Vom Rechte, das mit uns geboren ist": Aktuelle Probleme des Naturrechts, Freiburg/Br.: Herder 2007, 322-334, 329, der behauptet, Natur sei „jene basale Normalität, die nicht nur faktisch, sondern prinzipiell der diskursiven Problematisierung entzogen ist“.

⁷⁰⁶ Die Statik des katholischen Naturrechts kann dabei auch auf eine fatale Ineinssetzung der thomanischen Begrifflichkeiten von *lex divina* und *lex naturalis* zurückgeführt werden. Vgl. NETHÖFEL, Wolfgang: Moralthologie nach dem Konzil. Personen, Programme, Positionen, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987, 147 ff.

⁷⁰⁷ Vgl. MERKS, Karl-Wilhelm: Grundlinien einer interkulturellen Ethik. Moral zwischen Pluralismus und Universalität (=Studien zur theologischen Ethik 132), Fribourg – Freiburg: Academic Press/Herder 2012, 35 f.

Natur entspricht, bejaht, und das, was ihr widerspricht, schlicht ablehnt. Dass Verstöße dennoch möglich sind, wird dann nicht als Anlass zur Kritik an der Theorie oder zu deren Falsifikation behandelt, sondern nur als Anlass zu Entrüstung und Verurteilung.⁷⁰⁸ Hier kann gerade die Semantik der Normalität einen Anlass bieten, das normative Schema zu kritisieren und zu Neuerungen Anstoß zu geben. Die durch sie gewonnene Notwendigkeit, Erkenntnistheorie und Ethik kombiniert zu denken⁷⁰⁹, lässt es zu, Natur nicht als vermeintlich objektive Ablese-Folie in Form einer präetablierten Ordnung aufzufassen, sondern auch die eigene Rezeption vermeintlich objektiver Daten als konstruiert und kulturhaft überformt wahrzunehmen. Gerade die Analogie zur Normalitätssemantik scheint dafür geeignet, da sie besonders deutlich darauf hinweist, wie sehr bereits die Auswahl, Wahrnehmung und Interpretation vermeintlich objektiver Datengrundlagen von subjektiven Vorentscheidungen geprägt sind.⁷¹⁰ So kann sie verdeutlichen, dass der Bereich der Deskription keine reine und objektive Beschreibung darstellt, und insofern auch keinen reinen Seins-Zugriff gewährleistet. Die Konnotation von Objektivität sowie überhistorischer und apriorischer Konstanz, die die Referenz auf die Natur in der Figur des Naturrechts betont hatte, scheint vor diesem Hintergrund zugunsten einer Perspektivität jeglicher Normexplikation zu relativieren zu sein, die sich in Anschluss an Franz Böckle wesentlich als „Funktion und Produkt der Vernunft der naturalen Antriebsstrukturen“⁷¹¹ des Menschen ausweisen müsste. Auch Alfons Auers Einspruch gegen ein auf diese Weise verengtes Naturrechtsdenken im Namen der Autonomie Moral steht dafür ein, dass die Ethik nicht bloß passiv in Form einer Einsicht in vorgegebene Naturzwecke funktionieren kann, sondern eine genuine Interpretationsleistung des Menschen beinhaltet.⁷¹² Auch in Folge dieser kritischen Tradition verschiebt sich der Charakter des ethischen Naturbegriffs im Zusammenhang mit seiner erkenntnistheoretischen Wende damit von einer rein instruktiven zu einer konstruktiven Kompetenz des Natürlichen.⁷¹³ Dass wesenhafte Grundbedingungen und Rechte mit der Chiffre der Natur belegt werden, kann für die moderne

⁷⁰⁸ Vgl. LUHMANN, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 3, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004 [1989], 384-434, 384.

⁷⁰⁹ Lorraine Daston und Peter Galison regen auf dieser Grundlage dazu an, „epistemische Tugenden“ für die Ethik zu formulieren; vgl. DASTON, Lorraine, GALISON, Peter: *Objektivität*, übers. v. KRÜGER, Christa, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007, 41-44.

⁷¹⁰ Analog dazu kann eine Bemerkung Ernst Cassirers aufgefasst werden, der sich für einen Übergang von (normative) Substanz- zu Relationsbegriffen ausspricht. Seine Ontologie-Kritik zeigt, wie sich Erkenntnisobjekte durch den Erkenntnisprozess selbst konstituieren: „Die erkannten Gegenstände sind somit nicht ‚Zeichen von etwas Objektivem‘, sondern vielmehr objektive Zeichen.“ CASSIRER, Ernst: *Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik*, Hamburg: Meiner 2000, 329.

⁷¹¹ BÖCKLE, Franz: *Fundamental-moral*, München: Kösel 1978, 267.

⁷¹² Gleichzeitig wird betont, dass bereits bei Thomas das Naturrecht eine Konstruktionsleistung der Vernunft umschreibt, es sei mithin „aliquid per rationem constitutum“. (STh I-II, q. 94) Vgl. dazu auch RHONHEIMER, Martin: *Praktische Vernunft und Vernünftigkeit der Praxis. Handlungstheorie bei Thomas von Aquin in ihrer Entstehung aus dem Problemkontext der aristotelischen Ethik*, Berlin: Oldenbourg 1994, bes. 549.

⁷¹³ Vgl. SCHÜTZ, Anton: *Luhmanns unheimliches Argument*, in: KOSCHORKE, Albrecht, VISMANN, Claudia (Hgg.): *Widerstände der Systemtheorie. Kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann*, Oldenbourg: Akademie-Verlag 1999, 97-111, 98.

Moraltheologie demnach nicht mehr als eindeutiger, erkenntnistheoretischer Rückgriff auf in die Natur hineingelegte Zweckstrukturen plausibilisiert werden, vielmehr sollte die Natur dieser Rechte in Anlehnung an den Normalitätsbegriff als Selbstverständlichkeit und Unhintergebarkeit dieser Rechtsrahmen im Sinne einer Unbeliebigkeitslogik fundamentaler Grundaussagen diskutiert werden. Der Naturbegriff gewinnt so eine „problemindikatorische“⁷¹⁴ Funktion, in seiner modernen Funktion als Heuristik deutet er den Bedarf für eine Konfliktlösung im Bereich der Moral an. Wohlgermerkt ist dabei zwischen Normheuristik und Normexplikation zu unterscheiden: Während ein wie zuvor geschildert verstandenes Naturrecht in der Regel als Grundidee unveräußerlicher Würde- und Rechtsansprüche des nach Gottes Ebenbild geschaffenen Menschen mit einem hohen Grad an Abstraktion ausgestattet und damit eher in Form von Heuristiken greifbar ist, die die biblische Tradition etwa in Form des Personenbegriffs formuliert, muss diese Ebene der Abstraktion von der konkreten Ebene der Normexplikation unterschieden werden. Gerade diese davon abgeleiteten konkreten Handlungsregeln unterliegen in ihren historischen Kontexten verschiedensten sozialhistorischen und -strukturellen Bedingungen, was zur permanenten Reflexion insofern fordert, ob diese explizierten, notwendig konkret gefassten Normen der abstrakten Form unveräußerlichen Rechts weiterhin entsprechen und dessen Charakter in wechselnden positiven Formen wahren.⁷¹⁵ Auf diese Weise wirkt der Impuls der Normalitätssemantik kontingenzeröffnend hinsichtlich der konkreten Normexplikationen, damit gleichzeitig aber auch kontingenzbewältigend hinsichtlich der Grundidee naturrechtlicher Normativität. Sich in Normengefügen darstellende Moral bildet dann einerseits gesellschaftliche Strukturen ab, wie die Ausführungen zur Evolution moralischer Semantik gezeigt haben, ihr konkreter Sollensgehalt kann aber stets nur aus der Sinndeutung des Menschen gefunden werden.⁷¹⁶ Die Betrachtung der Natur als moralischer Semantik plausibilisiert dann, warum naturrechtliche Entwürfe durch den Gedanken „der Eingeborenheit des Menschen in einen Gesamtkosmos von Natur und christlichen Gemeinwesen“⁷¹⁷ in überschaubaren Gesellschaften zur Stabilisierung der sozialen Verhältnisse beitragen konnten, dass sie in der Moderne allerdings durch eine Institutionenethik ergänzt werden müssen.⁷¹⁸ Als problematisch erweist sich vor diesem Hintergrund demnach auch die Annahme einer Ethik, die eine falsche Gewichtung vornimmt, wenn sie dem Bereich der Normenbegründung einen grundsätzlich höheren Stellenwert

⁷¹⁴ MIETH, Dietmar: Wissenschaft, Religion und Kontingenz, in: GAZIAUX, Eric (Hg.): Philosophie et théologie (Festschrift für Emilio Brito), Leuven: Univ. Press 2007, 395-412, 399.

⁷¹⁵ „Über den Wandel von Lebenseinstellungen, Traditionen und Normen zu diskutieren und zu schreiben, heißt eigentlich, über Selbstverständliches zu diskutieren und zu schreiben“. GRÜNDEL, Johannes: Normen im Wandel. Eine Orientierungshilfe für christliches Leben heute, München: Don Bosco 1980, 5.

⁷¹⁶ Vgl. BÖCKLE, Franz: Rückblick und Ausblick, in: Ders. (Hg.): Das Naturrecht im Disput, Düsseldorf: Patmos 1966, 121-150, 140.

⁷¹⁷ VERWEYEN, Hansjürgen: Theologie im Zeichen der schwachen Vernunft, Regensburg: Pustet 2000, 48.

⁷¹⁸ Vgl. BREITSAMETER, Christof: Identität und Moral in der modernen Gesellschaft. Sozialwissenschaften und theologische Ethik im interdisziplinären Gespräch, Paderborn: Schöningh 2003, 205 f.

einräumt als dem Bereich der Normenetablierung, der nach der Anwendbarkeit von Normen fragt. In diesem gleich zu gewichtenden Zirkel muss sich eine Ethik bewegen, die kontinuierlich zwischen Normalität, d. h. konkreten Anwendungs- und Plausibilitätsfragen, und normativer Ethik auf der Ebene der Begründung vermittelt. Geht man zudem davon aus, dass Menschen ethische Normen befolgen, wenn sie einen (langfristigen) Vorteil bieten, liegt die Perspektive einer in diesem Sinne vermittelnden Ethik auf der Hand. Michael Schramm sieht darin sogar das moraltheoretische Grundproblem der funktional differenzierten Gesellschaft, dem er die Form eines Differenzierungsproblems verleiht: Vornehmlich sieht er dabei die Schwierigkeit, dass innerhalb gesellschaftspolitischer Debatten oftmals keine klare Differenzierung vorgenommen wird zwischen dem ethischen Begründungsdiskurs auf der einen Seite, also demjenigen Argumentationstypus, mit dem die prinzipielle Gültigkeit moralischer Sätze ethisch begründet werden kann, und dem Anwendungs- bzw. Implementierungsdiskurs auf der anderen Seite, also der Argumentation über die Frage, welche Norm – ethischer, ökonomischer, juristischer Art usw. – in der jeweiligen Situation angemessen ist. Wird diese Differenz nicht vorgenommen, verfängt sich die Diskussion unweigerlich in einem Aufrüstungsdenken mit falschen Alternativen, wenn also beispielsweise Ethik und Ökonomik scheinbar notwendig als Konkurrenten gegeneinander ausgespielt werden.⁷¹⁹ Diese Überlegung nimmt eine Prämisse der Systemtheorie auf: Wenn der Kern sozialer Systeme in der Ausgangslage der doppelten Kontingenz liegt, dann macht es kaum Sinn, von einem exterioren normativen Gefüge gesellschaftlicher Normen oder Regeln derart auszugehen, dass das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft durch ein Ich-Wir-Verhältnis zu charakterisieren wäre, da das normative 'Wir' weder als System noch metaphysische Realität fassbar wird. Es repräsentiert nicht mehr und nicht weniger als die Zurechnung einer Zugehörigkeit durch Kommunikation oder Bewusstsein. Als empirisches System rekonstruierbar ist demgegenüber zunächst nur die dyadische Interaktionsbeziehung, also die strukturelle Kopplung mindestens zweier anwesender Akteure, später dann auch die Koproduktion von Kommunikation und Bewusstsein auf Basis von Kommunikationsmedien, die nicht unbedingt die raumzeitliche Präsenz von *Alter* und *Ego* voraussetzen.⁷²⁰ Dass vorgefundene, positive Normativität dadurch aber nicht notwendig als abgeschwächt oder relativiert erscheinen muss⁷²¹, mithin nicht als Zeichen moralischer Dekadenz aufzufassen ist, hat Jürgen Habermas in seinem Nachwort zur vierten Auflage von *Faktizität und Geltung* gezeigt und betont, dass auch abstrakte Freiheits- oder Natur-

⁷¹⁹ Vgl. SCHRAMM, Michael: Normative Konflikte und moralische Interessen. Zur Governance ethischer Kontingenz in modernen Gesellschaften, in: WIELAND, Josef (Hg.): Governanceethik und Diskursethik - ein zwangloser Diskurs (=Studien zur Governanceethik 5), Marburg 2007, 113-135.

⁷²⁰ Vgl. VOGD, Werner: Systemtheorie und rekonstruktive Sozialforschung. Eine empirische Versöhnung unterschiedlicher theoretischer Perspektiven, Opladen: Budrich-Verlag 2005, 125.

⁷²¹ Vgl. zu diesem Einwand SCHNARRER, Johannes Michael: Norm und Naturrecht verstehen Eine Studie zu den Herausforderungen der Fundamentelethik, Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag 1999, 151 ff.

rechtsnormen ihre Verbindlichkeit stets nur in Gestalt positiven Rechts gewinnen.⁷²² Auch Franz Böckle hat aus dieser Perspektive heraus den Begriff normativer Allgemeinverbindlichkeit gegen zwei Missverständnisse abgegrenzt: Demnach meint Allgemeinverbindlichkeit weder eine überhistorische Geltung der Norm über alle Beteiligten und alle Zeiten hinweg, noch kann gemeint sein, dass eine Norm unabhängig von ihren Bedingungsstrukturen und denkbaren Ausnahmen als gültig angenommen wird.⁷²³

Über die Frage hinaus, inwiefern deskriptive und normative Aussagen überhaupt trennbar sind, stellt der Impuls der Normalitätssemantik, also der beständigen Orientierung am faktischen Erleben und dessen Deutung, die Anfrage an die theologische Ethik, in welcher Form sie sinnvoller Weise bei der Formulierung von Normen auf Erfahrungsbegriffe zurückgreifen kann. Ein solcher, – möglicher – erfahrungsbasierter Begriff von Natur ist untrennbar mit der Grunderfahrung menschlicher Freiheit befasst, so dass der praktische Beitrag eines modernisierten Einbezugs der Natur in die Ethik im Aufweis eines „institutionell-kommunikativen Freiheitsbegriffes“⁷²⁴ liegt und damit auch dem personalen Denken des biblischen Zeugnisses besser entspricht.⁷²⁵ Der metaphysischen Abgeschlossenheit des vormodernen Naturbegriffs setzt der biblische Impuls so immer auch die empirische Offenheit einer Orientierung am konkreten Subjekt entgegen. Das schöpfungsgemäße Vernunftvermögen dieser jeweils konkreten Subjekte kann dann, wie Wilhelm Korff zeigt, auch nicht mehr gegen die Natur im Sinne eines Gegensatzes von ewigem Naturrecht und positiv-menschlichem Recht ausgespielt werden, vielmehr erweist sich die Vernunftnatur des Menschen aus schöpfungstheologischer Sicht als natural gegeben.⁷²⁶ Von dieser normativen Vernunft und den ihr eigenen Gesetzmäßigkeiten sagt Korff, dass auch Gottes Willensoffenbarung ihr „nicht nur nichts hinzufügt, sondern substantiell mit ihr identisch ist.“⁷²⁷ Die Frage nach der Einbeziehung der Empirie wird auf diesem Weg zur grundlegenden Frage nach dem Ort des Prinzipiellen innerhalb der theologischen Ethik. Als Theorie kann sie ihre normative Einheit und ihr Bild sozialer Ordnung nicht ohne die empirische Realität erzeugen.⁷²⁸ Sie muss

⁷²² Vgl. HABERMAS, Jürgen: Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats, 4. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994.

⁷²³ Vgl. BÖCKLE, Franz: Glaube und Handeln, in: *Concilium* 12 (1976), 641-647, 645.

⁷²⁴ BÖCKLE, Franz: Autonome Moral – Anspruch der Offenbarung, in: *Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik* 59 (1983), 35-47, 45.

⁷²⁵ Vgl. RÖMELT, Josef: *Christliche Ethik in moderner Gesellschaft*, Bd. 1: Grundlagen, Freiburg/Br.: Herder 2008, 15.

⁷²⁶ „Selbst Gottes Offenbarung bindet den Menschen nicht anders als dadurch, dass sie übereinstimmt mit dem, was dem Menschen zugleich auch vom natürlichen Sittengesetz her [...] als moralisch gut erscheint.“ MERKS, Karl-Wilhelm: *Grundlinien einer interkulturellen Ethik. Moral zwischen Pluralismus und Universalität* (=Studien zur theologischen Ethik 132), Fribourg – Freiburg: Academic Press/Herder 2012, 89.

⁷²⁷ KORFF, Wilhelm: *Norm und Sittlichkeit. Untersuchungen zur Logik der normativen Vernunft* (=Tübinger Theologische Studien 1), Freiburg – München: Alber 1973, bes. 45.

⁷²⁸ Vgl. RENDTORFF, Trutz: *Das Erste und das Letzte – über den Ort des Prinzipiellen in der Ethik*, in: BACHLEITNER, Gerhard, WINGER, Wolfram (Hgg.): *Moderne im Umbruch. Fragen nach einer zukunftsfähigen Ethik*.

mit anderen Worten die (semantische) Einheit auch angesichts der empirischen Vielfalt argumentativ begründbar ausgestalten können. Damit ist sie maßgeblich auch auf Semantiken verwiesen, die diese Wirklichkeit abbildbar machen, um so zu verhindern, als eine rein metaphysisch-verhaftete Theoriebildung zur Ideologie zu werden.

Die Analogie zwischen Naturalismus und Normalität führt weiterhin zur moralthologischen Herausforderung, ein diskursfähiges Konzept von Wahrheit aufweisen zu können. Wie gezeigt beruht Normalität auf einer Form der Konsens-Wahrheit, die sich aus dem Durchschnitt statistischer Mehrheitsbildung ergibt, wohingegen (moral-)theologisch einem solchen Konsensbegriff zu Recht mit Skepsis begegnet wird, da dieser immer Gefahr läuft, Wahrheit zur Verwandlungssache werden zu lassen und damit sittlicher Beliebigkeit Tür und Tor zu öffnen. Der Theologie liegt demgegenüber mehr an einem Korrespondenz-Begriff von Wahrheit⁷²⁹, der als Brückenbegriff die erfahrene Weltimmanenz (zumindest in Formen der Analogie) auf eine transzendente Wirklichkeit hin abbildbar macht. Wie kann trotzdem ein Konsens-Begriff auch für die Moralthologie begründet werden? Die Form der Normalität als *re-entry* bzw. als Supercodierung gegenüber klassischer Normativität scheint hier einen Hinweis zu liefern. Dieses Modell hatte gezeigt, dass die formale Bewegung, aus der die Semantik der Normalität besteht, in einer Selbstanwendung einer Leitunterscheidung auf sich selbst besteht. Damit schafft ein System interne Relationierungen und Strukturereichtum, ohne seine eigenen Grenzen aufzugeben. Die auf diese Weise an die Leitunterscheidung anknüpfenden Begriffe und Relationen zeichnen sich in diesem Modell gleichzeitig auch durch eine strukturelle Distanz zu ihrer Ursprungsunterscheidung aus, auf dem Strukturbaum (s. Kap. IV.2.3) stehen sie deutlich entfernt zur Ausgangs-Unterscheidung. Damit scheint sich eine Unterscheidung von normativen Ebenen anzubieten, die auch für die Kombination verschiedener Wahrheitsbegriffe Gültigkeit beanspruchen mag. So wird es möglich, Konsens-Kriterien innerhalb der Ethik zu etablieren, die in Regelfindungsprozessen notwendig werden und zu einer langfristigen Stabilisierung moralischer Kommunikation beitragen. Auf die-

Sozialethisches Symposium zum 75. Geburtstag von Wilhelm Korff (=Studien zur Theologischen Ethik 98), Freiburg – Freiburg: Academic Press/Herder 2003, 13-23, 17.

⁷²⁹ Gegen eine Differenzierung bzw. Veränderung in wahrheitstheoretischen Fragen spricht sich z. B. NETHÖFEL, Wolfgang: Moralthologie nach dem Konzil. Personen, Programme, Positionen, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987, 114, aus: „Die theologische Ethik darf sich nicht von einer erkenntnistheoretisch-realistischen Orientierung lösen und die Kongruenztheorie zugunsten einer Konsenstheorie aufgeben, deren Gegenstand nicht mehr die sittliche Wahrheit, sondern die ethische Kommunikation wäre.“ Andererseits verdient auch das gegenteilige Argument, z. B. von RÖMELT, Josef: Christliche Ethik in moderner Gesellschaft, Bd. 1: Grundlagen, Freiburg/Br.: Herder 2008, 120 f., Beachtung: „Die theologische Ethik darf die aufrichtige Suche um das Gute und Richtige nicht durch einen vorschnellen Vorgriff auf die Wahrheit der Offenbarung überspringen.“ Vgl. ähnlich dazu auch ZULEHNER, Paul M.: Mitverantwortung in der Kirche als Gemeinschaft, in: GRÜNDEL, Johannes (Hg.): Leben aus christlicher Verantwortung. Ein Grundkurs der Moral, Bd. 3, Düsseldorf: Patmos 1992, 194-215, hier: 215: „Wer sich im Besitz der Wahrheit wähnt, braucht keinen Dialog. Er wird leicht der Versuchung unterliegen, seine Wahrheit auch mit Macht auszubreiten. Wer aber um den geschichtlichen Charakter und um die Perspektivität jeder Wahrheitsaussage weiß, wird selbst bei dogmatischen Aussagen offen bleiben für einen Wandel; er wird der Vernetzung aller theologischen Aussagen, auch der Moralstrukturen und Tugendsysteme, besser gerecht.“

ser diskursiven Ebene stehen konsenterte Normen dennoch in struktureller Distanz zur grundlegenden Ausgangsunterscheidung von gut und schlecht, die weiterhin von einem Korrespondenz-Begriff von Wahrheit abhängen. Die durch die Moderne gegebene Notwendigkeit eines Konsens-Kriteriums ergibt sich darüber hinaus aus der Verbindung von Freiheit und Selbstverpflichtung als Voraussetzung gesellschaftlicher Ordnung. Jeglicher regelförmigen Fremdverpflichtung muss aus diesem Grund die individuelle Zustimmung der Beteiligten vorausgehen. Für die moderne theologische Ethik bedeutet dies, dass auf ihr ein besonderer Legitimationsdruck lastet⁷³⁰: Sie steht vor der Herausforderung, Regelsetzung, Regellegitimation und Regelakzeptanz in einem schlüssigen Modell zu kombinieren. Dass sich im Gefolge dieser Notwendigkeit eine Semantik herausbilden konnte, die eine wesentliche Indikatorfunktion für Konsensbedingungen darstellt, scheint dann auf der Hand zu liegen. Das muss banalerweise aber gerade nicht bedeuten, dass in ethischen Debatten die Begründungsfrage durch mehrheitliche Zustimmung schlicht ersetzt würde⁷³¹, vielmehr beinhalten die modernen Bedingungen von Ethik die Kombinatorik beider Wahrheitskriterien. Die methodische Verbindung von Kongruenz- und Konsensfragen, wie sie etwa auch in der Trennung von theoretischer und praktischer Philosophie vorliegt, könnte auch die Relation von Norm und Normalität prägen, zumal letztere einen deutlichen Empirie-Faktor enthält und so konkrete Erfahrung abbildbar macht, die für die Etablierung ethischer Diskurse und normativer Aussagen unabdingbar erscheint.⁷³² Sie ist notwendig, damit das Soziale berechtigterweise den Status einer „Chiffre des Guten“⁷³³ behält und auf diese Weise Sollen und Wollen verbindet. Zwar sollte und kann die Moraltheologie am qualitativen Unterschied zwischen ‚normativ‘ und ‚normal‘ festhalten, diesen Unterschied aber nicht als substantiell, sondern wie oben vorgeschlagen als Unterschied in den diskursiven Ebenen auffassen. Vorschnelle Absagen an ein Konsens-Kriterium, die diesem lediglich den Stellenwert einer normativen Schwundstufe gegenüber den metaphysisch-fixierten Sicherheiten natürlicher Zweckstrukturen bescheinigen, bagatellisieren dann das wirkliche Problem gerade der modernen Moraltheologie und fördern zudem problematische Vorstellungen zur Eigenart einer dezidiert theologischen Ethik und deren Bedarf an Auseinandersetzungen mit Strukturfragen und ihrer eigenen Positionierung zwischen den vermeintlichen Gegensätzen von Einheit und Pluralität, Dissens und Konsens, Normalität und Normativität.

⁷³⁰ Vgl. TUGENDHAT, Ernst: Probleme der Ethik, Stuttgart: Reclam 1986, 122.

⁷³¹ Vgl. LÜBBE, Hermann: Modernisierungsgewinner. Religion, Geschichtssinn, Direkte Demokratie und Moral, München: Fink 2004, 158 f.

⁷³² Vgl. MIETH, Dietmar: Moral und Erfahrung. Grundlagen einer theologisch-ethischen Hermeneutik, Freiburg/Br.: Herder 1977.

⁷³³ NASSEHI, Armin: Der soziologische Diskurs der Moderne, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 31.

V.2 Kritik an Normalisierungsprozessen und biblische Moralkritik

Moral ist eine höchst wichtige Sache, aber für uns, nicht für Gott.

(Albert Einstein: Brief an einen Bankier in Colorado, August 1927.)

Im Rahmen der Genese sozialer Ordnung begegnete der Normalitätsbegriff maßgeblich in der Philosophie Michel Foucaults und seiner Normalitäts-Deutung als modernem Machtmechanismus. Foucault beschreibt Normalität als Normativitätsform der Moderne, die sich aus einer vor-modernen, direktiv-zentralistischen Macht in eine deutlich subtilere Form ausbilden konnte. Drei inhaltliche Bezüge normativer Normalisierung sind dabei herausgehoben worden: (1) Wissen kann in Form sog. Normalisierungswissens normalisiert im Sinne von selbstverständlich geworden sein und als gültiges, akzeptiertes Wissen normativ wirken. Die Überlegung knüpft insofern an die vorhergehenden Bemerkungen zur vermeintlichen Objektivität aller Deskription an, und zeigt noch einmal sehr deutlich, dass auch als solche ausgewiesene Wissenschaft die Welt stets verdoppelt und durch ihren Beobachterstatus maßgeblich von den eigenen Bedingungen abhängig ist, aber immer dazu neigt, deren Kontingenz zu verdecken.⁷³⁴ Der ethische Bezug zum Wissen entsteht dadurch, dass Wissen niemals machtneutral entsteht, sondern mehr oder weniger deutlich Herrschaftsverhältnisse abbildet und in der Regel zu zementieren sucht.⁷³⁵ Die Aufgabe theologischer Ethik muss dann in einer Re- und Dekonstruktion von Machtgefügen und strukturellen Ungerechtigkeiten liegen, die häufig die Form normalisierter Wissensbestände annehmen. Dabei kann sie sich auf die Trennung von Sein und Sollen insofern berufen, als sie sich damit gegen eine möglicherweise vorschnelle Moralisierung des Wissens wendet, die etwa den Gehalt von öffentlichen Meinungen vermeintlich falsifiziert: „Moralisierung des Wissens bedeutet nämlich, es indiskutabel zu machen. Der Einspruch gegen Meinungen, die als Meinungen moralisch für inakzeptabel gelten, lautet nicht: „Du irrst Dich“, sondern: „Deine Meinung ist indiskutabel und Du machst Dich unmöglich, wenn Du sie dennoch vertrittst.“⁷³⁶ (2) Mit der Normalisierungsmacht kommt Foucault direkt auf die seiner Meinung nach zentrale Regierungsform des

⁷³⁴ „Am wissenschaftlichen Wissen lässt sich sehr schön beobachten, wie sehr Antworten von ihren Fragen abhängig sind. Es sind die Fragen, also die unmittelbaren Strategien einer Verdoppelung der Welt, die jene Antworten provozieren, die uns als Wissen über die Welt erscheinen. Wissenschaft verweist also stets auf ihren selbsttragenden Charakter. Je nachdem, welche Methode, welche Theorie oder welches Verfahren ich benutze, um mich meinem Gegenstand zu nähern, erzeuge ich je unterschiedliches Wissen über die Welt.“ NASSEHI, Armin: „Das ist keine Frau, das ist ein Bild“. Paradoxien der Gestaltung, in: Ders.: Gesellschaft verstehen. Soziologische Exkursionen, Hamburg: Murmann-Verlag 2011, 84-105, 93.

⁷³⁵ Vgl. RÖLLI, Marc: Normalisierung – eine Kategorie zwischen Normalität und Normativität?, in: MARSZOLEK, Ingo, POHL, Peter (Hgg.): Zwischen Normativität und Normalität. Theorie und Praxis der Anerkennung in interdisziplinärer Perspektive, Essen: Klartext 2010, 49-60.

⁷³⁶ LÜBBE, Hermann: Modernisierungsgewinner. Religion, Geschichtssinn, Direkte Demokratie und Moral, München: Fink 2004, 185.

Liberalismus zu sprechen, die die Kategorie der Normalität gegenüber direktiven Steuerungsinstrumenten als subtile Möglichkeit der Einflussnahme entdeckt. Diese legt eine Form der Handlungskoordination nahe, die die Unterspülung⁷³⁷ institutioneller Normierungen durch die Suggestionskraft der normalistischen (Durchschnitts-)Werte voraussetzt.⁷³⁸ Die Subtilität dieses Wissens muss nun aber von jener Impliztheit alltäglichen Wissens unterschieden werden, das in Form von Faustregeln und Heuristiken die Alltagspraxis durch Routinehandlungen und -regeln normalisiert.⁷³⁹ Durch die Suggestionskraft vermeintlich objektiven Wissens gewinnt hingegen schließlich auch das menschliche Leben den bloßen Stellenwert einer biopolitischen Produktivkategorie, dem „nackten Leben“, innerhalb derer eine staatlich-fokussierte Vergesellschaftung der menschlichen Fortpflanzung sowie die Pathologisierung von Kinderlosigkeit Hand in Hand gehen. Im Fixpunkt liberaler Regierungspolitik steht mit dem *homo oeconomicus* außerdem eine Figur, die den Kosten-Nutzen-Kalkül der Staatspolitik für sich selbst bereits auf eine Weise internalisiert hat, die ihn zur letzten Insel durchschaubarer und berechenbarer, d. h. auch ausnutzbarer Rationalität macht. Dessen Gegenpol bildet für Foucault der Anormale, dessen vermeintlich irrationaler Wahn ihn zum Objekt der Ausbesserung und Strafe durch die Mechanismen der Diskursmächte werden lässt. (3) Die liberal-normalisierenden Regierungstechniken fußen nach Foucault schließlich auf einem dritten Pfeiler, der die jeweilige Beziehung des Menschen zu sich selbst darstellt. Diese drängt unter dem Einfluss der Disziplinarmächte immer stärker zu einer permanenten Selbstausslegung und zu der Frage, welche vermeintlich notwendigen Änderungen das Subjekt an sich selbst vornehmen müsse, um Zugang zum Normalisierungswissen zu erhalten.

Die durch Foucault angestoßene Kritik markiert deutlich, wie und warum der Begriff der Normalität insbesondere in ethischen Kontexten regelmäßig als Chiffre für falsche, aber sozial-eingeschliffene Handlungsroutinen und -normen aufgenommen worden ist. Theologisch anschlussfähig ist diese Kritik an zu Normalität geronnenen Normen in erster Linie vor dem Hintergrund der biblischen Kritik des Moralisiereins: Beide wenden sich gegen starre, eingespielte aber nicht notwendig reflektierte und lebensweltlich abstrakte Normen und deren Missbrauch als Instrumente der Selbstprofilierung und der auf Kosten Anderer erkaufte Gruppenbildung. Noch vor ihrer Begründung geht es demnach darum, Moral selbst als Problem zu betrachten.⁷⁴⁰

⁷³⁷ Normalisierung kann in diesem Sinne als „Institutionen-Weichmacher“ verstanden werden, so BECK, Ulrich: Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 16, in Anlehnung an die Theorie des Verlusts institutioneller Wirkungskraft von Arnold Gehlen.

⁷³⁸ Vgl. REHBERG, Karl-Siegbert: Normalitätsfiktion als institutioneller Mechanismus, in: LINK, Jürgen, LOER, Thomas, NEUENDORF, Hartmut (Hgg.): ‚Normalität‘ im Diskursnetz soziologischer Begriffe, Heidelberg: Synchron-Verlag 2003, 163-181, 173.

⁷³⁹ Vgl. ROLF, Thomas: Normalität. Ein philosophischer Grundbegriff des 20. Jahrhunderts, München: Fink 1999, 38-74.

⁷⁴⁰ Dies tun beispielsweise Ethikkommissionen auf eine Weise, die sie zu Veranstaltungen zur Vermeidung von Moral werden lässt, wie Armin Nassehi bemerkt. Vgl. NASSEHI, Armin: Religion und Moral – zur Säkularisierung der

Die biblischen Impulse nehmen diese Gewichtung immer schon voraus, indem sie betonen, dass der liebende Zuspruch Gottes an den Menschen allen konkreten sittlichen Normen vorausgeht.⁷⁴¹ Dies erklärt, warum besonders das Jesuanische Ethos sich mitnichten als kasuistisches Regelwerk darstellt oder sich in buchstabengetreuen Gehorsamseinforderungen erschöpft. Dass andererseits aber auch eine dezidierte Absage an moralische Beliebigkeit oder laissez-faire-Mentalitäten angezielt ist, zeigt die Verbindung von Gottes-, Nächsten- und Feindesliebe (Mt 5,46-48, bzw. auch alttestamentlich z.B. Sir 18,13 und Spr 15,21), dem Zentrum der biblischen Botschaft. Dass Normen auf ihren Sinn hinterfragt werden müssen, zeigt auch die biblische Erzählung von der Heilung des Mannes am Sabbat (Mk 3,1-6): „Die Sabbatruhe wird nicht abgeschafft. Aber Jesus bestreitet, dass zwischen Sabbatgebot und Liebesgebot ein Konflikt entstehen kann. Keine Bestimmung über den Sabbat kann daran hindern, dass im bestimmten Falle gebotene Gute zu tun.“⁷⁴² Ein weiterer *locus classicus* biblischer Moralkritik ist die Begegnung Jesu mit der Ehebrecherin (Joh 8,3-11). Der jesuanische Gestus des in den Staub Schreibens grenzt sich hier besonders deutlich von der vermeintlichen Eindeutigkeit des mosaischen Gesetzes als der Grundlage der Steinigung ab⁷⁴³ und eröffnet den Weg für eine schrift- und moralkritische Tradition, die später im paulinischen Wort „Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig“ (2 Kor 3,6) zum Ausdruck kommt. Es verdeutlicht damit eine christliche Tradition, die den starren Regelgehorsam wie die traditionelle Beichtstuhlethik nicht zuletzt mit der Geschichte moralischen Scheiterns in Verbindung setzt.⁷⁴⁴ Der theologisch-ethische Umgang mit konkreten Normen kann von daher nicht in erster Linie dadurch gekennzeichnet sein, abweichendes Verhalten aufzudecken und zu denunzieren, ebenso wenig darf er aber in einem falsch verstandenen Umkehrschluss dazu führen, dass Normen verharmlost oder für beliebig erklärt werden.⁷⁴⁵ Moralkritik hat dem-

Moral und der Moralisierung der Religion in der modernen Gesellschaft, in: PICKEL, Gert, KRÜGGELER, Michael (Hgg.): Religion und Moral – entkoppelt oder verknüpft?, Opladen: Leske + Buderich 2001, 21-38, 34.

⁷⁴¹ „Der Mensch muss also nicht sittlich handeln, damit er das Heil erlangt, sondern er ist fähig sittlich zu handeln, weil ihm das Heil schon zugesagt ist. Christliche Ethik lässt sich von daher als Könnensethik verstehen, der es wesentlich um die Handlungsermöglichung geht. [...] Theologische Ethik räumt dem Könnensaspekt des Handelns den Vorzug vor dem Aspekt des Sollens ein. Theologische Ethik versteht sich daher als eine Wissenschaft, der es darum geht, sittliches Handeln zu ermöglichen und zu fördern, aber auch das daraus folgende Handeln zu realisieren.“ GREIS, Andreas, LAUBACH, Thomas: Handeln. Auslegungsperspektive theologisch-ethischer Reflexion, in: GREIS, Andreas, LAUBACH, Thomas, HUNOLD, Gerfried W. (Hgg.): Theologische Ethik. Ein Werkbuch, Tübingen – Basel: Francke Verlag 2000, 73-91, 81.

⁷⁴² CONZELMANN, Hans: Grundriss der Theologie des Neuen Testaments, 5. Aufl., Tübingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1992, 76.

⁷⁴³ Vgl. dazu auch Luhmanns interessante Exegese in LUHMANN, Niklas: Die Religion der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000, 138.

⁷⁴⁴ „Das legalistische Schielen auf jenen Grenzzaun, der Wund- und Todsünde trennt, wird jetzt in der gleichen Weise als Sünde sichtbar, wie eine in der Ich-Verhaftetheit verbleibende Ethik der Selbstvervollkommnung.“ NETHÖFEL, Wolfgang: Moraltheologie nach dem Konzil. Personen, Programme, Positionen, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987, 29.

⁷⁴⁵ Vgl. MÜLLER, Sigrid: Normen. Zum Verhältnis von gesellschaftlichen Ansprüchen und sittlicher Autonomie, in: HUNOLD, Gerfried W., LAUCH, Thomas, GREIS, Andreas (Hgg.): Theologische Ethik. Ein Werkbuch, Tübingen – Basel: Francke Verlag 2000, 188-206, 197.

nach ihr Recht, ist aber nur zu Ende gedacht, wenn sie sich konsequent immer auch gegen den Kritiker selbst wendet. Insofern gibt der biblische Impuls wiederum Anlass, eine Prämisse der Luhmannschen Moraltheorie kritisch zu hinterfragen, schließlich geht Luhmann davon aus, dass Moral immer schon symmetrisierter Sinn ist, sie also per se schon von ihrer gleichwertigen Gültigkeit hinsichtlich des Normadressaten wie des Normsenders ausgeht.⁷⁴⁶ Dass dies vielmehr eine Forderung und zu etablierendes Ideal denn einen faktisch beobachtbaren Ausgangszustand darstellt, plausibilisiert auch die biblisch-initiierte Moralkritik.

V.3 Abweichungen als Ressource für Normkorrekturen

Das lange nicht Geänderte nämlich scheint unänderbar.
Allenthalben treffen wir auf etwas, das zu selbstverständlich ist, als dass wir uns bemühen müssten, es zu verstehen.

Was sie miteinander erleben, scheint den Menschen das gegebene menschliche Erleben. Das Kind, lebend in der Welt der Greise, lernt, wie es dort zugeht. Wie die Dinge eben laufen, so werden sie ihm geläufig. Ist einer kühn genug, etwas nebenhinaus zu wünschen, wünschte er es sich nur als Ausnahme.

(Bertolt Brecht: Kleines Organon für das Theater, 1957, 151.)

Normabweichungen werden vielfach als das Gegenteil von Normalität aufgefasst. Dabei wird unterschlagen, dass situationsspezifisch sowohl einmal die Befolgung, als auch die Abweichung von einer Norm als ‚normal‘ deklariert werden können. Diese Doppelung wurde durch die Struktur der Supercodierung in den vorherigen Kapiteln erklärt. Zu fragen bleibt allerdings, inwiefern insbesondere die Semantik der Normalität dem ethischen Gedanken Nachdruck verleihen kann, dass Phänomene des Normenwandels, auch der Normabweichungen und Veränderungen im Regelgeflecht gerade notwendig erscheinen, um die Stabilität und Kohärenz einer christlichen Ethik zu bewahren, zumal sich auch die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils deutlich dafür ausgesprochen hat, dass es in (sozial-)ethischen Fragen auch für Christen und Christinnen je verschiedene und dennoch legitime Lösungswege geben kann.⁷⁴⁷ Die vorliegende Arbeit liest diese Überzeugung des Konzils auch als ein Plädoyer für eine Haltung des kognitiven

⁷⁴⁶ Vgl. LUHMANN, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, 242.

⁷⁴⁷ Vgl. Gaudium et Spes 43.

Lernens, mittels derer auch Normabweichungen unter noch zu bestimmenden Bedingungen als Ressource der Korrektur von möglicherweise fehlerhaften und ausbesserungsbedürftigen Regelsystemen zu verstehen sind. Als biblischer Kronzeuge einer solchen Interpretation kann über den formalen Hinweis auf die Pluriformität des biblischen Kanons⁷⁴⁸ insbesondere Hiob gelten, dessen Einspruch und Aufbegehren gegen das Urteil Gottes die gesamte „Prozessordnung“ durcheinander wirft. Hiob widersetzt sich der ihm vorgegebenen Norm- und Deutungsstruktur, zu der ihm seine Freunde raten. In Hiobs Fall sind sie in funktionaler Hinsicht Entlastungsakteure, die eine vorgegebene Ordnung gegen Abweichungen und Änderungen verteidigen, auf diese Weise aber auch zeigen, wie der Rekurs auf eine solche Ordnung scheinbar von ethischer (Begründungs-)Verantwortung dispensiert: „Auf diese Weise wird Rationalität an Entlastung von Verantwortung gekoppelt. Rationalität ist eine Form, mit der man sich entschuldigen kann.“⁷⁴⁹

Die Verantwortung für normabweichendes Verhalten hat dabei eine bedeutende, wenn auch gelegentlich unterschlagene Geschichte innerhalb der Moralthologie. Dies gilt für die Idee von gestuften Normensystemen, die über die Möglichkeit verschiedener Abstraktionsstufen ein System schaffen, in dem sowohl Allgemeingültigkeit wie auch Ausnahmeregelung miteinander verbunden werden können, beispielhaft in der Norm-Kette „Gerecht handeln – Nicht stehlen – Duldung von Mundraub in Notsituationen“⁷⁵⁰, die die Einheit des Verschiedenen in einer Synthese denkbar macht. Bereits Thomas spricht dazu von einer Abstufung der Prinzipien, vom primären und sekundären Naturrecht.⁷⁵¹ Normen bleiben bei ihm zudem transparent auf ihren Ursprung hin und können als Oberflächenerscheinungen dann auch gegenüber diesem Ursprung verteidigt oder korrigiert werden. Damit ist ein Normverständnis grundgelegt, demzufolge Verhaltensregeln ihren Wert nicht in sich selbst tragen, sondern funktional zu verstehen sind. Die spätere Moralthologie hat unter dem Einfluss des nominalistisch-voluntaristischen Denkens dennoch häufig eine positivistische Auffassung von Normen in dem Sinne verteidigt, dass auf diese Weise die qualitativen Aspekte des abweichenden Verhaltens gegenüber quantitativen Fragen ins Hintertreffen gerieten.⁷⁵² Nach dem Beichtdekret des Konzils von Trient mussten alle

⁷⁴⁸ Bereits hier drückt sich durch die Redaktionsarbeit vielfach die Überzeugung aus, dass die Parallelität und Nähe vermeintlich gegensätzlicher Standpunkte (beispielhaft in der Briefliteratur die unterschiedlichen Auffassungen von Paulus und Jakobus zur Beziehung von Glaube und Werken) kein Ausdruck von Beliebigkeit, sondern eine beachtenswerte theologische Leistung darstellt. Vgl. dazu BETZ, Hans-Dieter: Begründet der neutestamentliche Kanon eine Kirche in Fragmenten?, in: *Concilium* 33 (1997), 322-332; vgl. ebenfalls BLANK, Josef: Einheit und Pluralität in der neutestamentlichen Ethik, in: *Concilium* 17 (1981), 814-819; vgl. ebenfalls SÖDING, Thomas: Einheit der Heiligen Schrift? Zur Theologie des biblischen Kanons (=QD 211), Freiburg i. Br.: Herder 2005.

⁷⁴⁹ LUHMANN, Niklas: *Organisation und Entscheidung*, Wiesbaden: VS-Verlag 2000, 172 f.

⁷⁵⁰ MERKS, Karl-Wilhelm: *Grundlinien einer interkulturellen Ethik. Moral zwischen Pluralismus und Universalität* (=Studien zur theologischen Ethik 132), Fribourg – Freiburg: Academic Press/Herder 2012, 157.

⁷⁵¹ Vgl. THOMAS VON AQUIN: *Summa Theologiae*, in: BUSA, Roberto (Hg.): *Sancti Thomae Aquinatis Opera Omnia*, Bd. 2, Stuttgart – Bad Cannstatt: Frommann 1980, I-II, 94-97.

⁷⁵² Vgl. auch SCHÖLLGEN, Werner: *Die soziologischen Grundlagen der Katholischen Sittenlehre*, Düsseldorf: Patmos 1953, 190 ff.

schweren Sünden nach Zahl, Art und Umständen gebeichtet werden. Karl-Wilhelm Merks nennt mit Blick auf die positive Verarbeitung des abweichendes Verhaltens demgegenüber fünf Aspekte, die die Verarbeitung abweichenden Verhaltens jenseits bloßer Verurteilung innerhalb der Moraltheologie bis heute geprägt haben⁷⁵³: Als (1) normfundierender Faktor wurde auf abweichendes Verhalten dabei zunächst im Sinne der *Consuetudo*, der Gewohnheit zurückgegriffen. Hintergrund war dabei jedoch nicht ein Zugeständnis an die normative Kraft des Faktischen, sondern die Erwägung, dass die Wirkkraft von Normen wesentlich auf die persönlichen Überzeugungen der Menschen bezogen sein muss. Verarbeitet wurde diese argumentative Linie in der Tradition des Gewohnheitsrechts in seinen Formen des Gewohnheitsrechts *secundum legem*, *praeter legem* und auch *contra legem*. Zudem wurde abweichendes Verhalten auch als (2) eigentliche Erfüllung der Normintention interpretiert: Thomas betont dazu etwa, dass eine Handlung gegen das Gesetz durchaus geboten ist für den Fall, dass durch die Buchstabentreue gegenüber der Norm die durch sie eigentlich intendierte Gerechtigkeit nicht erreicht oder sogar verletzt würde. Das Erkennen solcher Fälle fällt nach Thomas in den Aufgabenbereich der Billigkeit (*Epikie* bzw. *Aequitas*).⁷⁵⁴ Drittens kann abweichendes Verhalten auch bei der (3) Konkretisierung von Normen eine bedeutende Rolle übernehmen. Hier wird sie notwendig, wenn es um die Übersetzungsbewegung von abstrakten Normen in konkrete Situationen geht.⁷⁵⁵ Auch als (4) Differenzierung von Normen kann abweichendes Verhalten schließlich moraltheologischen Sinn entfalten; hier drückt sich die Einsicht aus, dass nicht alle Abweichungen gleich zu gewichten sind: Etwa seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kommt dies in der Lehre der *parvitas materiae* zum Ausdruck. Als Geringfügigkeit der jeweiligen Sache verdeutlicht sie, dass mit der Integration abweichenden Verhaltens zwar auf der einen Seite das Zusammenleben gefördert werden kann, aber mit ihr auch die Gefahr einhergeht, durch raffinierte Kasuistiken und Falltypen-Unterscheidungen unbegründete moralische Schlupflöcher zu ermöglichen. Dies führt schließlich (5) zur ebenfalls möglichen Interpretation von abweichendem Verhalten als Norm-Aushöhlung. Einen beispielhaften Fall stellt das *lex (mere) poenalis* dar, das Strafgesetze meint, die einen moralisch letztlich vor dem Gewissen nicht bindenden Inhalt und eine dennoch gültige Rechtsform kombinieren. Wer einem solchen Gesetz zuwider handelt, wird nicht moralisch, wohl aber rechtlich schuldig.⁷⁵⁶ Auf diese Weise wird ein struktureller Freiraum in Gewissensfragen geschaffen, der die Möglichkeit ungerechter oder zumindest defizitärer Rechtsformen systematisch berücksichtigt, gleichzeitig aber auch keine

⁷⁵³ Vgl. MERKS, Karl-Wilhelm: Grundlinien einer interkulturellen Ethik. Moral zwischen Pluralismus und Universalität (=Studien zur theologischen Ethik 132), Fribourg – Freiburg: Academic Press/Herder 2012, 170-180.

⁷⁵⁴ Vgl. THOMAS VON AQUIN: Summa Theologiae, in: BUSA, Roberto (Hg.): Sancti Thomae Aquinatis Opera Omnia, Bd. 2, Stuttgart – Bad Cannstatt: Frommann 1980, I-II 96,6; 100, 8.

⁷⁵⁵ Vgl. DEMMER, Klaus: Gottes Anspruch denken. Die Gottesfrage in der Moraltheologie, Freiburg/Br.: Herder 1995, 362-364.

⁷⁵⁶ Vgl. HÖRMANN, Karl, ZSIFKOVITS, Valentin: Menschliches Gesetz, in: HÖRMANN, Karl (Hg.): Lexikon der christlichen Moral, Innsbruck u.a.: Tyrolia 1976, 1038-1040, 1038 ff.

wirkliche Abhilfe sondern bestenfalls langfristige individuelle Schadensminderung schafft.⁷⁵⁷ Das Poenalgesetz trennt damit in einer letztlich fatale Weise zwischen Rechtssinn und Rechtsdurchsetzung bzw. zwischen Legalität und Moralität und lässt abweichendes Verhalten zu, ohne ihm eine problemindikatorische, auf Normverbesserung ausgelegte Funktion zuzugestehen.

Diese Erwägungen betonen zusammengefasst die Wichtigkeit, abweichendes Verhalten in moraltheologischen Zusammenhängen nicht abgelöst und quasi-metaphysisch zu behandeln, sondern relational zu Situationsfaktoren und Interaktionszusammenhängen zu bewerten. Gleichzeitig kommt der Ethik die Aufgabe zu, die Bedingungen zu rekapitulieren und zu beurteilen, nach denen abweichendes Verhalten, das in jedem Fall als soziales Faktum betrachtet werden muss, in einem Mal als ungewollte Abweichung, in einem anderen Fall als erwünschte Übertretung oder Veränderung sozial beurteilt wird. Damit verdeutlicht der moraltheologische Fokus auf das abweichende Verhalten noch einmal die Bedeutung der Verantwortung, die nicht nur gegenüber dem jeweils eigenen konkreten Handeln, sondern wesentlich auch gegenüber den Normen des Zusammenlebens besteht⁷⁵⁸, die in der Regel erst die Vorbedingungen des konkreten Handelns bilden. Nicht zuletzt aus diesem Grund ist die Moralthologie maßgeblich auf die Ergebnisse und auch Methoden der empirisch arbeitenden Sozialwissenschaften angewiesen. Dennoch bleibt zu beachten, dass auch die durch abweichendes Verhalten initiierten Prozesse der Normänderung den Status von Ausnahmen behalten⁷⁵⁹: Ihre Stilisierung zum Regelfall stößt an die Grenzen der Möglichkeiten sozialer Normierung und Handlungskoordination. In diesem Sinne hat die Moralthologie ein systematisches Interesse an methodisch-kontrollierten Abweichungen und Regelverletzungen, in denen sie ein hohes Entdeckungspotential für Prozesse der Regeländerung erkennt. Abweichungen haben mit anderen Worten ihre Berechtigung, sofern sie selbst zu Regeln werden können. Damit verschiebt sich zugleich der Stellenwert der Abweichung innerhalb der Ethik: Abweichungen sind nicht mehr nur als bedauernswerte Unfälle innerhalb eines ansonsten perfekten Naturzusammenhangs zu verstehen, sondern müssen systematisch eingerechnet werden, wenn Regelsysteme als prinzipiell verbesserbar gelten. Dies geschieht durch die Beobachtung und daran anschließend die theoretische Antizipation von möglichen Abweichungen im Prozess der Regeletablierung.

⁷⁵⁷ „In den Zeiten des Absolutismus und einer herrschaftsständigen Gesellschaftsordnung war die Ausbeutung der breiten Massen durch den Fiskalismus der Herrschaft, durch ewige Aushebungen zum Militär und zu Diensten, die rücksichtslose Ausnutzung von Wald-, Fischerei- und Jagdrechten so bedrückend und unerträglich, dass es den Moralisten jener Zeiten hoch anzurechnen ist, dass sie Mittel und Kniffe fanden, das Gewissen jener armen gequälten und ausgebeuteten Menschen zu erleichtern. Dieser ganze Komplex galt eben als Poenalgesetz. Es kam nur darauf an, sich nicht erwischen zu lassen, in seinem Gewissen war man frei.“ SCHÖLLGEN, Werner: Die soziologischen Grundlagen der Katholischen Sittenlehre, Düsseldorf: Patmos 1953, 259 f.

⁷⁵⁸ Vgl. KORFF, Wilhelm: Wie kann der Mensch glücken? Perspektiven der Ethik, München: Pieper 1985, 95 ff.

⁷⁵⁹ Vgl. OKRUCH, Stefan: Innovation und Diffusion von Normen. Grundlagen und Elemente einer evolutorischen Theorie des Institutionenwandels (=Volkswirtschaftliche Schriften 491), Berlin: Duncker & Humblot 1999, 156-158.

V.4 Kontingenzeröffnung: Umweltoffenheit und operative Geschlossenheit⁷⁶⁰

Man kann sagen, dass eine Kommunikation immer dann religiös ist, wenn sie Immanenz unter dem Gesichtspunkt der Transzendenz betrachtet.

(Niklas Luhmann: Die Religion der Gesellschaft, 2000, 77.)

Das Verständnis von Normalität als Anwendung der moralischen Leitunterscheidung auf sich selbst ist den vorhergehenden Kapiteln auch mit einer kontingenzeröffnenden Funktion in Verbindung gebracht worden. Über die Schaffung interner Relationierungen bietet diese Form des *re-entries* eine Möglichkeit, die Präferenzstruktur der Moral sichtbar zu machen. Gleichzeitig garantiert die Anwendung einer Unterscheidung auf sich selbst die Beibehaltung der kommunikativen Autopoiesis, und mehr noch: Die auf diese Weise gewährte operative Geschlossenheit bildet so erst die Voraussetzung für Umweltoffenheit. Die (Selbst-)Beobachtung zweiter Ordnung, die auf diese Weise in die systemeigene Kommunikation hinein verlegt wird, macht damit etwas sichtbar, was dem Beobachter erster Ordnung, der allein mit der einfachen Struktur des moralischen Codes operiert, strukturell unsichtbar bleiben muss. Normalität müsste auf diese Weise also auch die Kontingenz, die Nicht-Notwendigkeit des Moralcodes thematisieren können und auf diese Weise kontingenzeröffnend hinsichtlich der moralischen Leitunterscheidung von ‚gut‘ und ‚schlecht‘ wirken. Als spezifisch moderne Semantik entspricht Normalität auf diese Weise der neuzeitlichen Errungenschaft, dass bestehendes Recht und Gerechtigkeit einander gegenübergestellt werden können und ersteres als änderbar interpretiert wird.⁷⁶¹ Die Hereinnahme von Kontingenz in die Moralstruktur muss somit als ein entscheidender und moderner Entwicklungsschritt der theologischen Ethik aufgefasst werden, deren Aufgabe dann auch im Sichtbarmachen der „Kontingenzstruktur der Schöpfung“⁷⁶² bestehen muss.

Dennoch steht die Vorstellung von Kontingenzeröffnung als theologischer Aufgabe in einem Spannungsverhältnis zur traditionellen Annahme, die Anstrengungen der Ethik wie der Theologie und Religion ließen sich unter dem Stichwort der Kontingenzbewältigung subsumieren. Um diese gegensätzlichen Positionen einordnen und abwägen zu können, ist zunächst ein vertieftes Verständnis des Kontingenz-Begriffs notwendig. Als kontingent gelten Widerfahrnisse, ange-

⁷⁶⁰ In dieses Kapitel sind Ergebnisse meiner 2010 der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum vorgelegten Master-Arbeit „Die hermeneutische Kompetenz der theologischen Ethik aus systemtheoretischer Perspektive“ eingegangen.

⁷⁶¹ Vgl. BREITSAMETER, Christof: Nur Zehn Worte. Moral und Gesellschaft des Dekalogs, Fribourg – Freiburg: Academic Press/Herder 2012, 57.

⁷⁶² HEJL, Peter M.: Selbstorganisation und Emergenz in sozialen Systemen, in: KROHN, Wolfgang, KÜPPERS, Günter (Hgg.): Emergenz: Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992, 269-292, 275.

nehme und schreckliche gleichermaßen, die in das Leben einbrechen, aber ebenso auch die in der Moderne gestiegene Erfahrung der eigenen Entscheidungsfreiheit.⁷⁶³ Kontingenz meint die immer auch Andersmöglichkeit der Wirklichkeit, die Nicht-Notwendigkeit, die aber keine Beliebigkeit meint. Auf diese Weise generiert sie eine Perspektive, die nicht mehr nach einem Ziel der Geschichte fragt, sondern vielmehr darauf ausgerichtet ist, historische Möglichkeiten vor ihrer Realisierung zu betrachten und auf diese Weise das nicht-notwendige Geworden-Sein alles Faktischen ins Bewusstsein zu rufen.⁷⁶⁴ Unter den Prämissen der Systemtheorie verdeutlicht Kontingenz zunächst die Einsicht, dass Dinge unter den jeweils gegebenen Umständen immer auch anders möglich sein können. Ein Beobachter von Systemen wird insbesondere im Vergleich mit anderen Systemen entdecken, dass auf ein Bezugsproblem mehrere äquivalente Antworten denkbar sind. Dinge erscheinen nun für das jeweilige System notwendig, doch nicht bestimmt, und in diesem Sinne kontingent. Besonders mit der Umstellung auf funktionale Differenzierung werden vormals routiniert handhabbare Orientierungsstrukturen extrem belastet und unter Plausibilitätsdruck versetzt. Dass mithin alle Routinen nun in das Licht anderer Möglichkeiten gerückt und auf diese Weise kontingent gesetzt werden, bringt den Begriff der Kontingenz sozialhistorisch in eine enge Verbindung mit dem Prozess der Orientierungsdestruktion und Komplexitätszunahme.⁷⁶⁵ Diese Vorstellung gesteigener Kontingenz darf dennoch nicht in dem Sinne missverstanden werden, dass mit ihr eine ontologische Tatsache beschrieben sei; vielmehr geht es dabei um ein Reflexionsprodukt, um die „Spannung von Wirklichkeit und Möglichkeit, die im Sozialen erschlossen und modifiziert, wenn nicht allererst dort produziert wird.“⁷⁶⁶ Die Ausgangslage der Kontingenz erscheint nun selber als wesentliche Voraussetzung für die Strukturbildung in Systemen, denn die prinzipiell bestehenden Unsicherheiten müssen innerhalb der Systembildung durch Eigenselektion geschlossen werden. Systembildung erscheint unter diesem Blickwinkel immer auch als Kontingenzbewältigung. Im Sinne einer funktionalen Analyse, wie sie die Systemtheorie nahelegt, muss also nicht nur das, was gesagt und thematisiert wird, sondern auch das, was dadurch ausgeschlossen bleibt, von Belang sein.⁷⁶⁷ Innerhalb der theologischen wie auch religionssoziologischen Debatten erfährt der Kontingenzbegriff zunehmende Beachtung, scheint es mit seiner Hilfe

⁷⁶³ Vgl. JOAS, Hans: Braucht der Mensch Religion? Über Erfahrungen der Selbsttranszendenz, Freiburg: Herder 2004, 45 f.

⁷⁶⁴ Vgl. KRAUSE, Boris: Religion und die Vielfalt der Moderne. Erkundungen im Zeichen neuer Sichtbarkeit von Kontingenz, Paderborn: Schöningh 2012, 181.

⁷⁶⁵ Vgl. FUCHS, Peter: Die Erreichbarkeit der Gesellschaft. Zur Konstruktion und Imagination gesellschaftlicher Einheit, Frankfurt/M: Suhrkamp 1992, 18 f. Zur Verbindung von Kontingenz und Moderne vgl. BLUMENBERG, Hans: Art. Kontingenz, in: GALLING, Kurt (Hg.): Die Religion in Geschichte und Gegenwart, 6. Bde., 3. Aufl., Bd. 3, Tübingen: Mohr Siebeck 1959, 1793 f.

⁷⁶⁶ MAKROPOULOS, Michael: Historische Kontingenz und soziale Orientierung, in: BUBNER, Rüdiger, MESCH, Walter (Hgg.): Die Weltgeschichte – das Weltgericht?, Stuttgart: Klett-Cotta 2001, 75-89, 75.

⁷⁶⁷ Vgl. VOGD, Werner: Systemtheorie und rekonstruktive Sozialforschung. Eine empirische Versöhnung unterschiedlicher theoretischer Perspektiven, Opladen: Budrich-Verlag 2005, 57.

schließlich möglich zu sein, Religion nun funktionsspezifisch analysieren und verstehen zu können. In seiner Verfasstheit stellt er damit kein empirisches Ergebnis dar, sondern ein Konstrukt, das den Ort der Religion in der Bewältigung von Gefahrenzonen menschlichen Lebens zu verorten sucht. In die religionsphilosophische Diskussion wurde der Begriff der Kontingenz dabei vor allem durch Ernst Troeltsch, Hermann Lübbe und Niklas Luhmann eingebracht. Dabei sind mit dem Begriff zunächst rein erkenntnistheoretische und logische Fragestellungen verknüpft, die das Verständnis von Zufall und Notwendigkeit betreffen. Im Mittelalter etwa war die zentrale Frage die nach dem mit Notwendigkeit oder aus Zufall geschaffenen Kosmos. Für die Philosophie des Mittelalters betraf die mit dem Begriff der Kontingenz angeschnittene Problematik das Wesen der Religiosität. Religiöses Leben galt in diesem Sinne synonym zum Bemühen um Erkenntnis. Der gegenwärtig geläufige Dualismus von Religion und Wissenschaft war für Thomas von Aquin oder Nikolaus von Kues nicht antagonistisch zu verstehen, das Leben von Religiosität ging Hand in Hand mit dem Bemühen um wahre Erkenntnis. „Religiosität“, so Ammermann, „war eine Erkenntnistheorie“⁷⁶⁸. Der Terminus Kontingenz wird dann in Annäherung an die hier vorliegende Fragestellung aufgegriffen und weiterentwickelt von Ernst Troeltsch. Troeltsch bezieht den Begriff auf die Möglichkeit antirationalistischen Denkens innerhalb der theologischen Wissenschaft selbst.⁷⁶⁹ Mit Troeltsch verlässt der Kontingenz-Begriff den philosophischen Diskurs und hält Einzug in soziologische Betrachtungsweisen. Kontingenz drückt dann den Standpunkt aus, dass Gegebenheiten nicht als kausal determiniert, sondern als individuelle Gegebenheiten verstanden werden müssen. Nicht nur soziologische Sachverhalte, sondern das Universum selbst war für Troeltsch eine individuelle Gegebenheit, die nicht auf reduktionistische Erklärungen zu verkürzen sei. Hermann Lübbe bestimmt daran anschließend Religion als Lebenspraxis angesichts des Unverfügbaren und spricht von "Kontingenzbewältigungspraxis"⁷⁷⁰, die er äquivalent zu einer "Kultur des Verhaltens zum Unverfügbaren"⁷⁷¹ bestimmt. Demnach sei das, was im Be-

⁷⁶⁸AMMERMANN, Norbert: Religiosität und Kontingenzbewältigung. Empirische und konstrukttheoretische Umsetzungen für Religionspädagogik und Seelsorge (=Empirische Theologie 6), Berlin – Münster: LIT-Verlag 2000, 191 f. Die religiös-erkenntnistheoretische Bestimmung der Kontingenz findet sich vor allem auch bei Karl Rahner, der deutliche Kritik am kontingenz-beseitigenden Offenbarungs-Positivismus formuliert: „Die göttliche Offenbarung [...] ist nicht Entschleierung eines bisher Verborgenen und dann durch solche Enthüllung nach Art weltlicher Erkenntnis Gewussten, sondern Radikalisierung der wachsenden Nähe des ‚deus absconditus‘ als des bleibenden Geheimnisses. [...] Offenbarung ist also gerade keine durch Gott selbst gewählte gnostische Überwindung des Geheimnisses [...], sondern Geschichte der immer radikaleren Erkenntnis Gottes als des Geheimnisses.“ RAHNER, Karl: Über die Verborgenen Gottes, in: Ders.: Schriften zur Theologie Bd. 12, Zürich – Einsiedeln – Köln: Benziger 1975, 285-305, 298 f. Vgl. dazu auch die von SCHAEFFLER, Richard: Philosophische Einübung in die Theologie, Bd. 1, Freiburg: Alber 2004, bes. 107, wieder in den theologischen Diskurs eingebrachte Lehre von der *veritas semper maior*: „Jedes Objekt und jeder Sachverhalt, auf den sich menschliche Erkenntnis (nicht nur) in der Theologie bezieht, bringt „inmitten unseres Wissens von ihm, seine Überlegenheit über dieses unser Wissen zur Geltung.“

⁷⁶⁹ Vgl. TROELTSCH, Ernst: Die Bedeutung des Begriffs Kontingenz, in: Ders.: Gesammelte Schriften, 2. Bd., Tübingen: Mohr Siebeck 1913, 769-778.

⁷⁷⁰ LÜBBE, Hermann: Religion nach der Aufklärung, Graz: Styria 1986, 149.

⁷⁷¹ Ebd.

kenntnis des Glaubens menschlicher Kreatürlichkeit geschehe, Annahme der Kontingenz.⁷⁷² Lübbe gestaltet den Begriff der Kontingenz dabei als Äquivalent zum Begriff des Zufalls, dessen wesentliche Merkmale er darin sieht, dass aus den allgemeinen Gesetzen zur Wahrscheinlichkeit der Einzelfall als Zufall nicht ableitbar ist, unverfügbar bleibt und somit kontingent ist. Im Umgang mit dem Zufall scheint für Lübbe dabei die Tendenz augenfällig, ihn in Sinn zu transformieren – genauer: Kontingenzbewältigung geschieht durch Transformation in Handlungssinn.⁷⁷³ Allerdings muss Lübbe zugeben, dass diese Bestimmung von Kontingenzbewältigung mit Religion zunächst nicht unmittelbar zu verbinden ist. Damit nimmt er die Kritik Odo Marquards⁷⁷⁴ auf, auf die hin er die positive Bedeutung von Religion formuliert: Er bestimmt den lebenspraktischen Ort der Religion demnach dort, wo es „sinnlos wäre, im Bemühen, Kontingenz in Sinn zu transformieren, auf unsere mannigfachen Vermögen, Wirklichkeiten handelnd zu verändern, zu rekurrenieren“⁷⁷⁵. Kurz: In religiöser Lebenspraxis verhält sich der Mensch zu derjenigen Kontingenz, die sich der Transformation in Handlungssinn widersetzt.⁷⁷⁶

Der Dualismus von Kontingenz und bestimmbarem Sinn nimmt auch die Postmoderne in ihrer Weiterführung der Begriffsbestimmung von Kontingenz auf; sie nimmt eine Haltung der Kritik gegenüber der Moderne ein und weist darauf hin, dass das Vertrauen auf das Fortschreiten der Vernunft gebrochen sei und gegenüber dem in der Moderne vorherrschenden Fortschrittsglauben grundlegend Zweifel angebracht seien. Im Hinblick auf die Bestimmung von Kontingenz sehen die postmodernen Theoretiker das gemeinsame Bezugsproblem darin begründet, dass sie der Moderne vorwerfen, Kontingenz exkludiert und zu bannen versucht zu haben. Die typisch moderne Sicht fokussiere demnach, wie Zygmunt Bauman argumentiert, auf die "Beseitigung der Ambivalenz und Kontingenz"⁷⁷⁷, mit anderen Worten also auf Planbarkeit und Berechenbarkeit: "Wenn die Moderne es mit der Erzeugung von Ordnung zu tun hat, dann ist die Ambivalenz der Abfall der Moderne"⁷⁷⁸. Das „Andere“ der modernen Vernunft sei demnach die Polysemie, Dissonanz und Kontingenz.

Sollen diese Gedanken in einen Zusammenhang zur theologischen Ethik gebracht werden, muss zunächst deutlich sein, dass diese sich in erster Linie als eine Disziplin der Theologie versteht. Als

⁷⁷² Vgl. BÖCKLE, Franz: *Einheit der Kirche, Einheit der Menschheit. Perspektiven aus Theologie, Ethik und Völkerrecht*, Freiburg: Herder 1978, 85.

⁷⁷³ Vgl. LÜBBE, Hermann: *Religion nach der Aufklärung*, Graz: Styria 1986, 153.

⁷⁷⁴ Vgl. MARQUARD, Odo: *Religion und Skepsis*, in: KOSLOWSKI, Peter (Hg.): *Die religiöse Dimension der Gesellschaft. Religion und ihre Theorien*, Tübingen 1985, 42-47, hier: 43.

⁷⁷⁵ LÜBBE, Hermann: *Religion nach der Aufklärung*, Graz: Styria 1986, 154.

⁷⁷⁶ Vgl. AMMERMAN, Norbert: *Religiosität und Kontingenzbewältigung. Empirische und konstrukttheoretische Umsetzungen für Religionspädagogik und Seelsorge (=Empirische Theologie 6)*, Berlin – Münster: LIT-Verlag 2000, 191 f.

⁷⁷⁷ BAUMAN, Zygmunt: *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*, Hamburg: Hamburger-Edition 2005, 30.

⁷⁷⁸ Ebd.

Reflexionsebene von Religion muss hier also auch der zu Anfang angeführten These begegnet werden, die die Aufgabe der Religion primär in der Bewältigung von Kontingenzen verortet sieht. Die vorangegangenen Überlegungen legen den Schluss nahe, diese Zielzuschreibung zu korrigieren und der Theologie im Allgemeinen bzw. der theologischen Ethik im Speziellen vielmehr die Aufgabe der Kontingenzeröffnung zu zuordnen. Diese Funktion soll anhand von zwei theologischen Positionen verdeutlicht werden.

Hier sind zunächst Nikolaus von Kues' Denkversuche über Gott⁷⁷⁹ zu nennen, die in der Eröffnung der Kontingenzen allen menschlichen Wissens über Gott und die Dinge inhaltlich kulminieren. Er kommt zu diesem Schluss, indem er zunächst Gott als den 'Zusammenfall des Entgegengesetzten' (*coincidentia oppositorum*) bestimmt; zu dieser Einsicht verhilft dem Menschen die Vernunft als eine Fähigkeit, die Nikolaus deutlich vom reinen Verstand abgrenzt: Indem die Vernunft den Verstand, der Gegensätze lediglich getrennt zu denken vermag, negiert, gelangt sie zum Begriff der Unendlichkeit und der unendlichen Einheit, in der die Gegensätze in eins zusammenfallen. Diese Vorstellung der zusammenfallenden Gegensätze bleibt für den bloßen Verstand ein Paradoxon. In diesem Sinne bestimmt Nikolaus Gott als dasjenige, was das Größte ebenso wie das Kleinste ist, Wirklichkeit ebenso wie Möglichkeit, das eine wie das andere. Er bezeichnet Gott daher als das *non-aliud*: Er ist das Nicht-andere.⁷⁸⁰ Was damit bleibt, ist das Nichtwissen von Gott: All das, was als Wissen fassbar ist, ist demnach nicht Gott. Da Gott aber als der Unsagbare zugleich der Inbegriff alles Endlichen ist, bleibt auch all unser Wissen über das Endliche lediglich Mutmaßung. Für die Theologie eröffnet sich so die Kontingenzen allen Wissens, aller Scheinsicherheiten, die Kontingenzen menschlicher Existenz schlechthin.⁷⁸¹

Auch Karl Rahner schreibt in einer Meditation über das Wort 'Gott', dass dieses "Wort uns anblicke wie ein erblindetes Antlitz: Es sagt nichts über das Gemeinte"⁷⁸². Dieses Nichtsagen ist dabei der zentrale Punkt, so spiegelt die jetzige Gestalt des Wortes genau das wider, was mit dem Wort gemeint ist: den Unsagbaren, Namenlosen, Schweigenden. So ist das Wort als ‚blinde‘ Phrase doch gerade eine angemessene Trope, um eine adäquate Rede von Gott einzuleiten; die nahezu dekonstruktivistische Lesart, die Rahner hier anführt, bringt das Auseinanderdriften von Signifikat und Signifikant anhand des Gottesbegriffs auf den Punkt. Insofern, so merkt er an, kann man nicht mit der Religion 'rechnen', und derjenige, der "Gott [...] in das Kalkül seines Lebens einsetzt

⁷⁷⁹ Vgl. einführend hierzu: BOLBERITZ, Paul: Philosophischer Gottesbegriff bei Nikolaus Cusanus (=Erfurter Theologische Studien 17), Leipzig: St. Benno 1989.

⁷⁸⁰ Vgl. NIKOLAUS VON KUES: Vom Nichtanderen (*De non aliud*), dt. und mit einer Einführung und Anmerkungen versehen von WILPERT, Paul, Hamburg: Meiner 1962, 18.

⁷⁸¹ Vgl. ROMBACH, Heinrich: Substanz, System, Struktur, 2. Bd., Freiburg: Alber 1965, hier: Bd. 1, 151-172.

⁷⁸² RAHNER, Karl: Meditation über das Wort 'Gott', in: SCHULTZ, Hans-Jürgen (Hg.): Wer ist das eigentlich - Gott?, 2. Aufl., München: Kösel 1969, 13-21, 15.

als den Posten, der alle Rechnungen aufgehen lässt"⁷⁸³, wird, so Rahner, ausrutschen. Eine reflektierte theologische Position, die diesen Gedanken konsequent zu Ende denkt, kommt nicht darum herum anzunehmen, dass "des Menschen Grund der Abgrund ist: Dass Gott wesentlich der Unbegreifliche ist; dass seine Unbegreiflichkeit wächst und nicht abnimmt, je richtiger Gott verstanden wird"⁷⁸⁴. Theologisch werden damit etwaige Scheinsicherheiten durchkreuzt und die Kontingenz der Existenz überhaupt eröffnet. Die Theologie befindet sich damit in dem Dilemma, auf der einen Seite von Gott reden zu müssen, aber doch in letzter Konsequenz nicht angemessen reden zu können; die letzte Transzendenz bleibt eine Leerstelle mit dem Gottesbegriff als Platzhalter, gerade durch das Wort 'Gott' wird dieser Abgrund, d. h. die Kontingenz, freigehalten und ist nicht etwa mit etwas Immanentem auszufüllen. Wird dennoch eine solche Kontingenzer-schließung vorgenommen, ist es Aufgabe der theologischen Ethik bzw. der Theologie, dies als Ersatztheologie zu kritisieren; insbesondere die theologische Ethik operiert somit als wissenschaftliche Eröffnung der Kontingenz binärer Codierungen, die immer auch anders sein können und nicht absolut gesetzt werden dürfen. Das Geschäft der wissenschaftlichen Ethik besteht demzufolge darin, den geschlossenen Moralkosmos zu öffnen, seine Normen auf ihre Triftigkeit zu hinterfragen, die hermeneutischen Grenzen sichtbar zu machen, kurz: Genau jene im Alltagsleben geschlossenen Kontingenzen wieder zu eröffnen.⁷⁸⁵ Der theologisch-ethische Blick öffnet damit gewissermaßen ein Fenster zur Transzendenz. Nun kann man aber durch dieses Fenster nicht einfach auf das Transzendente als ein gegenständlich Erkennbares blicken, vielmehr zeigt sich das Transzendente als ein unsagbares Geheimnis.⁷⁸⁶ Weil Gott nur noch im Fragen zu begreifen ist, dieser transzendente Gott aber die tiefste Wirklichkeit des Immanenten ist, eröffnet sich die Geheimnishaftigkeit auch des Immanenten. Auf diese Weise bricht der Blick durch das religiöse Fenster die pragmatischen Selbstverständlichkeiten auf, er zeigt, dass es zur Aufgabe der Theologie bzw. der theologischen Ethik gehört, Kontingenzen und damit auch Sinn offenzuhalten, ohne das vermeintlich Sinnlose zwanghaft in konstruierten Sinn umdeuten zu müssen.⁷⁸⁷ Schramm bezeichnet die Funktion der Religion bzw. konkreter der theologischen Ethik in diesem Sinne als kontingenzeröffnende Heuristik, die totalitäre, ersatztheologische Modelle kritisiert.⁷⁸⁸

⁷⁸³ RAHNER, Karl: Die menschliche Sinnfrage vor dem absoluten Geheimnis Gottes, in: Ders.: Schriften zur Theologie, Bd. 14, Zürich – Einsiedeln – Köln: Benziger 1976, 111-128, 115.

⁷⁸⁴ RAHNER, Karl: Frömmigkeit früher und heute, in: Ders.: Schriften zur Theologie, Bd. 7, Zürich – Einsiedeln – Köln: Benziger 1966, 11-31, 22 f.

⁷⁸⁵ Vgl. SCHRAMM, Michael: Kontingenzeröffnung und Kontingenzmanagement - Christliche Sozialethik als theologische Systemethik, in: Jahrbuch für christliche Sozialwissenschaften 43 (2002), 85-125, 100-115.

⁷⁸⁶ Vgl. HÖHN, Hans-Joachim: Gott - nicht mehr der "gute alte Bekannte", in: RÖSER, Josef (Hg.): Mehr Himmel wagen. Spurensuche in Gesellschaft, Kultur, Kirche, Freiburg: Herder 1999, 156-160, 158.

⁷⁸⁷ Vgl. RUSTER, Thomas: Die religiöse Sinnfrage in der modernen Gesellschaft, in: Ders., HOEPS, Reinhard (Hgg.): Mit dem Rücken zur Transzendentaltheologie. Theologische Passagen. Zum 65. Geburtstag von Hans Jorissen (= Bonner dogmatische Studien 10), Würzburg: Echter-Verlag 1997, 163-187, 167 ff.

⁷⁸⁸ Vgl. SCHRAMM, Michael: Religion und moderne Gesellschaft. Kontingenzeröffnung als soziale Funktion der Kirche, in: NOTHELLE-WILDFEUER, Ursula, GLATZEL, Norbert (Hgg.): Christliche Sozialethik im Dialog. Zur

Die zunehmende „Kontingenzbereitschaft“⁷⁸⁹ der Theologie erklärt sich möglicherweise aus ihrer systemtheoretischen Rekonstruktion. Für die Systemtheorie besteht Religion in der Institutionalisierung des zweiwertigen Schemas, das es in Form der Unterscheidung von Immanenz und Transzendenz (bzw. im Anschluss daran: von diesseitiger und jenseitiger Existenz, von irdischer Zeit und Ewigkeit) erlaubt, prinzipiell alle Weltsachverhalte unter dem Gesichtspunkt der Transzendenz zu beobachten. Luhmann spricht auch von der Differenz von ‚beobachtbar‘ und ‚unbeobachtbar‘, wobei auch hier ein *re-entry* der Unterscheidung auf Seiten des Beobachtbaren die spezifische Perspektive der Religion ausmacht. Sobald dann angenommen wird, dass Gott sich von allem unterscheidet, weil er selbst alles beobachtet, kann er nicht mehr in oder an der Welt beobachtet werden. Die von aller Immanenz abstandnehmende Beobachtung Gottes lässt als Beobachtung zweiter Ordnung alles, was ansonsten als naturhaft oder notwendig angesehen wurde, kontingent erscheinen.⁷⁹⁰ Die Theologie übernimmt in methodischer Hinsicht diese Form der Beobachtung zweiter Ordnung und damit ein Sinnschema, das jede (moralische) Ordnung als immanenten Weltzusammenhang und damit als kontingent auffasst.⁷⁹¹ Auf diese Weise geht die Theologie mit einem deutlichen Vorlauf an funktionaler Differenzierung, d. h. an der Möglichkeit, die Umwelt als prinzipiell kontingent wahrzunehmen, in die Neuzeit hinein.⁷⁹² Die für die funktionale Differenzierung wesentliche – und an der „Beobachtung Gottes“ geschulte – Struktur der Beobachtung zweiter Ordnung, die die Theologie in einer Art Probelauf vollzieht, wird in der Moderne dann auch von den anderen Funktionssystemen übernommen.⁷⁹³ Förderlich für die Selbstdistanzierung der Religion von den sie umgebenden Gesellschaften mögen dabei traditionsbegründende Aspekte wie die prophetische Kritik der Königsherrschaft ebenso wie weltabgewandte, asketisch-religiöse Lebensformen gewesen sein.⁷⁹⁴ Sie fanden ihren Niederschlag auch in den Widerstandspotentialen religiöser Bekenntnistreue etwa gegenüber politisch-totalitären Regimen.⁷⁹⁵

Zukunftsfähigkeit von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft. Festschrift zum 65. Geburtstag von Lothar Roos, Bonn: Vektor-Verlag 2000, 153-165, 161 f.

⁷⁸⁹ BOLZ, Norbert: Ratten im Labyrinth. Niklas Luhmann und die Grenzen der Aufklärung, München: Fink 2012, 22.

⁷⁹⁰ Vgl. LUHMANN, Niklas: Die Religion der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000, 32, 163, 311.

⁷⁹¹ Vgl. SCHNEIDER, Wolfgang Ludwig: Religion und funktionale Differenzierung, in: SCHWINN, Thomas, GREVE, Jens, KRONEBERG Clemens (Hgg.): Soziale Differenzierung. Handlungstheoretische Zugänge in der Diskussion, Wiesbaden: VS-Verlag 2011, 182-210, 182 ff.

⁷⁹² Vgl. BREITSAMETER, Christof: Nur Zehn Worte. Moral und Gesellschaft des Dekalogs, Fribourg – Freiburg: Academic Press/Herder 2012, 36.

⁷⁹³ Vgl. RUSTER, Thomas: Distanzierte Beobachtung. Niklas Luhmanns „Religion der Gesellschaft“, in: Herder Korrespondenz 55, 2 (2001), 90-96, 92. Beispielhaft sei hier auch Luhmanns Versuch genannt, in der Auferstehung Jesu ein Interpretament jener Erfahrung zu sehen, dass die Möglichkeit im Scheitern nicht untergeht, sondern erhalten bleibt. Möglichkeit und Scheitern stellen dann nur noch auf der Ebene der Beobachtung erster Ordnung einen Gegensatz dar.

⁷⁹⁴ Vgl. LUHMANN, Niklas: Die Religion der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000, 325.

⁷⁹⁵ Vgl. LÜBBE, Hermann: Modernisierungsgewinner. Religion, Geschichtssinn, Direkte Demokratie und Moral, München: Fink 2004, 52.

Betrachten wir moralische Kommunikation, in unserem Fall den semantischen Hinweis auf Normalität, als eine Form des Kontingenzaufweises, verbindet sich damit (I) zu allererst die Einsicht, dass alle sozial-historisch verfestigten Formen von Normativität als potentiell kontingent einzustufen und so auch den Ort der Legitimation jener Normen nicht mehr in ebenfalls kontingenten Gesellschaftsstrukturen zu suchen ist. Zudem (II) drängt die strukturelle Ähnlichkeit zur kontingenzeröffnenden Funktion der Religion zu einer Verhältnisbestimmung von Religion und (theologischer) Ethik. Die Berücksichtigung der Kontingenz in beiden Feldern kann dann einerseits deutlich machen, dass auch religiös motiviertes Handeln durch eine z. B. rein philosophische Ethik kritisierbar bleiben muss, um sich gegen vorschnelle Eindeutigkeitssuggestionen abzusichern. Die Kontingenz im Raum der theologischen Ethik kann außerdem vor der Identifizierung des Glaubens mit der Ethik bewahren, die insofern von dieser Einschränkungen zu profitieren vermag, als sie nicht als letzter Bezugspunkt menschlicher Sinnsuche einzustehen hat.⁷⁹⁶ (III) Wir haben festgestellt, dass Religion wie kontingenzeröffnende Ethik jegliche Immanenz zu deren permanenter Transzendierung anleitet. Trotzdem ist es wichtig zu sehen, dass die Ethik immer zugleich auch auf das genaue Gegenteil dessen verweist, was sie faktisch vollzieht: Ihr eigener Kommunikationscode, der kontingent hinsichtlich der übrigen Funktionscodes wie auch hinsichtlich jeweiligen Präferenzstruktur ist, suggeriert stets das genaue Gegenteil dieser Kontingenz, zumal von deren kommunikativer Überwindung sein eigener Fortbestand abhängt. Die Überlegungen zur Evolutionstheorie (moralischer) Semantik haben gezeigt, dass ‚normal‘ gerade das ist, was aus evolutionärer Perspektive das Gegenteil, nämlich höchst unwahrscheinlich ist. Indem es der Moral gelingt, Beliebigkeit zu eliminieren (oder besser: zu invisibilisieren), verweist sie im Eigentlichen darauf, dass sich weder Beliebigkeit noch metaphysisch-fixierte Eindeutigkeit im sozialen Gefüge der Moderne wirklich herstellen lassen. Ebenso wie Religion⁷⁹⁷ leistet auch Ethik Paradoxie-Entfaltung, indem sie fast trotzig an ihrer eigenen Unmöglichkeit (im Sinne der Eindeutigkeit ihres Sinnschemas) festhält. So schafft sie unter anderem mittels der Semantik der Normalität einen Bereich, in dem (moralische) Uneindeutigkeit nicht sofort wegrationalisiert und ausgeschlossen wird.⁷⁹⁸ Der Vergleich von Funktion und Semantik der Moral fördert dann ein

⁷⁹⁶ Vgl. MIETH, Dietmar: Wissenschaft, Religion und Kontingenz, in: GAZIAUX, Eric (Hg.): Philosophie et théologie (Festschrift für Emilio Brito), Leuven: Univ. Press 2007, 395-412, 399.

⁷⁹⁷ Vgl. RUSTER, Thomas: Distanzierte Beobachtung. Niklas Luhmanns „Religion der Gesellschaft“, in: Herder Korrespondenz 55, 2 (2001), 90-96, 91.

⁷⁹⁸ Vgl. dazu LUHMANN, Niklas: Die Religion der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000, 163: „Sobald man annimmt, dass Gott alles beobachtet und er sich deshalb von allem unterscheidet, kann er nicht in oder auch an der Welt beobachtet werden; an Weltlichem kann man nicht unterscheiden, ob Gott existiert oder nicht. [...] Mit der Frage nach Möglichkeiten der Beobachtung zweiter Ordnung stoßen wir auf Lösungen, die einerseits privilegierte Stellungen in Anspruch nehmen und andererseits ihre eigene Unvollkommenheit reflektieren.“ Vgl. auch NASSEHI, Armin: „Das ist keine Frau, das ist ein Bild“. Paradoxien der Gestaltung, in: Ders.: Gesellschaft verstehen. Soziologische Exkursionen, Hamburg: Murmann-Verlag 2011, 84-105, 95: „Indem der theologisch Rasonierende sich selbst als Geschöpf jenes Horizonts ausweist, den er zu beschreiben trachtet, stößt er auf die Paradoxie, dass er letztlich über seine eigene Voraussetzung verfügen können müsste. Insofern lebt Religion davon, den Gegenstand ihrer

entsprechend paradoxes Ergebnis zu Tage: Die Funktion der moralischen Kommunikation besteht, wie auch die Funktion anderer sozialer Systeme, darin, Komplexität handhabbar und die Welt beobachtbar zu machen. Damit verbindet sich für die Moral die Einsicht, dass alle Ordnung ebenso kontingent (aufgrund der unterschiedlichen, nicht mehr hierarchisch zu ordnenden Codes) wie gleichzeitig strukturell notwendig ist. Die Einsicht in diesen Strukturzusammenhang reflektiert die Moral auf der Ebene ihrer Selbstbeschreibungsformen, die dann nicht umhin kommen, unter Beibehaltung des Moralcodes auf dessen Kontingenz hinzuweisen.

V.5 Individualisierung von Religiösität – und von Moral?

Je vollständiger man ein Individuum lieben oder bilden kann,
je mehr Harmonie findet man in der Welt:
je mehr man von der Organisation des Universums versteht,
je reicher, unendlicher und weltähnlicher wird uns jeder Gegenstand.

(Friedrich Schlegel: Über die Philosophie, in: Ders.: Werke, Bd. 2, Schöningh: Paderborn 1988, 176.)

Die Erscheinung ist vom Betrachter nicht losgelöst,
vielmehr in die Individualität desselben verschlungen und verwickelt.

(Johann Wolfgang von Goethe: Maximen und Reflexionen, in: Ders.: Werke, Bd. 12, 9. Aufl., München:dtv 1981, 435.)

Abschließend soll die Bedeutung der Normalitätssemantik für die theologische Ethik mittels der These von der Individualisierung der Religiösität verdeutlicht werden. Moderne Religion ist in zunehmendem Maße über eine Religiösität und deren Semantiken vermittelt, die in Form biografischer Größen wie etwa Lebensstilen, Szenen oder Milieus deutbar sind.⁷⁹⁹ Insofern korrelieren hier die schwindende (kirchliche) Institutionalisierung des Religiösen und der Aufschwung individueller Religiösität: Der Individualisierungsthese kommt im aktuellen Diskurs daher neben der Säkularisierungsthese⁸⁰⁰ die wohl gewichtigste Prominenz zu.⁸⁰¹ Das Verschwinden von

Glaubensgewissheit im Ungewissen zu halten und entfaltet die Paradoxie damit, Gewissheit im Medium des Ungewissen und Sicherheit im Medien des Unsicheren zu formulieren.“

⁷⁹⁹ Vgl. SELLMANN, Matthias: Religion und soziale Ordnung. Gesellschaftstheoretische Analysen, New York – Frankfurt/M.: Campus 2007, 23 f.

⁸⁰⁰ Dass auch diese als Semantik und weniger als direktes Abbild zu verstehen ist, verdeutlicht LUHMANN, Niklas: Die Religion der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000, 282 ff.: „Mit dem Begriff der Säkularisierung kann

Religiösität ist damit ebenfalls nur vordergründig zu konstatieren, sinnvoller erscheint die Rede von einem Wandel von Religiösität hin zu individuellen Formen. Thomas Luckmanns Theorie der „unsichtbaren Religion“ verfolgt diesen Ansatzpunkt und erlaubt es, Religiösität jenseits einer reinen Bestimmung von Kirchlichkeit zu erfassen.⁸⁰² Selbst noch unabhängig vom dezidiert ethischen Kontext füllt der Rekurs auf Normalität vor diesem Hintergrund eine so entstehende semantische Funktionsstelle aus, die der zunehmenden Individualisierung Rechnung trägt und ein Orientierungsschema unter Berücksichtigung der übrigen Individuen ermöglicht. Das moralische Schema setzt so gerade dort an, wo die sozialen Strukturen der funktionalen Differenzierung weitgehend Unbestimmtheit hinterlassen, nämlich am Individuum selbst. An ihm werden die modernen Dilemmata der Pluralität und Unbestimmtheit von Erwartungen und Reziprozität sichtbar, gegenüber denen sich auch ethische Ansätze einer ontogenetischen Bestimmung moralischer Urteilsentwicklung oder anthropologische Deutungen einer *conditio humana* als Außerperspektiven erweisen, die das allgemein Verbindende quasi überindividuell ableiten, ohne die konkreten empirischen Individuen konzeptionell zu berücksichtigen.⁸⁰³ Auch hier zeigt sich verstärkt die bereits festgestellte Notwendigkeit, theologische Ethik nicht deduktiv von einem archimedischen Fixpunkt oder Prinzipien her zu verstehen, die die Realität sittlichen Handelns und die mannigfaltigen Bedingtheiten der Subjekte nicht ausreichend zu erfassen mögen.⁸⁰⁴ Für die Ethik bleibt das Individuum damit der kommunikative und begründungstheoretische Referenzpunkt schlechthin; zu klären ist allerdings, ob damit ein transzendentaler Horizont oder empirischer Bezug ausgedrückt werden soll. Womöglich stellt die Individualität der Individuen, als einzig verbliebene moderne Transzendentalie, sowie die sozial-strukturell-bedingte „Exklusionsindividualität“⁸⁰⁵ der modernen Gesellschaft die wesentliche Möglichkeit dar, über deren kommunikative

man, ohne sich damit schon auf inhaltliche Aussagen oder Zustandsbeschreibungen einzulassen, die Antwort zusammenfassen. Es handelt sich um eine Beschreibung der anderen Seite der gesellschaftlichen Form der Religion, um die Beschreibung ihrer innergesellschaftlichen Umwelt. Es geht also nicht um Weltobjekte irgendeiner Art. Wir wollen nicht von einer Säkularisierung des Mondes sprechen, wenn ihm göttliche Qualitäten abgesprochen werden. Und es handelt sich um eine Beschreibung durch einen bestimmten Beobachter, nämlich die Religion, oder genauer: um eine Beschreibung der Beschreibung der gesellschaftlichen Umwelt durch diesen und keinen anderen Beobachter. [...] Säkularisierung ist ein Begriff, der in eine Gesellschaft gehört, deren Strukturen ein polykontextuales Beobachten nahelegen und deshalb Vorentscheidungen über Annehmen oder Ablehnen erfordern. Zwar nicht für jeden Einzelfall, aber jedenfalls dann, wenn man die Möglichkeiten dieser Gesellschaft ausschöpfen und ihrer Wirklichkeit gerecht werden will.“

⁸⁰¹ Vgl. zur Gewichtung von Säkularisierungs- und Individualisierungsthese POLLACK, Detlef: Wiederkehr der Religion oder Säkularisierung: Zum religiösen Wandel in Deutschland, in: Ost-West. Europäische Perspektiven 1 (2007), 11-19; vgl. zur Individualisierungsthese KNOBLAUCH, Hubert: Populäre Religion. Auf dem Weg in eine spirituelle Gesellschaft, Frankfurt/M. – New York: Campus 2009.

⁸⁰² Vgl. LUCKMANN, Thomas: Die unsichtbare Religion, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991.

⁸⁰³ Vgl. NASSEHI, Armin: Geschlossenheit und Offenheit. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 271-277.

⁸⁰⁴ Vgl. SCHÖLLGEN, Werner: Grenzmoral, soziale Krisis und neuer Aufbau, Düsseldorf: Bastion-Verlag 1946.

⁸⁰⁵ Gemeint ist die Umstellung von Integration auf Inklusion, d.h. die Bindung von kommunikativen Erfolgen nicht mehr an Personen und deren Integration, sondern an die Medien der Funktionssysteme.

Bestimmung Religion noch Inklusionserfolge erzielen kann.⁸⁰⁶ Die an der Empirie gewonnene Deutungsfolie ‚Normalität‘ leistet insofern Beträchtliches: Sie schafft einen konstruierten Bedeutungsraum, der sowohl dem einzelnen Individuum als auch der kollektiven Gesamtheit ihren Platz einräumt. Das, was Normalität letztlich als Ganzheit lesbar macht, ist immer auch als Gesamtheit von getrennten Subjekten (bzw. von deren Daten) rekonstruierbar. So verstanden besteht Normalität nicht auf der Vereinnahmung des Individuellen, sondern bietet beiden Polen ihren Platz. Normalität führt die theologische Ethik auf diese Weise zu dem spezifischen Kriterium, die Getrenntheit der Subjekte trotz ihrer sozial-kollektiven Vermittelbarkeit zu wahren und Kritik an sozialen Tendenzen zu üben, die über einen totalitären-religiösen Zugriff die Individualitäten in ihren Persönlichkeiten gefährden, indem sie sie in Kollektive zwingen, in denen etwa Religion allein als mystische Verschmelzung vollzogen werden soll.⁸⁰⁷ Damit wird zugleich auch einer Idee von Moralität Rechnung getragen, die das Individuum in seiner Unverfügbarkeit würdigt und doch entprivatisiert.⁸⁰⁸ Vor diesem Anliegen zeigen auch genuin christliche Verstehenshorizonte wie z. B. die Trinitätstheologie eine starke Passung zu jenem Problem, das der Soziologe Georg Simmel einmal „das tiefste Lebensproblem der Gegenwart“⁸⁰⁹ genannt hat, nämlich die Aussöhnung individueller Autonomie mit der Schaffung einer produktiven und kollektiven Kultur.

Religiöse Individualisierungstendenzen stellen für die theologische Ethik zudem die Frage nach ihrer Adressierung und nach dem Expertentum der theologischen Ethik. Der Hauptadressat kasuistischer Handbuchmoral war der Beichtvater, dem sie als rechtlich-moralische und pastorale Hilfe dienen sollte; die Rolle des Moraltheologen bestand analog dazu darin, Advokat eines festen Regelwerks zu sein. Etwa seit der vorkonziliaren Moraltheologie tritt demgegenüber das Bemühen in den Vordergrund, eine allgemein-adressierte und auch allgemeinverständliche Moraltheologie zu entwerfen, die eine Brücke schlägt zwischen den Erfahrungen der Menschen und der kirchlichen sowie biblischen Tradition.⁸¹⁰ Besonders in einer pluralistischen Gesellschaft stellt sich die Frage der Adressierung mit besonderer Vehemenz. An ihr entscheidet sich, ob moderne Moraltheologie sich rein binnentheologisch und auf diese Weise in Form einer Bereichsethik in

⁸⁰⁶ Vgl. NASSEHI, Armin: Religion und Moral – zur Säkularisierung der Moral und der Moralisierung der Religion in der modernen Gesellschaft, in: PICKEL, Gert, KRÜGGELER, Michael (Hgg.): Religion und Moral – entkoppelt oder verknüpft?, Opladen: Leske + Buderich 2001, 21-38, 36.

⁸⁰⁷ Vgl. SELLMANN, Matthias: Religion und soziale Ordnung. Gesellschaftstheoretische Analysen, New York – Frankfurt/M.: Campus 2007, 460.

⁸⁰⁸ Vgl. MANEMANN, Jürgen: „Die Permanenz des Theologisch-Politischen“ (C. Lefort). Chancen und Gefahren für das Christentum in der gegenwärtigen Krise der Demokratie, in: Concilium 41 (2005), 255-265.

⁸⁰⁹ SIMMEL, Georg: Vom Heil der Seele, in: KRAMME, Rüdiger (Hg.): Gesamtausgabe Georg Simmel, Bd. 7, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995, 109-115, 114.

⁸¹⁰ Vgl. GRILL, Rupert: Wegbereiter einer erneuerten Moraltheologie. Impulse aus der deutschen Moraltheologie zwischen 1900 und dem II. Vatikanischen Konzil (=Studien zur theologischen Ethik 122), Fribourg – Freiburg: Academic Press/Herder 2008, 422 f.

das moderne Wissenschaftsspektrum einordnet, oder die interdisziplinäre Herausforderung sucht, um über die sozialstrukturellen Grenzen hinweg ihre Anschlussfähigkeit zu erhalten. In einem pluralistischen Kontext muss ihre Aufgabe darin liegen, sowohl ihre ethischen Standards zu verteidigen, diese aber auch innerhalb einer normativen Ethik so begründen zu können, dass sie in einer multikulturellen und pluralen Gesellschaft diskursfähig und plausibel bleiben. Insbesondere die letztgenannte Ausrichtung verdeutlicht, warum für die theologische Ethik der Rekurs auf vermeintlich rein philosophisch-kulturwissenschaftliche Semantiken von Interesse ist, da sie über diese ein notwendiges Wissen über die Umwelt gewinnt. Der Rückbezug auf benachbarte Wissenschaften wie die Soziologie oder Philosophie verfolgt die Theologie insofern aus einem eigenen, dezidiert theologischen Interesse heraus: Da sie sich nur auf der Basis von Glaubwürdigkeit und Dialog, bzw. seit der subjekttheoretischen Grundlegung der Ethik bei Kant in Form der qualifizierten Freiheit⁸¹¹ zu Gehör bringen kann, ist sie auf personale Integration und damit auf Semantiken angewiesen, die diese kommunikativ absichern. Ebenso, wie die Bibel den moralischen Auftrag des Menschen als eine personale und freiheitliche Antwort auf den Anruf Gottes versteht⁸¹², bedarf die moderne Gesellschaft der ethisch-theologisch angeleiteten personalen Integration.⁸¹³ Davon ist allerdings das Missverständnis abzugrenzen, dass damit auf diesem Weg eine Aussage über moralische Zurechnungsbedingungen getätigt sei – in der Moderne scheint es sich (vgl. Kap. IV.2.2) eher so zu verhalten, dass die die Zurechnung auf Individuen zunehmend seltener möglich ist und moralisches Versagen in der Regel nicht einzig Individuen angelastet werden kann, wenn Institutionen und Kollektive in gleichem Maße schuldhaft sind.⁸¹⁴ Auf diese Weise zeigt sich eine weitere Facette des modernen Integrationsanspruchs der theologischen Ethik: Er ist nicht mehr metaphysisch zu verstehen, sondern setzt sich in einer funktional-differenzierten Welt als Anspruch ins Bild, Moral und ethische Appelle einerseits und Funktionslogiken andererseits strukturell aufeinander zu beziehen.

⁸¹¹ Vgl. KOS, Elmar: Das autonome Subjekt in der theologischen Ethik, in: SCHUSTER, Josef (Hg.): Zur Bedeutung der Philosophie für die Theologische Ethik (=Studien zur Theologischen Ethik 128), Fribourg – Freiburg: Academic Press/Herder 2010, 295-312, 297.

⁸¹² Vgl. DEMMER, Klaus: Gottes Anspruch denken. Die Gottesfrage in der Moraltheologie, Freiburg/Br.: Herder 1995, 20.

⁸¹³ Vgl. RÖMELT, Josef: Christliche Ethik in moderner Gesellschaft, Bd. 1: Grundlagen, Freiburg/Br.: Herder 2008, 23.

⁸¹⁴ Vgl. KAUFMANN, Franz-Xaver: Der Ruf nach Verantwortung. Risiko und Ethik in einer unüberschaubaren Welt, Freiburg: Herder 1999, 61 f.; vgl. ähnlich dazu auch SCHRAMM, Michael: Systemtheorie und Sozialethik. Methodologische Überlegungen zum Ruf nach Verantwortung, in: MERKS, Karl-Wilhelm (Hg.): Verantwortung – Ende oder Wandlung einer Vorstellung? Orte und Funktionen der Ethik in unserer Gesellschaft, Münster: LIT-Verlag 2000, 1-31, 17 f.

Literaturverzeichnis

- ABELS, Heinz: Einführung in die Soziologie, Bd. 1: Der Blick auf die Gesellschaft, 4. Aufl., Wiesbaden: VS-Verlag 2009.
- AGAMBEN, Giorgio: Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2002.
- AGAMBEN, Giorgio: Ausnahmezustand, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004.
- AHRENS, Johannes, BEER, Raphael, BITTLINGMAYER, Uwe H., GERDES, Jürgen: Beschreiben und/oder Bewerten. Zur Einführung, in: AHRENS, Johannes (Hg.): Normativität und sozialwissenschaftlichen Forschungsfeldern (=Münsteraner Schriften zur Soziologie 1), Berlin – Münster: LIT-Verlag 2008, 9-74.
- ALBERT, Hans: Traktat über kritische Vernunft, Tübingen: Mohr Siebeck 1968.
- AMMERMANN, Norbert: Religiosität und Kontingenzbewältigung. Empirische und konstrukttheoretische Umsetzungen für Religionspädagogik und Seelsorge (=Empirische Theologie 6), Berlin – Münster: LIT-Verlag 2000.
- ARENDET, Hannah: Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen, 2. Aufl., München: Piper 2011.
- ARISTOTELES: Nikomachische Ethik, übers. und hg. von WOLF, Ursula, 3. Aufl., Hamburg: Rowohlt 2011.
- AUGUSTINUS: Confessiones, hg. von ULRICH, Jörg, übers. von BERNHART, Joseph, Berlin: Insel-Verlag 2007.
- AXELROD, Robert: Die Evolution der Kooperation, München: Oldenbourg-Verlag 1991.
- BAECKER, Dirk: Form und Formen der Kommunikation, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007.
- BAIER, Horst: Gesundheit als Lebensqualität: Folgen für Staat, Markt und Medizin, Zürich: Edition Interfrom 1997.
- BALKE, Friedrich: Beyond the Line: Carl Schmitt und der Ausnahmezustand, in: Philosophische Rundschau 55 (2008), 273-306.
- BAREL, Yves: Le paradoxe et le système. Essai sur le fantastique social, Grenoble: PUG 1979.
- BARTZ, Christina, KRAUSE, Marcus: Einleitung, in: Dies. (Hgg.): Spektakel der Normalisierung, München: Fink 2007, 7-23.
- BAUMAN, Zygmunt: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit, Hamburg: Hamburger-Edition 2005.
- BAUMANN, Peter: Kants Ethik. Die Grundlehre, Würzburg: Königshausen und Neumann 2000.
- BEAULIEU, Anne: Voxels in the brain: Neuroscience, informatics and changing notion of objectivity, in: Social Studies of Science 31 (2001), 635-680.
- BECK, Ulrich: Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie der reflexiven Modernisierung, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993.
- BECK, Ulrich, BECK-GERNSHEIM, Elisabeth: Riskante Freiheiten: Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994.
- BECK, Ulrich: Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997.
- BECK, Ulrich, BONß, Wolfgang, LAU, Christoph: Entgrenzung erzwingt Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung?, in: BECK, Ulrich, LAU, Christoph (Hgg.): Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004, 13-64.
- BECKER, Howard S.: Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens, Frankfurt/M.: Fischer 1973.
- BENDELS, Ruth: Erzählen zwischen Hilbert und Einstein, Würzburg: Königshausen & Neumann 2008.
- BENTHAM, Jeremy: The Panopticon Writings, hg. von BOŽOVIĆ, Miran, London/ New York: Verso 1995.
- BERGER, Peter L., LUCKMANN, Thomas: Modernität, Pluralismus und Sinnkrise. Die Orientierung des modernen Menschen, Gütersloh: Bertelsmann 1995.
- BERGER, Peter L., LUCKMANN, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, 23. Aufl., Frankfurt/M.: Fischer 2009.

- BERGSTRESSER, Sara: Deviant roles, normal lives. Why every piazza needs its own 'madman', in: ERNST, Waltraud (Hg.): *Histories of the normal and the abnormal. Social and cultural histories of norms and normativity*, London: Routledge 2006, 262-281.
- BERNARD, Claude: *Introduction à l'étude de la médecine expérimentale*, Paris: Ballière 1865.
- BERNAUER, James, MAHON, Michel: Foucaults Ethik, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 42, 4 (1994), 593-608.
- BETZ, Hans-Dieter: Begründet der neutestamentliche Kanon eine Kirche in Fragmenten?, in: *Concilium* 33 (1997), 322-332.
- BINDING, Karl: *Die Normen und ihre Übertretung. Eine Untersuchung über die rechtmäßige Handlung und die Arten des Delikts*, 2 Bde., Leipzig: Scientia 1872.
- BIRNBACHER, Dieter, *Natürlichkeit*, Berlin: DeGruyter 2006.
- BLANCHOT, Maurice: *L'entretien infini*, Paris: Gallimard 1969.
- BLANK, Josef: Einheit und Pluralität in der neutestamentlichen Ethik, in: *Concilium* 17 (1981), 814-819.
- BLUMENBERG, Hans: Art. Kontingenz, in: GALLING, Kurt (Hg.): *Die Religion in Geschichte und Gegenwart*, 6. Bde., 3. Aufl., Bd. 3, Tübingen: Mohr Siebeck 1959, 1793 f.
- BOBBERT, Monika: Die Problematik des Krankheitsbegriffs und der Entwurf eines moralisch-informativen Krankheitsbegriffs im Anschluss an die Moralphilosophie von Alan Gewirth, in: *Ethica* 8,4 (2000), 405-440.
- BÖCKENFÖRDE, Ernst-Wolfgang: The Concept of the Political. A Key to Understanding Carl Schmitt's Constitutional Theory, in: DYZENHAUS, David (Hg.): *Law as Politics: Carl Schmitt's Critique of Liberalism*, Durham: University Press 1998, 37-55.
- BÖCKLE, Franz: Rückblick und Ausblick, in: Ders. (Hg.): *Das Naturrecht im Disput*, Düsseldorf: Patmos 1966, 121-150.
- BÖCKLE, Franz: Glaube und Handeln, in: *Concilium* 12 (1976), 641-647.
- BÖCKLE, Franz: *Fundamentalmoral*, München: Kösel 1978.
- BÖCKLE, Franz: Einheit der Kirche, Einheit der Menschheit. Perspektiven aus Theologie, Ethik und Völkerrecht, Freiburg: Herder 1978.
- BÖCKLE, Franz: Autonome Moral – Anspruch der Offenbarung, in: *Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik* 59 (1983), 35-47.
- BODIN, Jean: *Sechs Bücher über den Staat*, München: C. H. Beck 1981.
- BOFF, Clodovis: *Theologie und Praxis. Die erkenntnistheologischen Grundlagen der Theologie der Befreiung*, München – Mainz: Kaiser 1983.
- BOLBERITZ, Paul: *Philosophischer Gottesbegriff bei Nikolaus Cusanus (=Erfurter Theologische Studien 17)*, Leipzig: St. Benno 1989.
- BOLZ, Norbert: *Ratten im Labyrinth. Niklas Luhmann und die Grenzen der Aufklärung*, München: Fink 2012.
- BOORSE, Christopher: On the Distinction between Disease and Illness, in: CAPLAN, Arthur L., ENGELHARDT, Tristram H., MCCARTNEY, James J. (Hgg.): *Concepts of Health and Disease: Interdisciplinary Perspectives*, Reading, Mass.: Addison-Wesley, 1981, 545-560.
- BOORSE, Christopher: What a Theory of Mental Health Should be, in: *Journal of the Theory of Social Behaviour* 6 (1976), 61-84.
- BOORSE, Christopher: A rebuttal on health, in: HUMBER, James M., ALMEDER, Robert F. (Hgg.): *What is Disease?*, Totowa: Humana Press 1997, 1-134.
- BOURDIEU, Pierre: *Satz und Gegensatz. Über die Verantwortung des Intellektuellen*, Frankfurt/M.: Fischer-Verlag 1993.
- BOWKER, Geoffrey C., STAR, Susan L.: *Sorting Things Out: Classification and its Consequences*, Cambridge: Univ. Press 1999.
- BOYLE, Robert: *Disquisitions about Final Causes of Natural Things*, London: John Taylor 1688.
- BREITSAMETER, Christof: *Identität und Moral in der modernen Gesellschaft. Sozialwissenschaften und theologische Ethik im interdisziplinären Gespräch*, Paderborn: Schöningh 2003.
- BREITSAMETER, Christof: Inklusion als Problem, in: ECKSTEIN, Christian, FILIPOVIC, Alexander, OOSTENRYCK, Klaus (Hgg.): *Beteiligung, Inklusion, Integration. Sozialethische Konzepte für die moderne Gesellschaft (Forum Sozialethik 5)*, Münster: Aschendorff 2007, 21-32.
- BREITSAMETER, Christof: *Individualisierte Perfektion. Vom Wert der Werte*, Paderborn: Schöningh 2008.
- BREITSAMETER, Christof: Handeln verantworten, in: BARANZKE, Heike, BREITSAMETER, Christof, FEESER-LICHTERFELD, Ulrich, HEYER, Martin, KOWALSKI, Beate (Hgg.): *Handeln verantworten (Theologische Module, Bd. 11)*, Freiburg i. Br.: Herder 2010, 7-45.

- BREITSAMETER, Christof: Das Körperbild der Neuzeit als ethisches Dispositiv für die moderne ästhetische Chirurgie, in: *Journal für Ästhetische Chirurgie* 4 (2011), 55-60.
- BREITSAMETER, Christof: Problems of transparent medical risk communication using the example of mammography screening, in: *The International Journal of Person Centered Medicine* 1 (2011), 782-787.
- BREITSAMETER, Christof: *Nur Zehn Worte. Moral und Gesellschaft des Dekalogs*, Fribourg – Freiburg: Academic Press/Herder 2012.
- BRENTEL, Helmut: *Soziale Rationalität: Entwicklungen, Gehalte und Perspektiven von Rationalitätskonzepten in den Sozialwissenschaften*, Opladen: VS-Verlag 1999.
- BRÖCKLING, Ulrich: *Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007.
- BROWN, John: *Anfangsgründe der Medizin*, Frankfurt/M.: Andreäische Buchhandlung 1806.
- BRUNKHORST, Hauke: *Solidarität. Von der Bürgerfreundschaft zur globalen Rechtsgenossenschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2002.
- BUBLITZ, Hannelore: Diskurs und Habitus als zentrale Kategorien der Konstitution gesellschaftlicher Normalität, in: LINK, Jürgen, LOER, Thomas, NEUENDORFF, Hartmut (Hgg.): *'Normalität' im Diskursnetz soziologischer Begriffe*, Heidelberg: Synchron-Verlag 2003, 151-162.
- BUCHHOLZ, Gerhard: *Die Medizintheorie Claude Bernards (=Studien zur Medizin-, Kunst- und Literaturgeschichte 10)*, Herzogenrath: Murken-Altrogge 1985.
- BÜHRMANN, Andrea, SCHNEIDER, Werner: *Vom Diskurs zum Dispositiv. Einführung in die Dispositivanalyse*, Bielefeld: transcript-Verlag 2008.
- BÜTTNER, Johannes: Die Herausbildung des Normalwert-Konzeptes im Zusammenhang mit quantitativen diagnostischen Untersuchungen in der Medizin, in: HESS, Volker (Hg.): *Normierung der Gesundheit. Messende Verfahren der Medizin als kulturelle Praktik um 1900*, Husum: Matthiesen-Verlag 1997, 17-32.
- CANGUILHEM, Georges: *Das Normale und das Pathologische*, München: Carl Hanser Verlag 1982 [1966].
- CANGUILHEM, Georges: *Le normal et le pathologique*, Paris: Galien 1966.
- CANGUILHEM, Georges: *Gesundheit. Eine Frage der Philosophie*, Berlin: Merve 2004.
- CASSIRER, Ernst: *Substanzbegriff und Funktionsbegriff. Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik*, Hamburg: Meiner 2000.
- CHERNOV, Nikolai, DOLGOPYAT, Dmitry: The Galton Board: Limit theorems and recurrence, in: *Journal of the American Mathematical Society* 22 (2009), 821-858.
- COMTE, Auguste: *Essai Sur Le Systeme Psychologique*, Lyon: Aug. George 1908.
- CONSTANT DE REBEQUE, Benjamin: Über politische Reaktion, in: Ders., *Werke in vier Bänden*, hg. von BLAESCHKE, Axel, GALL, Lothar, Bd. 3: *Politische Schriften*, Berlin 1972, 119-202.
- CONZELMANN, Hans: *Grundriss der Theologie des Neuen Testaments*, 5. Aufl., Tübingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1992.
- CRISTI, Renato: *Carl Schmitt and Authoritarian Liberalism. Strong State, Free Economy*, Cardiff: Univ. Press, 1998.
- CUNTZ, Michael: Extrem normal – der überholte Normalismus, in: BARTZ, Christina, KRAUSE, Marcus (Hgg.): *Spektakel der Normalisierung*, München: Fink 2007, 143-172.
- D'AMICO, Robert: Is Disease a Natural Kind?, in: *The Journal of Medicine and Philosophy* 20 (1995), 551-569.
- DALLMANN, Hans-Ulrich: Vom Nutzen des Dissenses. Ethik und Religion nach Luhmann, in: THOMAS, Günter, SCHÜLE, Andreas (Hgg.): *Luhmann und die Theologie*, Darmstadt: WBG 2006, 147-160.
- DASTON, Lorraine, GALISON, Peter: *Objektivität*, übers. v. KRÜGER, Christa, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007.
- DEFERT, Daniel: Die Gouvernamentalität, in: Ders.: *Analytik der Macht*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2005, 148-174.
- DELEKAT, Friedrich: Das Verhältnis von Sitte und Recht in Kants Metaphysik der Sitten, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 12 (1958), 9-86.
- DELEUZE, Gilles: *Foucault*, 6. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992.
- DEMMER, Klaus: Kasuistik, in: ROTTER, Hans, VIRT, Günter (Hgg.): *Neues Lexikon der christlichen Moral*, Innsbruck/Wien: Tyrolia 1990, 362-364.
- DEMMER, Klaus: *Gottes Anspruch denken. Die Gottesfrage in der Moralthologie*, Freiburg/Br.: Herder 1995.
- DERRIDA, Jacques: *Gesetzeskraft. Der « mystische » Grund der Autorität*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991.
- DERRIDA, Jacques: *Limited Inc.*, Wien: Passagen-Verlag 2001.
- DESCARTES, René: *Les passions de l'âme. Die Leidenschaften der Seele*, Hamburg: Meiner 1996.

- DESROSIÈRES, Alain: *The Politics of Large Numbers: A History of Statistical Reasoning*, Cambridge: Univ. Press 1998.
- DESROSIÈRES, Alain: *From Cournot to Public Policy Evaluation: Paradoxes and Controversies involving Quantification*, in: *Prisme* 4 (2006), 1-46.
- DESROSIÈRES, Alain: *Words and Numbers. For a Sociology of the Statistical Argument*, in: RUDINOW SAETNAN, Ann, MORK LOMELL, Heidi, HAMMER, Svein (Hgg.): *The Mutual Construction of Statistics and Society*, Routledge: Chapman & Hall 2010, 41-63.
- DEVEREUX, Georges: *Normal und anormal. Aufsätze zur allgemeinen Ethnopsychiatrie*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1982.
- DOUGLAS, Jack D.: *Deviance and Order in a Pluralistic Society*, in: MCKINNEY, John C., TIRYAKIAN, Edward A. (Hgg.): *Theoretical Sociology. Perspectives and Development*, New York: Appleton Century 1970, 367-401.
- DUMBADZE, Devi: *Das Normale und der Wert. Zur Kritik der Normalismustheorie*, in: Ders. (Hg.): *Erkenntnis und Kritik. Zeitgenössische Positionen*, Bielefeld: transcript 2009, 213-239.
- DURKHEIM, Emile: *Die Methode der Soziologie*, 4. Aufl., Leipzig: Klinkhardt 1908.
- DURKHEIM, Emile: *Die Regeln der soziologischen Methode*, Neuwied: Luchterhand 1961.
- EHRENBERG, Alain: *L'individu incertain*, Paris: Calmann-Lévy 1995.
- EHRENBERG, Alain: *Fatigue d'être soi. Dépression et société*, Paris: Odile Jacob 2000.
- EISENSTADT, Shmuel: *Die Vielfalt der Moderne*, Weilerswist: Velbrück-Verlag 2000.
- ELLRICH, Lutz: *Die Konstitution des Sozialen. Phänomenologische Motive in N. Luhmanns Systemtheorie*, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 46 (1992), 24-43.
- ELLRICH, Lutz: *Normativität und Normalität*, in: BARTZ, Christina, KRAUSE, Marcus (Hgg.): *Spektakel der Normalisierung*, München: Fink 2007, 26-51.
- EMLEIN, Günther: *Wozu Systeme? Ein Nachdenken über Theorie und ein Blick in die (kirchliche) Landschaft*, in: *Wege zum Menschen* 59 (2007), 251-265.
- ENGELHARDT, Dietrich von, GLATZEL, Johann, HOLDEREGGER, Adrian: *Abweichung und Norm*, in: BÖCKLE, Franz, KAUFMANN, Franz-Xaver, RAHNER, Karl und WELTE, Bernhard (Hgg.): *Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft*, Bd. 16, Freiburg – Basel – Wien: Herder 1982, 5-58.
- ENGELHARDT, Tristram H.: *The Foundations of Bioethics*, 2. Aufl., New York – Oxford: Oxford University Press 1996.
- ENGELS, Eva-Marie: *Was und wo ist ein ‚naturalistischer Fehlschluss‘? Zur Definition und Identifikation eines Schreckgespenstes der Ethik*, in: BRAND, Cordula et al. (Hgg.): *Wie funktioniert Bioethik?* Paderborn: mentis-Verlag 2008, 125-142.
- ERIKSON, Kai T.: *Notes on the Sociology of Deviance*, in: *Social Problems* 9 (1962), 308-314.
- ERNST, Waltraud: *The normal and the abnormal: reflections in norms and normativity*, in: Dies. (Hg.): *Histories of the normal and the abnormal. Social and cultural histories of norms and normativity* (=Routledge studies in the social history of medicine 26), London: Routledge 2006, 1-25.
- ESSER, Andrea Marlen: *Eine Ethik für Endliche. Kants Tugendlehre in der Gegenwart*, Stuttgart: Frommann-Holzboog Verlag 2004.
- ESSER, Hartmut: *Soziologie. Spezielle Grundlagen*, Bd. 1: *Situationslogik und Handeln*, Frankfurt/M. – New York: Campus 1999.
- EWALD, Francois: *Eine Macht ohne Draußen*, in: Ders., WALDENFELS, Bernhard: *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991, 163-170.
- FOERSTER, Heinz von: *Ethics and Second-Order Cybernetics*, in: *Cybernetics and Human Knowing* 1 (1992), 9-19.
- FOLKERS, Horst: *Verabschiedete Vergangenheit. Ein Beitrag zur unaufhörlichen Selbstdeutung der Moderne*, in: BAECKER, Dirk et al. (Hgg.): *Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1987, 46-83.
- FOUCAULT, Michel: *Wahrheit und Macht. Interview mit Alessandro Fontana und Pasquale Pasquino*, in: Ders.: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin: Merve-Verlag 1978, 21-54.
- FOUCAULT, Michel: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin: Merve 1978.
- FOUCAULT, Michel: *Von der Regierung der Lebenden*, in: *Jahrbuch des Collège de France*, 80. Jahrgang, *Geschichte der Gedankensysteme*, Paris: Gallimard 1980, 449-452.
- FOUCAULT, Michel: *Die Maschen der Macht, Teil 1*, in: *Barbárie* 4 (1981), 23-27.
- FOUCAULT, Michel: *„Omes et singulatum“: Towards a Criticism of Political Reason*, in: MCMURRIN, Sterling (Hg.): *The Tanner Lectures on Human Values*, Bd. 2, Salt Lake City, Utah: Univ. Press 1981, 223-254.

- FOUCAULT, Michel: Von der Freundschaft. Foucault im Gespräch, Berlin: Merve 1986.
- FOUCAULT, Michel: Die Ordnung der Dinge, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988.
- FOUCAULT, Michel: Die Archäologie des Wissens, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988.
- FOUCAULT, Michel: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I, 3. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989.
- FOUCAULT, Michel: Was ist Aufklärung?, in: ERDMANN, Eva, FORST, Rainer, HONNETH, Axel (Hgg.): Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung, Frankfurt/M.: Campus 1990, 35-54.
- FOUCAULT, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, 13. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993.
- FOUCAULT, Michel: Wahrheit, Macht, Selbst. Ein Gespräch zwischen Rux Martin und Michel Foucault (25.10.1982), in: MARTIN, Luther H., GUTMAN, Huck, HUTTON, Patrick H. (Hgg.): Technologien des Selbst, Frankfurt/M.: Fischer 1993, 15-23.
- FOUCAULT, Michel: Genealogie der Ethik, in: DREYFUS, Hubert L., RABINOW, Paul (Hgg.): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Frankfurt/M.: Athenäum 1994, 265-292.
- FOUCAULT, Michel: Der Gebrauch der Lüste, 4. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995.
- FOUCAULT, Michel: Die Geburt der Klinik, 8. Aufl., Frankfurt/M.: Fischer 1998.
- FOUCAULT, Michel: In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-1976), Frankfurt/M.: Suhrkamp 1999.
- FOUCAULT, Michel: Nietzsche, die Genealogie, die Historie, in: Ders.: Von der Subversion des Wissens, 5. Aufl., Frankfurt/M.: Fischer 2000, 69-90.
- FOUCAULT, Michel: Religiöse Abweichung und medizinisches Wissen, in: Ders.: Dits et Ecrits. Schriften in vier Bänden, hg. von DEFERT, Daniel, EWALD, Francois, Bd. 1, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001, 798-811.
- FOUCAULT, Michel: Zur Genealogie der Ethik. Ein Überblick über die laufende Arbeit, in: Ders.: Dits et Ecrits. Schriften in vier Bänden, hg. von DEFERT, Daniel, EWALD, Francois, Bd. 4, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001, 461-498.
- FOUCAULT, Michel: Technologien des Selbst, in: Ders.: Dits et Ecrits. Schriften in vier Bänden, hg. v. DEFERT, Daniel, EWALD, Francois, Bd. 4, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001, 966-999.
- FOUCAULT, Michel: Die Strafgesellschaft, in: Ders.: Dits et Ecrits. Schriften in vier Bänden, hg. v. DEFERT, Daniel, EWALD, Francois, Bd. 4, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001, 568-585.
- FOUCAULT, Michel: Die Ethik der Sorge um sich als Praxis der Freiheit. Gespräch mit Helmut Becker, Raúl Fornet-Betancourt und Alfred Gomez-Müller, 20. Januar 1984, in: Ders.: Dits et Ecrits. Schriften in vier Bänden, hg. v. DEFERT, Daniel, EWALD, Francois, Bd. 4, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001, 875-902.
- FOUCAULT, Michel: Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France 1974/1975, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003.
- FOUCAULT, Michel: Geschichte der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesungen am Collège de France 1978/1979, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006.
- FRANKENA, William K.: The Naturalistic Fallacy, in: FOOT, Philippa (Hg.): Theories of Ethics, Oxford: Univ. Press 1976, 50-63.
- FREEMAN, Linton C., WINCH, Robert F.: Social Complexity, in: American Journal of Sociology 62 (1957), 461-466.
- FRIEDRICH, Carl J.: Constitutional Government and Democracy, Boston: Little Brown Company 1941.
- FRITZ, Alexis: Der naturalistische Fehlschluss. Von Ende einer Scheinargumentation, Freiburg – Fribourg: Herder/Academic Press 2009.
- FUCHS, Peter: Die Erreichbarkeit der Gesellschaft. Zur Konstruktion und Imagination gesellschaftlicher Einheit, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992.
- FUCHS, Peter: Die Metapher des Systems. Studien zu der allgemein leitenden Frage, wie sich der Tänzer vom Tanz unterscheiden lasse, Weilerswist: Velbrück 2001.
- FÜLLSACK, Manfred: Die Habermas-Luhmann-Debatte, in: KNEER, Georg, MOEBIUS, Stephan (Hgg.): Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen, Berlin: Suhrkamp 2010, 154-181.
- FUNKHOUSER, H. Gray: Historical development of the graphical of statistical data, in: Osiris 3 (1937), 269-404.
- FUNTOWICZ, Silvio O., RAVETZ, Jerome R.: Science for the post-normal age, in: Futures 25 (1993), 739-755.
- FURGER, Franz: Einführung in die Moraltheologie, Darmstadt: WBG 1988.

- GABRIEL, Markus: Notwendigkeit oder Kontingenz? Der modale Status des logischen Raums bei Hegel und Schelling, in: *Deutsches Jahrbuch Philosophie* 3 (2012), 178-193.
- GALTON, Francis: On a proposed statistical scale, in: *Nature* 9 (1874), 342-343.
- GALTON, Francis: Statistics by intercomparison with remarks on the Law of Frequency of Error, in: *Philosophical Magazine* 49 (1875), 33-46.
- GALTON, Francis: Composite Portraits Made by Combining Those of Many Different Persons into a Single Figure, in: *Nature* 18 (1878), 97-100.
- GALTUNG, Johan: Expectations and Interaction Processes, in: *Inquiry* 2 (1959), 213-234.
- GAMM, Gerhard: *Flucht aus der Kategorie: Die Positivierung des Unbestimmten als Ausgang der Moderne*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994.
- GAMM, Gerhard: Die Unausdeutbarkeit des Selbst. Über die normative Kraft des Unbestimmten in der Moralphilosophie der Gegenwart, in: LUUTZ, Wolfgang (Hg.): *Das ‚Andere‘ der Kommunikation*, Leipzig: Univ. Verlag 1997, 126-139.
- GAMPER, Michael: Emergenz des Mittelmäßigen. Cousin, Quetelet, Tocqueville und der literarische Realismus, in: BARTZ, Christian, KRAUSE, Marcus (Hgg.): *Spektakel der Normalisierung*, München: Fink 2007, 129-134.
- GANDER, Hans-Helmuth: „Ich weiß nicht, ob wir jemals mündig werden“: Anmerkungen zu Foucaults Aufklärungskritik, in: FLUDERNIK, Monika et al. (Hgg.): *Das 18. Jahrhundert*, Trier: WVT 1998, 199-213.
- GEERTZ, Clifford: Ritual und sozialer Wandel: ein javanisches Beispiel, in: Ders. (Hg.): *Dichte Beschreibung: Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, übers. v. LUCHESI, Brigitte, BINDEMANN, Rolf, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1987, 96-132.
- GEHRING, Petra: *Was ist Biomacht? Vom zweifelhaften Mehrwert des Lebens*, New York – Frankfurt/M.: Campus 2006.
- GEIGER, Theodor: *Vorstudien zu einer Soziologie des Rechts*, Neuwied – Berlin: Duncker & Humblot 1987.
- GEORGET, Étienne-Jean: *Discussion médico-légale sur la folie ou aliénation mentale, suivie de l'examen du procès dans lesquels cette maladie a été alléguée comme moyen de défense*, Paris: Migneret 1826.
- GERHARD, Ute: Infografiken, Medien, Normalisierung – Einleitung, in: Dies. (Hg.): *Infografiken, Medien, Normalisierung. Zur Kartografie politisch-sozialer Landschaften*, Heidelberg: Synchron Wiss.-Verl. 2001, 7-22.
- GIDDENS, Anthony: *Konsequenzen der Moderne*, übers. von SCHULTE, Joachim, 7. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1996.
- GLASER, Daniel: Criminality Theories and Behavioral Images, in: *The American Journal of Sociology* 61 (1956), 433-444.
- GÖCKENJAN, Gerd: *Kurieren und Staat machen: Gesundheit und Medizin in der bürgerlichen Welt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1985.
- GOFFMAN, Erving: *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1967.
- GOFFMAN, Erving: *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1977.
- GOLDSTEIN, Kurt: *Der Aufbau des Organismus. Einführung in die Biologie unter besonderer Berücksichtigung der Erfahrungen am kranken Menschen*, München: Fink 2012 [1934].
- GOULD, Stephen Jay: *Der falsch vermessene Mensch*, übers. von SEIB, Günter, Basel – Boston – Stuttgart: Birkhäuser-Verlag 1983.
- GOULD, Stephen Jay: Ladders and cones: Constraining evolution by canonical icons, in: SILVERS, Robert B. (Hg.): *Hidden histories of science*, New York: New York Review Books 1995, 37-67.
- GOULDNER, Alvin W.: *The Coming Crisis of Western Sociology*, New York – London: Avon-Books 1970.
- GRAND, Nicolas: *Réfutation de la discussion médico-légale du Dr. Michu sur la monomanie homicide á propos du meurtre commis par H. Cornier*, Paris: Gabon 1826.
- GREIS, Andreas, LAUBACH, Thomas: Handeln. Auslegungsperspektive theologisch-ethischer Reflexion, in: Dies., HUNOLD, Gerfried W. (Hgg.): *Theologische Ethik. Ein Werkbuch*, Tübingen – Basel: Francke Verlag 2000, 73-91.
- GRILL, Rupert: *Wegbereiter einer erneuerten Moraltheologie. Impulse aus der deutschen Moraltheologie zwischen 1900 und dem II. Vatikanischen Konzil (=Studien zur theologischen Ethik 122)*, Fribourg – Freiburg: Academic Press/Herder 2008.
- GROCE, Nora E.: *Everyone Here Spoke Sign Language: Hereditary Deafness on Matha's Vineyard*, Cambridge: Univ. Press 1985.

- GRÖSCHKE, Dieter: Das Normalisierungsprinzip – zwischen Gerechtigkeit und gutem Leben: Eine Betrachtung aus ethischer Sicht, in: *Zeitschrift für Heilpädagogik* 51,4 (2000), 134-140.
- GROSS, Peter: *Die Multioptionsgesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2005.
- GRÜNDEL, Johannes: *Normen im Wandel. Eine Orientierungshilfe für christliches Leben heute*, München: Don Bosco 1980.
- GÜNTHER, Klaus: *Der Sinn für Angemessenheit. Anwendungsdiskurse in Moral und Recht*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988.
- GUTENBERG, Erich: *Grundlagen der Betriebswirtschaftslehre, Bd. 1: Die Produktion*, 24. Aufl., Berlin – Heidelberg – New York: Springer 1971.
- HABERMAS, Jürgen: Der normative Gehalt der Moderne, in: Ders.: *Der philosophische Diskurs der Moderne, Zehn Vorlesungen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1985, 390-446.
- HABERMAS, Jürgen: *Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats*, 4. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994.
- HABERMAS, Jürgen: *Theorie des kommunikativen Handelns*, 2. Bde., 8. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 2011 [1981].
- HACKING, Ian: *The taming of chance*, Cambridge: Univ. Press 1990.
- HAHN, Alois: Aufmerksamkeit und Normalität, in: LINK, Jürgen, LOER, Thomas, NEUENDORF, Hartmut (Hgg.): „Normalität“ im Diskursnetz soziologischer Begriffe, Heidelberg: Synchron-Wiss. Verlag 2003, 23-37.
- HAMMER, Svein: *Governing by Indicators and Outcomes. A neoliberal Gouvernementality?*, in: RUDINOW SAETNAN, Ann, MORK LOMELL, Heidi, HAMMER, Svein (Hgg.): *The Mutual Construction of Statistics and Society*, Routledge: Chapman & Hall 2010, 79-95.
- HARAWAY, Donna: *Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature*, London: Free Association Books 1991.
- HARE, Richard M.: *Language of Morals*, Oxford: Clarendon Press 1952.
- HARK, Sabine: *Deviant Subjekte. Normalisierung und Subjektformierung*, in: SOHN, Werner (Hg.): *Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1999, 65-84.
- HATSCHEK, Julius: *Objektive und subjektive Notstandstheorie*, Berlin: Stilke 1923.
- HAUSKELLER, Michael: Der sogenannte naturalistische Fehlschluss und seine Bedeutung für die Ethik, in: EMUNDS, Bernhard et al. (Hgg.): *Vom Sein zum Sollen und zurück. Zum Verhältnis von Faktizität und Normativität*, Frankfurt/M.: Haag und Herchen 2004, 206-220.
- HEGEL, Georg Wilhelm Friedrich: *Wissenschaft der Logik*, in: Ders.: *Werke*, Bd. 5, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1969 [1812].
- HEISTERMANN, Walter: Das Problem der Norm, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 20, 2 (1966), 197-209.
- HEIJL, Peter M.: *Selbstorganisation und Emergenz in sozialen Systemen*, in: KROHN, Wolfgang, KÜPPERS, Günter (Hgg.): *Emergenz: Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992, 269-292.
- HESS, Volker: *Messen und Zählen. Die Herstellung des normalen Menschen als Maß der Gesundheit*, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 22 (1999), 266-280.
- HESS, Volker: Die Bildtechnik der Fieberkurve. Klinische Thermometrie im 19. Jahrhundert, in: GUGERLI, David, ORLAND, Barbara (Hgg.): *Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit*, Zürich: Chronos-Verlag 2002, 159-180.
- HETZEL, Andreas: *Negativität und Unbestimmtheit. Eine Einleitung*, in: Ders. (Hg.): *Negativität und Unbestimmtheit. Beiträge zu einer Philosophie des Nichtwissens. Festschrift für Gerhard Gamm*, Bielefeld: transcript 2009, 7-20.
- HOBBS, Thomas: *Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates*, Hamburg: Reinbeck 1965 [1651].
- HÖFFE, Ottfried: *Sittliches Handeln. Ein ethischer Problemaufriss*, in: LENK, Hans (Hg.): *Handlungstheorien interdisziplinär, Bd. II, 2*, München: Fink 1979, 617-641.
- HOFFMANN, Friedrich: *Gründliche Anweisung wie ein Mensch von dem frühzeitigen Tod und allerhand Arten Krankheiten durch ordentliche Lebens-Art sich verwahren könne*, Bd. 1, Halle: Renger 1715.
- HOFFMANN, Hasso: Artikel 'Norm', in: RITTER, Joachim et al. (Hgg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 6, Stuttgart – Basel: Schwabe 1971ff, 906-920.

- HOFMANN, Wilhelm: Ohne Strafe gibt es keinen Staat, in: ASBACH, Olaf (Hg.): Vom Nutzen des Staates. Staatsverständnisse des klassischen Utilitarismus: Hume – Betham – Mill, Baden-Baden: Nomos 2009, 131-151.
- HÖHN, Hans-Joachim: Gott - nicht mehr der "gute alte Bekannte", in: RÖSER, Josef (Hg.): Mehr Himmel wagen. Spurensuche in Gesellschaft, Kultur, Kirche, Freiburg: Herder 1999, 156-160.
- HOLL, Mirjam-Kerstin: Semantik und soziales Gedächtnis: Die Systemtheorie Niklas Luhmanns und die Gedächtnistheorie von Aleida und Jan Assmann, Würzburg: Königshausen & Neumann 2003.
- HOLMES, Stephen: Die Anatomie des Antiliberalismus, übers. v. VONDERSTEIN, Anne, Hamburg: Rotbuch-Verlag 1995.
- HONNETH, Axel: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994.
- HONNETH, Axel, SEEL, Martin: Einleitung, in: Dies (Hgg.), MCDOWELL, John: Wert und Wirklichkeit. Aufsätze zur Moralphilosophie, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2002.
- HOOD, Christopher: Public Service Management by Numbers: Why Does it Vary? Where has Come from? What Are the Gaps and Puzzles?, in: Public Money and Management 27 (2007), 95-102.
- HOPF, Christel: Normen in formalen Organisationen, in: Zeitschrift für Soziologie 16 (1987), 239-253.
- HOPF, Christel: Normen und Interessen als soziologische Grundbegriffe. Kontroversen über Max Weber, in: Analyse & Kritik 8 (1986), 191-210.
- HÖRMANN, Karl, ZSIFKOVITS, Valentin: Menschliches Gesetz, in: HÖRMANN, Karl (Hg.): Lexikon der christlichen Moral, Innsbruck u.a.: Tyrolia 1976, 1038-1040.
- HORSTER, Detlef: Recht und Moral. Analogien, Komplementaritäten und Differenzen, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 51 (1997), 367-389.
- HOVLAND, Jon: Numbers. Their Relation and Power to Organization, in: Rudinow Saetnan, Ann, MORK LOMELL, Heidi, HAMMER, Svein (Hgg.): The Mutual Construction of Statistics and Society, Routledge: Chapman & Hall 2010, 21-40.
- HUBER, Lara: Operationalisierung – Standardisierung – Normalisierung. Die Produktion und Visualisierung von Daten in der kognitiven Neurowissenschaft, in: DUMBADZE, Devi et al. (Hgg.): Erkenntnis und Kritik. Zeitgenössische Positionen, Bielefeld: transcript 2009, 167-192.
- HUBER, Lara: Norming Normality: On Scientific Fictions and Canonical Visualisations, in: Medicine studies 3 (2011), 41-52.
- HUDSON, Donald W.: The Is-Ought-Question, London: Basingstoke 1969.
- HUFELAND, Christoph W.: Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern, Jena: Akademische Buchhandlung 1800.
- HUME, David: Traktat über die menschliche Natur, übers. von LIPPS, Theodor, hg. von BRANDT, Reinhard, 2 Bd., Hamburg: Meiner-Verlag 1978 [1739].
- HUNOLD, Gerfried W., KORFF, Wilhelm: Minoritäten, Randgruppen und gesellschaftliche Integration, in: BÖCKLE, Franz, KAUFMANN, Franz-Xaver, RAHNER, Karl, WELTE, Bernhard (Hgg.): Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, Bd. 16, Freiburg – Basel – Wien: Herder 1982, 59-95.
- ILLICH, Ivan: Die Nemesis der Medizin. Von den Grenzen des Gesundheitswesens, Hamburg: Beck 1977.
- JÄGER, Margarete, JÄGER, Siegfried: Normalität und jeden Preis? Normalismus und Normalisierung als diskurstragende Kategorien in modernen Industriegesellschaften, in: Dies. (Hgg.): Deutungskämpfe. Theorie und Praxis kritischer Diskursanalyse, Wiesbaden: VS-Verlag 2007, 61-69.
- JANKRIFT, Kay P.: Krankheit und Heilkunde im Mittelalter, Darmstadt: WBG 2011.
- JOAS, Hans: Braucht der Mensch Religion? Über Erfahrungen der Selbsttranszendenz, Freiburg: Herder 2004.
- JOAS, Hans: Glaube und Moral im Zeichen der Kontingenz, in: LOB-HÜDEPOHL, Andreas (Hg.): Ethik im Konflikt der Überzeugungen (=Studien zur theologischen Ethik 105), Fribourg: Academic Press 2004, 11-24.
- JOUANNA, Jacques: Die Entstehung der Heilkunst im Westen, in: GRMEK, Mirko (Hg.): Die Geschichte des medizinischen Denkens. Antike und Mittelalter, München: Beck 1996, 28-80.
- JUENGST, Eric T.: Can enhancement be distinguished from prevention in genetic medicine?, in: Journal of Medicine and Philosophy 22 (1997), 125-142.
- KABOBEL, Jana: Die politischen Theorien von Luhmann und Foucault im Vergleich, Würzburg: Königshausen & Neumann 2011.
- KANT, Immanuel: Geschichte und Naturbeschreibung der merkwürdigsten Vorfälle des Erdbebens, welches an dem Ende des 1755sten Jahres einen großen Theil der Erde erschüttert hat, in: Ders.: Werke, Bd. 1, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1996 [1756].

- KANT, Immanuel: Vorlesungsprogramm von 1765, in: Ders.: Gesammelte Schriften, hg. von der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 2, Berlin 1902ff [1965].
- KANT, Immanuel: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, in: Ders.: Werke, Bd. 7, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000 [1786].
- KANT, Immanuel: Kritik der reinen Vernunft, in: Ders.: Werke, Bd. 3, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974 [1787].
- KANT, Immanuel: Kritik der praktischen Vernunft, in: Ders.: Werke, Bd. 7, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000 [1788].
- KANT, Immanuel: Kritik der Urteilskraft, in: Ders.: Werke, Bd. 5, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974 [1790].
- KANT, Immanuel: Über den Gemeinspruch, das mag für die Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis, in: Ders.: Werke, Bd. 6, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1964 [1793].
- KANT, Immanuel: Das Ende aller Dinge, in: Ders.: Werke, Bd. 11, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1977 [1794].
- KANT, Immanuel: Metaphysik der Sitten, in: Ders.: Werke, Bd. 8, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997 [1797].
- KANT, Immanuel: Über ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen, in: Ders.: Werke, Bd. 8, hg. von WEISCHEDEL, Wilhelm, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997 [1797].
- KAUFMANN, Franz-Xaver: Der Ruf nach Verantwortung. Risiko und Ethik in einer unüberschaubaren Welt, Freiburg: Herder 1999.
- KAUFMANN, Matthias: Wie absolut ist der Ausnahmezustand?, in: DIERKSMEIER, Claus (Hg.): Die Ausnahme denken. Festschrift zum 60. Geburtstag von Klaus-Michael Kodalle in zwei Bänden, Bd. 1, Würzburg: Königshausen & Neumann 2003, 153-162.
- KELLER, Rainer, HIRSELAND, Andreas, SCHNEIDER, Werner, VIEHHÖVER, Willy: Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Einleitende Bemerkungen zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung, in: Dies. (Hgg.): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung, Konstanz: UVK 2005, 7-21.
- KEMP, John: Ethical Naturalism: Hobbes and Hume, London: Macmillan 1970.
- KERSTING, Wolfgang: Vertrag, Souveränität, Repräsentation. Zu den Kapiteln 17 bis 22 des *Leviathan*, in: Ders. (Hg.): Thomas Hobbes. Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines bürgerlichen und kirchlichen Staates, Oldenburg: Akademie-Verlag 2008, 173-192.
- KESSEL, Fabian, PLOEBER, Melanie: Differenzierung, Normalisierung, Andersheit: Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen, Wiesbaden: VS-Verlag 2010.
- KEUPP, Heiner: Normalität und Abweichung. Vortrag bei der 6. bundesweiten Fachtagung Erlebnispädagogik am 06.-08. September 2007 in Freiburg, online verfügbar unter http://www.bs-j-marburg.de/fileadmin/pdf_fachbeitraege/Normalitaet-Abweichung-Heiner_Keupp.pdf [zuletzt geprüft am 06.09.2010].
- KEUTH, Herbert: Methodologische Regeln des kritischen Rationalismus, in: *Journal for General Philosophy of Science* 9 (1978), 236-255.
- KIERKEGAARD, Sören: Die Wiederholung, Hamburg: Meiner 2000.
- KIRCHGÄSSNER, Gebhard: Homo Oeconomicus (=Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften 74), 3. Aufl., Tübingen: Mohr Siebeck 2008.
- KISTNER, Ulrike: The Exception and the Rule: Fictive, Real, Critical, in: *Telos* 157 (2011), 43-59.
- KNEER, Georg, NASSEHI, Armin: Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Eine Einführung (=Uni-Taschenbücher Soziologie 1751), 3. unveränd. Aufl., München: UTB 1997.
- KNEER, Georg: Reflexive Beobachtung zweiter Ordnung. Zur Modernisierung gesellschaftlicher Selbstbeschreibungen, in: GIEGEL, Hans-Joachim, SCHIMANK, Uwe: Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 301-332.
- KNELL, Heiner: Vitruvs Architekturtheorie. Versuch einer Interpretation, Darmstadt: WBG 1991.
- KNOBLAUCH, Hubert: Populäre Religion. Auf dem Weg in eine spirituelle Gesellschaft, Frankfurt/M. – New York: Campus 2009.
- KÖNIG, René: Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 12: Wahlverhalten, Vorurteile, Kriminalität, Stuttgart: Thieme 1978.
- KORFF, Wilhelm: Norm und Sittlichkeit. Untersuchungen zur Logik der normativen Vernunft (=Tübinger Theologische Studien 1), Freiburg – München: Alber 1973.
- KORFF, Wilhelm: Wie kann der Mensch glücken? Perspektiven der Ethik, München: Pieper 1985.

- KORFF, Wilhelm: Normen als Gestaltungsträger sittlichen Daseins, in: Handbuch der christlichen Ethik I, hg. von HERTZ, Anselm, Freiburg: Herder 1993, 117-125.
- KORFF, Wilhelm: Art. Normen II, in: MÜLLER, Gerhard, BALZ, Horst (Hgg.): TRE 24 (1994), 628-637.
- KÖRTNER, Ulrich H. J.: Wozu Ethik? Begründungsprobleme der Sozialethik in Auseinandersetzung mit Niklas Luhmanns Soziologie der Moral, in: IHMIG, Thilo, HOLZMÜLLER, Karl-Norbert, BRAUN, Hermann (Hgg.): Zugänge zur Wirklichkeit. Theologie und Philosophie im Dialog; Festschrift für Hermann Braun zum 65. Geburtstag, Bielefeld: Luther-Verlag 1997, 187-203.
- KOS, Elmar: Das autonome Subjekt in der theologischen Ethik, in: SCHUSTER, Josef (Hg.): Zur Bedeutung der Philosophie für die Theologische Ethik (=Studien zur Theologischen Ethik 128), Fribourg – Freiburg: Academic Press/Herder 2010, 295-312.
- KOSCHORKE, Albrecht: Die Grenzen des Systems und die Rhetorik der Systemtheorie, in: Ders., VISMANN, Claudia (Hgg.): Widerstände der Systemtheorie. Kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann, Oldenbourg: Akademie-Verlag 1999, 49-60.
- KRAUSE, Boris: Religion und die Vielfalt der Moderne. Erkundungen im Zeichen neuer Sichtbarkeit von Kontingenz, Paderborn: Schöningh 2012.
- KROHN, Wolfgang: Funktionen der Moralkommunikation, in: Soziale Systeme 5 (1999), 313-338.
- KUHN, Thomas: Structure of scientific revolution, Chicago: Univ. Press 1962.
- KULLENBERG, Christopher: Sociology in the Making. Statistics as a Mediator between the Social Sciences, Practice, and the State, in: RUDINOW SAETNAN, Ann, MORK LOMELL, Heidi, HAMMER, Svein (Hgg.): The Mutual Construction of Statistics and Society, Routledge: Chapman & Hall 2010, 64-78.
- KUNERT, Joachim, MONTAG, Astrid, PÖHLMANN, Sigrid: Das Galtonbrett und die Glockenkurve, in: GERHARD, Ute (Hg.): Infografiken, Medien, Normalisierung. Zur Kartografie politisch-sozialer Landschaften, Heidelberg: Synchron-Verlag 2001, 25-53.
- LACLAU, Ernesto, MOUFFE, Chantal: Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus, Wien: Böhlau 1991.
- LAMNECK, Siegfried: Theorien abweichenden Verhaltens, Bd. 1: Klassische Ansätze, 8. überarb. Aufl., Paderborn – München: Fink 2007.
- LANGLOIS, Judith H., ROGGMAN, Lori: Attractive faces are only average, in: Psychological Science 1 (1990), 115-121.
- LANZERATH, Dirk: Krankheit und ärztliches Handeln: Zur Funktion des Krankheitsbegriffs in der medizinischen Ethik, Freiburg i. Br. – München: Alber 2000.
- LATOUR, Bruno: Science in Action: How to Follow Scientists and Engineers through Society, Milton Keynes: Univ. Press 1987.
- LEMERT, Edwin M.: Social Structure, Social Control, and Deviation, in: CLINARD, Marshall B. (Hg.): Anomie and Deviant Behavior. A Discussion and Critique, Gelncoe, Illinois: Free Press, 1964, 57-97.
- LEMKE, Thomas: Die Regierung der Risiken. Von der Eugenik zur genetischen Gouvernementalität, in: Ders., KRASMANN, Susanne, BRÖCKLING, Ulrich (Hgg.): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000, 227-265.
- LENSKI, Gerhard E.: Social Structures in Evolutionary Perspective, in: BLAU, Peter M. (Hg.): Approaches to the Study of Social Structure, London: Open Books Publishing 1976, 135-153.
- LENZEN, Dieter: Krankheit als Erfindung. Medizinische Eingriffe in die Kultur, Frankfurt/M.: Fischer 1991.
- LEPENIES, Wolf: Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts, München: Hanser 1976.
- LINK, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997.
- LINK, Jürgen: "Normativ" oder "Normal"? Diskursgeschichtliches zur Sonderstellung der Industrienorm im Normalismus, mit einem Blick auf Walter Cannon, in: SOHN, Werner (Hg.): Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag 1999, 30-44.
- LINK, Jürgen: „Ganz normaler Wahnsinn“? Über den Anteil des Normalismus an der Postmoderne, in: Kulturrevolution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie 44 (2002), 59-65.
- LINK, Jürgen: Das ‚normalistische‘ Subjekt und seine Kurven. Zur symbolischen Visualisierung orientierender Daten, in: GUGERLI, David, ORLAND, Barbara (Hgg.): Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit, Zürich: Chronos 2002, 107-128.
- LINK, Jürgen: Zum Anteil des flexiblen Normalismus an der medialen Konsensproduktion, in: HABSCHEID, Stephan, KNOBLOCH, Clemens (Hgg.): Einigkeitsdiskurse. Zur Inszenierung von Konsens in organisationaler und öffentlicher Kommunikation, Wiesbaden: VS-Verlag 2009, 20-32.

- LOER, Thomas: Normen und Normalität, in: WILLEMS, Herbert (Hg.): Lehr(er)buch Soziologie. Für die pädagogischen und soziologischen Studiengänge, Bd. 1, Wiesbaden: VS-Verlag, 165-184.
- LUCKMANN, Thomas: Die unsichtbare Religion, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991.
- LÜBBE, Hermann: Theorien und Entscheidung. Studien zum Primat der praktischen Vernunft, Freiburg: Rombach 1971.
- LÜBBE, Hermann: Religion nach der Aufklärung, Graz: Styria 1986.
- LÜBBE, Hermann: Modernisierungsgewinner. Religion, Geschichtssinn, Direkte Demokratie und Moral, München: Fink 2004.
- LÜBBE, Weyma: Der Normgeltungsbegriff als probabilistischer Begriff, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 44 (1990), 583-602.
- LÜDEMANN, Susanne: Beobachtungsverhältnisse. Zur (Kunst-)Geschichte der Beobachtung zweiter Ordnung, in: KOSCHORKE, Albrecht, VISMANN, Claudia (Hgg.): Widerstände der Systemtheorie. Kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann, Oldenbourg: Akademie-Verlag 1999, 63-75.
- LUHMANN, Niklas: Reflexive Mechanismen, in: Soziale Welt 17 (1966), 1-23.
- LUHMANN, Niklas: Normen in soziologischer Perspektive, in: Soziale Welt 20 (1969), 28-48.
- LUHMANN, Niklas: Soziologische Aufklärung. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft, Bd. 1, Opladen: VS-Verlag 1970.
- LUHMANN, Niklas: Macht, Stuttgart: Enke 1975.
- LUHMANN, Niklas: Soziologie der Moral, in: Ders., PFÜRTNER, Stefan (Hgg.): Theoriertechnik und Moral, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1978, 8-116.
- LUHMANN, Niklas: Soziologische Aufklärung. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft, Bd. 3, Opladen: VS-Verlag 1981.
- LUHMANN, Niklas: Selbstreferenz und Teleologie in gesellschaftstheoretischer Perspektive, in: BUBNER, Rüdiger, CRAMER, Konrad, WIEHL, Reiner (Hgg.): Teleologie (=Neue Hefte für Philosophie 20), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1981, 1-30.
- LUHMANN, Niklas: Die Funktion der Religion, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1982.
- LUHMANN, Niklas: Soziologische Aufklärung. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft, Bd. 4, Opladen 2005 [1987].
- LUHMANN, Niklas, FUCHS, Peter: Reden und Schweigen, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989.
- LUHMANN, Niklas: Die Zukunft kann nicht beginnen: Temporalstrukturen der modernen Gesellschaft, in: SLOTERDIJK, Peter (Hg.): Vor der Jahrtausendwende: Bericht zur Lage der Zukunft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990, 119-150.
- LUHMANN, Niklas: Paradigm lost. Über die ethische Reflexion der Moral. Rede anlässlich der Verleihung des Hegel-Preises 1989, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990.
- LUHMANN, Niklas: Weltkunst, in: BAECKER, Dirk, BUNSEN, Friederick D. (Hgg.): Unbeobachtbare Welt. Über Kunst und Architektur, Bielefeld: Haux-Verlag 1990, 7-46.
- LUHMANN, Niklas: Beobachtungen der Moderne, Opladen: Westdeutscher Verlag 1992.
- LUHMANN, Niklas: Das Recht der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1993.
- LUHMANN, Niklas: Kausalität im Süden, in: Soziale Systeme 1 (1995), 7-28.
- LUHMANN, Niklas: The Sociology of the Moral and Ethics, in: International Sociology 11 (1996), 27-36.
- LUHMANN, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997.
- LUHMANN, Niklas: Grundrechte als Institution. Ein Beitrag zur politischen Soziologie, 4. Aufl., Berlin: Duncker & Humblot 1999.
- LUHMANN, Niklas: Die Religion der Gesellschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000.
- LUHMANN, Niklas: Organisation und Entscheidung, Wiesbaden: VS-Verlag 2000.
- LUHMANN, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 1, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004 [1980].
- LUHMANN, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 2, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000 [1981].
- LUHMANN, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 3, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004 [1989].
- LUHMANN, Niklas: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 4, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1999 [1995].
- LUHMANN, Niklas: Die Autopoiesis des Bewusstseins, in: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 6, 2. Aufl., Wiesbaden 2005, 55-108.
- LUHMANN, Niklas: Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, 5. Aufl., Wiesbaden: VS-Verlag 2005.

- LUHMANN, Niklas: Ist Kunst codierbar?, in: Ders.: Schriften zur Literatur und Kunst, hg. von WERBER, Niels, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008, 14-44.
- LUHMANN, Niklas: Ausdifferenzierung der Kunst, in: Ders.: Schriften zur Kunst und Literatur, hg. von WERBER, Niels, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008, 401-415.
- LUHMANN, Niklas: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008 [1984].
- LUHMANN, Niklas: Rechtssoziologie, 4. Aufl., Wiesbaden: VS-Verlag 2008.
- LUHMANN, Niklas: Das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie, in: Ders.: Schriften zur Literatur und Kunst, hg. von WERBER, Niels, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008, 102-122.
- LUHMANN, Niklas: Die Welt der Kunst, in: Ders.: Schriften zur Literatur und Kunst, hg. von WERBER, Niels, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008, 299-315.
- LUPTON, Deborah: Medicine as culture. Illness, disease and the body in western societies, London: Sage 1994.
- LUTZ, Petra: Einleitung, in: Dies. (Hg.): Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung (=Schriften des Deutschen Hygiene-Museums 2), Köln: Böhlau-Verlag 2003, 10-17.
- MACHO, Thomas: Abweichung und Idealismus. Zur Funktionalisierung der Gesichter in der Moderne, in: LUTZ, Petra (Hg.): Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung (=Schriften des Deutschen Hygiene-Museums 2). Köln: Böhlau-Verlag 2003, 388-403.
- MACINTYRE, Alasdair: Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995.
- MAKROPOULOS, Michael: Historische Kontingenz und soziale Orientierung, in: BUBNER, Rüdiger, MESCH, Walter (Hgg.): Die Weltgeschichte – das Weltgericht?, Stuttgart: Klett-Cotta 2001, 75-89.
- MALINOWSKI, Bronislaw: Crime and Custom in Savage Society, London: Routledge 1926.
- MANEMANN, Jürgen: Carl Schmitt und die Politische Theologie. Politischer Anti-Monothismus (=Münsterische Beiträge zur Theologie 61), Münster: Aschendorff 2002.
- MANEMANN, Jürgen: „Die Permanenz des Theologisch-Politischen“ (C. Lefort). Chancen und Gefahren für das Christentum in der gegenwärtigen Krise der Demokratie, in: Concilium 41 (2005), 255-265.
- MARC, Charles Chrétien Henri: Consultation médico-légale pour henriette Cornier, femme Berton, accusée d'homicide commis volontairement et avec prémédiation. Précédée de l'acte d'accusation, Paris: Crochard 1826.
- MARC, Charles Chrétien Henri: De la folie considérée dans les rapports avec les questions médico-judiciaires, Bd. II, Paris: de Fain 1840.
- MARQUARD, Odo: Krise der Erwartung - Stunde der Erfahrung. Zur ästhetischen Kompensation des modernen Erfahrungsverlustes, Konstanz: Universitätsverlag 1982.
- MARQUARD, Odo: Religion und Skepsis, in: KOSLOWSKI, Peter (Hg.): Die religiöse Dimension der Gesellschaft. Religion und ihre Theorien, Tübingen 1985, 42-47.
- MARTENS, Wil: Struktur, Semantik und Gedächtnis. Vorbemerkungen zur Evolutionstheorie, in: GIEGEL, Hans-Joachim, SCHIMANK, Uwe (Hgg.): Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 167-203.
- MAURER, Michael: Alltagsleben, in: HAMMERSTEIN, Notker, HERRMANN, Ulrich (Hgg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. II: Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Neuordnung Deutschlands um 1800, München: Beck, 33-68.
- MCEWAN, Ian: Solar, Zürich: Diogenes 2010.
- MEHRING, Reinhard: Pathetisches Denken. Carl Schmitts Denkweg am Leitfaden Hegels: Katholische Grundstellung und antimarxistische Hegelstrategie, Berlin: Duncker & Humblot 1989.
- MEHRTENS, Herbert: Kontrolltechnik Normalisierung. Einführende Überlegungen, in: SOHN, Werner (Hg.): Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag 1999, 45-64.
- MERCER, Philip: Sympathy and Ethics. A study of the relationship between sympathy and morality with special reference to Hume's Treatise, Oxford: Clarendon Press 1972.
- MERKS, Karl-Wilhelm: Gott und die Moral. Theologische Ethik heute, Münster: LIT 1998.
- MERKS, Karl-Wilhelm: Grundlinien einer interkulturellen Ethik. Moral zwischen Pluralismus und Universalität (=Studien zur theologischen Ethik 132), Fribourg – Freiburg: Academic Press/Herder 2012.
- MERTON, Robert K.: Social Theory and Social Structure, 9. Aufl., Glencoe: Illinois 1969.
- MEYER, John W., BOLI, John, THOMAS, George M.: Ontology and Rationalization in Western Cultural Account, in: THOMAS, George M. et al. (Hgg.): Institutional Structure: Constituting State, Society, and the Individual, Newbury Park, Cal.: Sage 1987, 12-37.

- MIETH, Dietmar: *Moral und Erfahrung. Grundlagen einer theologisch-ethischen Hermeneutik*, Freiburg/Br.: Herder 1977.
- MIETH, Dietmar: *Wissenschaft, Religion und Kontingenz*, in: GAZIAUX, Eric (Hg.): *Philosophie et théologie* (Festschrift für Emilio Brito), Leuven: Univ. Press 2007, 395-412.
- MINCA, Claudio: *Giorgio Agamben and the biopolitical nomos*, in: *Geografische Anmerkungen* 88 (2006), 387-403.
- MOORE, George Edward: *A Reply to my Critics*, in: SCHILPP, Paul A. (Hg.): *The Philosophy of George Edward Moore*, New York: University Press 1942.
- MOORE, George Edward: *Grundprobleme der Ethik*, hg. von PIEPER, Annemarie, München: Beck 1975.
- MOORE, Barrington: *Ungerechtigkeit. Die sozialen Ursachen von Unterordnung und Widerstand*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1982.
- MOORE, George Edward: *Principia Ethica*, erw. Ausgabe, hg. von WISSER, Burkhard, Stuttgart: Reclam 1996.
- MORSCHER, Edgar: *Sein-Sollen-Schlüsse und wie Schlüsse sein sollen*, in: KRAWIETZ, Werner, SCHELSKY, Helmut, WINKLER, Günter (Hgg.): *Theorie der Normen. Festgabe für Ota Weinberger zum 65. Geburtstag*, Berlin: Duncker & Humblot 1984, 421-439.
- MÜLLER, Jörn: *Ist die Natur ethisch irrelevant? Zur Genealogie des naturalistischen Fehlschlusses*, in: NISSING, Hanns-Gregor (Hg.): *Natur. Ein philosophischer Grundbegriff*, Darmstadt: WBG 2010, 99-114.
- MÜLLER, Sigrid: *Normen. Zum Verhältnis von gesellschaftlichen Ansprüchen und sittlicher Autonomie*, in: HUNOLD, Gerfried W., LAUCH, Thomas, GREIS, Andreas (Hgg.): *Theologische Ethik. Ein Werkbuch*, Tübingen – Basel: Francke Verlag 2000, 188-206.
- MÜLLER, Stefan S. W.: *Theorien sozialer Evolution. Zur Plausibilität darwinistischer Erklärungen sozialen Wandels*, Bielefeld: transcript 2008.
- MÜNKLER, Herfried: *Strategien der Sicherung: Welten der Sicherheit und Kulturen des Risikos. Theoretische Perspektiven*, in: Ders., BOHLENDER, Matthias, MEURER, Sabine (Hgg.): *Sicherheit und Risiko. Über den Umgang mit Gefahr im 21. Jahrhundert*, Bielefeld: transcript 2010, 11-34.
- MÜRNER, Christian, SCHMITZ, Adelheid, SIERCK, Udo (Hgg.): *Schöne, heile Welt? Biomedizin und Normierung des Menschen*, Hamburg: Lib. Assoziation 2000.
- NAROLL, Raoul: *A Preliminary Index of Social Development*, in: *American Anthropologist* 58 (1956), 687-715.
- NASSEHI, Armin: *Differenzierungsfolgen. Beiträge zur Soziologie der Moderne*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1999.
- NASSEHI, Armin, KNEER, Georg: *Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme*, 4. Aufl., München: Fink 2000.
- NASSEHI, Armin: *Religion und Moral – zur Säkularisierung der Moral und der Moralisierung der Religion in der modernen Gesellschaft*, in: PICKEL, Gert, KRÜGGELER, Michael (Hgg.): *Religion und Moral – entkoppelt oder verknüpft?*, Opladen: Leske + Buderich 2001, 21-38.
- NASSEHI, Armin: *Geschlossenheit und Offenheit. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003.
- NASSEHI, Armin: *Die Differenz der Kommunikation und die Kommunikation der Differenz. Über die kommunikationstheoretischen Grundlagen von Luhmanns Gesellschaftstheorie*, in: GIEGEL, Hans-Joachim, SCHIMANK, Uwe (Hgg.): *Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 21-41.
- NASSEHI, Armin: *Der soziologische Diskurs der Moderne*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006.
- NASSEHI, Armin: *Die Zeit der Gesellschaft. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit*, Wiesbaden: VS-Verlag 2008.
- NASSEHI, Armin: *Rethinking Functionalism. Zur Empiriefähigkeit systemtheoretischer Soziologie*, in: KALTHOFF, Herbert, HIRSCHAUER, Stefan, LINDEMANN, Gesa (Hgg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008, 79-106.
- NASSEHI, Armin: *„Das ist keine Frau, das ist ein Bild“. Paradoxien der Gestaltung*, in: Ders.: *Gesellschaft verstehen. Soziologische Exkursionen*, Hamburg: Murmann-Verlag 2011, 84-105.
- NASSEHI, Armin: *Die melancholische Theorie. Gesellschaft als Kommunikation*, in: Ders.: *Gesellschaft verstehen. Soziologische Exkursionen*, Hamburg: Murmann 2011, 46-54.
- NASSEHI, Armin: *Ethik zwischen Gründewelt und sozialer Praxis. Zum gesellschaftlichen Ort moralischer Kommunikation*, in: Konrad Hilpert (Hg.): *Theologische Ethik im Pluralismus (=Studien zur theologischen Ethik 133)*, Fribourg – Freiburg: Academic Press/Herder 2012, 29-45.

- NASSEHI, Armin: Evolution in einer ‚Gesellschaft der Gegenwart‘, in: SIEP, Ludwig (Hg.): Evolution und Kultur. Symposium der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und Künste, Paderborn: Schöningh 2012, 73-88.
- NASSEHI, Armin: Der Ausnahmezustand als Normalfall. Modernität als Krise, in: MURMANN, Sven (Hg.): Krisen lieben. (=Kursbuch 170), Hamburg: Murmann-Verlag 2012, 34-49.
- NEOCLEOUS, Mark: The Problem with Normality: Taking Exception to „Permanent Emergency“, in: Alternatives 31 (2006), 191-213.
- NETHÖFEL, Wolfgang: Moraltheologie nach dem Konzil. Personen, Programme, Positionen, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987.
- NIDA-RÜHMELIN, Julian: Strukturelle Rationalität. Ein philosophischer Essay über praktische Vernunft, Stuttgart: Reclam 2001.
- NIKOLAUS VON KUES: Vom Nichtanderen (De non aliud), dt. und mit einer Einführung und Anmerkungen versehen von WILPERT, Paul, Hamburg: Meiner 1962.
- NOLTE, Paul: Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert, München: Beck 2000.
- NORDENFELT, Lennart: On the Nature of Health: An Action-Theoretic Approach, Dordrecht: Reidel 1987.
- NORRIS, Andrew: Sovereignty, Exception and Norm, in: Journal of Law and Society 34 (2007), 31-45.
- NÜESCH, Stephan, HAAS, Hartmut: Normality bias in the field: evidence from panel data, Working Paper Series No. 112, Institute for Strategy and Business Economics, University of Zurich, online verfügbar unter http://www.econbiz.de/de/search/detailed-view/doc/all/normality-bias-in-the-field-evidence-from-panel-data-n%C3%BCesch-stephan/10003911957/?no_cache=1 [Zugriff am 12.11.2012].
- OETTINGEN-WALLERSTEIN, Maximilian: Humes These. Ein Klärungsversuch in der Sein-Sollens-Debatte, Würzburg: Königshausen & Neumann 2008.
- OKRUCH, Stefan: Innovation und Diffusion von Normen. Grundlagen und Elemente einer evolutorischen Theorie des Institutionenwandels (=Volkswirtschaftliche Schriften 491), Berlin: Duncker & Humblot 1999.
- OPP, Karl-Dieter: Abweichendes Verhalten und Gesellschaftsstruktur, Darmstadt – Neuwied: Luchterhand 1974.
- ORLAND, Barbara, GUGGERLI, David: Einführung, in: Dies. (Hgg.): Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit, Zürich: Chronos 2002, 9-16.
- ORLAND, Barbara: Repräsentation von Leben. Visualisierung, Embryonenmanagement und Qualitätskontrolle im reproduktionsmedizinischen Labor, in: HINTERWALDNER, Inge, BUSCHHAUS, Markus (Hgg.): The picture's image. Wissenschaftliche Visualisierung als Komposit, München: Fink 2006, 222-242.
- ORTMANN, Günther: Regel und Ausnahme. Paradoxien sozialer Ordnung, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003.
- OTTO, Isabell, STAUFF, Markus: Das Maß der Mitte, in: BARTZ, Christina, KRAUSE, Marcus (Hgg.): Spektakel der Normalisierung, München: Fink 2007, 79-89.
- PAHLKE, Jürgen: Soziale Normen und die Theorie rationalen Verhaltens, in: RAISER, Ludwig (Hg.): Das Verhältnis der Wirtschaftswissenschaften zur Rechtswissenschaft, Berlin: Duncker & Humblot 1964, 282-291.
- PARDEY, Ulrich: Unschärfe Grenzen. Über die Haufen-Paradoxie, den Darwinismus und die rekursive Grammatik, in: Journal for General Philosophy of Science 33,2 (2002), 322-348.
- PARR, Rolf: Nichts, oder vom (lustvollen) Verschwinden in der Normalität, in: BILSTEIN, Johannes, WINZEN, Matthias (Hgg.): Big nothing. Die jenseitigen Ebenbilder des Menschen, Köln: König-Verlag 2001, 232-246.
- PARSONS, Talcott: The Structure of Social Action. A Study in Social Theory with Special Reference to a Group of Recent European Writers, New York: Free Press 1937.
- PARSONS, Talcott, SHILS, Edward: Towards a General Theory of Action, New York: Harper and Row 1951.
- PARSONS, Talcott: Akteur, Situation und normative Muster: Ein Essay zur Theorie sozialen Handelns, 2. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994.
- PATEL, Jaqdish, READ, Campell B.: Handbook of the normal distribution, 2. Aufl., New York: Marcel Dekker Inc. 1996.
- PEARSON, Karl: Notes on the History of Correlation, in: Biometrika 13 (1920), 25-45.
- PFANNKUCHEN, Markus: Archäologie der Moral. Zur Relevanz von Michel Foucault für die theologische Ethik (= Studien der Moraltheologie Abteilung Beihefte Bd. 6), Münster: LIT-Verlag 2000.

- PFÜRTNER, Stefan: Moralfreie Moralthorie in der wertpluralen Gesellschaft? Eine Fortsetzung der Diskussion mit Niklas Luhmann, in: *Zeitschrift für evangelische Ethik* 24,3 (1980), 192-208.
- PIEPER, Annemarie: Art. Norm, in: KRINGS, Hermann, BAUMGARTNER, Hans Michael, WILD, Christoph (Hgg.): *Handbuch philosophischer Grundbegriffe*, Bd. 4, München: Kösel 1973, 1009-1021.
- PIES, Ingo: Ordnungsethik der Zivilgesellschaft – Eine ordonomische Argumentationsskizze aus gegebenem Anlass, Diskussionspapier des Lehrstuhls für Wirtschaftsethik der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg Nr. 2013-1, online abrufbar unter: <http://wcms.uzi.uni-halle.de/download.php?down=27669&elem=2638572> [Zugriff am 26.02.2013].
- PLESSNER, Helmuth: *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*, Berlin: DeGruyter 1965.
- POLANYI, Michel: *Personal Knowledge. Towards a Post-Critical Philosophy*, Chicago: Harper Torchbooks 1974.
- POLLACK, Detlef: Wiederkehr der Religion oder Säkularisierung: Zum religiösen Wandel in Deutschland, in: *Ost-West. Europäische Perspektiven* 1 (2007), 11-19.
- POPITZ, Heinrich: Soziale Normen, in: *Europäisches Archiv für Soziologie* 2 (1961), 185-198.
- POPITZ, Heinrich: Soziale Normen, hg. von POHLMANN, Friedrich, EBBACH, Wolfgang, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006.
- PÖRKSEN, Uwe: *Weltmarkt der Bilder. Eine Philosophie der Visiotype*, Stuttgart: Klett-Cotta 1997.
- PORTER, Theodore M.: *The Rise of Statistical Thinking 1820-1900*, Princeton: Univ. Press 1986.
- POTT, Hans-Georg: Das „Subjekt“ bei Niklas Luhmann, in: GEYER, Paul, JÜHNKE, Claudia (Hgg.): *Von Rousseau zum Hypertext*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, 65-79.
- QUANTE, Michael: *Einführung in die Allgemeine Ethik*, 3. Aufl., Darmstadt: WBG 2008.
- QUETELET, Lambert Adolphe J.: *Sur la théorie des probabilités apliquée aux sciences morales et politique. Lettres au duc de Saxe-Coburg et Gotha*, Brüssel: Hayez 1846.
- QUETELET, Lambert Adolphe J.: *Anthropométrie ou mesure des différentes facultés de l'homme*, Brüssel: Muquardt 1870.
- RAHNER, Karl: Frömmigkeit früher und heute, in: Ders.: *Schriften zur Theologie*, Bd. 7, Zürich – Einsiedeln – Köln: Benziger 1966, 11-31.
- RAHNER, Karl: Über die Frage einer formalen Existentialethik, in: Ders.: *Schriften zur Theologie*, Bd. 2, 8. Aufl., Zürich – Einsiedeln – Köln: Benziger 1968, 227-246.
- RAHNER, Karl: Meditation über das Wort 'Gott', in: SCHULTZ, Hans-Jürgen (Hg.): *Wer ist das eigentlich - Gott?*, 2. Aufl., München: Kösel 1969, 13-21.
- RAHNER, Karl: Über die Verborgenheit Gottes, in: Ders.: *Schriften zur Theologie* Bd. 12, Zürich – Einsiedeln – Köln: Benziger 1975, 285-305.
- RAHNER, Karl: Die menschliche Sinnfrage vor dem absoluten Geheimnis Gottes, in: Ders.: *Schriften zur Theologie*, Bd. 14, Zürich – Einsiedeln – Köln: Benziger 1976, 111-128.
- RAWLS, John: *Eine Theorie der Gerechtigkeit*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1979.
- RECKWITZ, Andreas: *Unschärfe Grenzen. Perspektiven der Kulturosoziologie*, Bielefeld: transcript 2008.
- REHBERG, Karl-Siegbert: Normalitätsfiktion als institutioneller Mechanismus, in: LINK, Jürgen, LOER, Thomas, NEUENDORF, Hartmut (Hgg.): *„Normalität“ im Diskursnetz soziologischer Begriffe*, Heidelberg: Synchron-Verlag 2003, 163-181.
- RENDTORFF, Trutz: Das Erste und das Letzte – über den Ort des Prinzipiellen in der Ethik, in: BACHLEITNER, Gerhard, WINGER, Wolfram (Hgg.): *Moderne im Umbruch. Fragen nach einer zukunftsfähigen Ethik. Sozialethisches Symposium zum 75. Geburtstag von Wilhelm Korff (=Studien zur Theologischen Ethik 98)*, Fribourg – Freiburg: Academic Press/Herder 2003, 13-23.
- RHONHEIMER, Martin: *Praktische Vernunft und Vernünftigkeit der Praxis. Handlungstheorie bei Thomas von Aquin in ihrer Entstehung aus dem Problemkontext der aristotelischen Ethik*, Berlin: Oldenbourg 1994.
- RIPPERGER, Tanja: *Ökonomik des Vertrauens*, Tübingen: Mohr-Siebeck 1998.
- RITTER, Hans: Artikel "Normal, Normalität", in: RITTER, Joachim et al. (Hgg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Basel – Stuttgart: Schwabe 1971ff, Bd. 6, 920-928.
- ROLF, Thomas: *Normalität. Ein philosophischer Grundbegriff des 20. Jahrhunderts*, München: Fink 1999.
- ROMBACH, Heinrich: *Substanz, System, Struktur*, 2. Bd., Freiburg: Alber 1965.
- RÖLLI, Marc: Normalisierung – eine Kategorie zwischen Normalität und Normativität?, in: MARSZOLEK, Ingo, POHL, Peter (Hgg.): *Zwischen Normativität und Normalität. Theorie und Praxis der Anerkennung in interdisziplinärer Perspektive*, Essen: Klartext 2010, 49-60.
- RÖMELT, Josef: *Christliche Ethik in moderner Gesellschaft*, Bd. 1: Grundlagen, Freiburg/Br.: Herder 2008.

- ROMMETVEIT, Ragner: *Social Norms and Roles*, Minneapolis: Univ. Press 1955.
- ROSA, Hartmut: Modernisierung als soziale Beschleunigung. Kontinuierliche Steigerungsdynamik und kulturelle Diskontinuität, in: BONACKER, Thorsten, RECKWITZ, Andreas (Hgg.): *Kulturen der Moderne. Soziologische Perspektiven der Gegenwart*, Frankfurt/M.: Campus 2007, 140-172.
- ROSSITER, Clinton L.: *Constitutional Dictatorship. Crisis Government in the Modern Democracies*, Princeton: Univ. Press 1948.
- RUDINOW Saetnan, Ann, MORK LOMELL, Heidi, HAMMER, Svein: *By the very Act of Counting. The Mutual Construction of Statistics and Society. Introduction*, in: Dies. (Hgg.): *The Mutual Construction of Statistics and Society*, Routledge: Chapman & Hall 2010, 1-17.
- RÜTHERS, Bernd: *Carl Schmitt im Dritten Reich: Wissenschaft als Zeitgeistverstärkung?*, München: Beck 1990.
- RUSTER, Thomas: *Die verlorene Nützlichkeit der Religion: Katholizismus und Moderne in der Weimarer Republik*, Paderborn: Schöningh 1994.
- RUSTER, Thomas: *Die religiöse Sinnfrage in der modernen Gesellschaft*, in: Ders., HOEPS, Reinhard (Hgg.): *Mit dem Rücken zur Transzendentaltheologie. Theologische Passagen. Zum 65. Geburtstag von Hans Jorissen (= Bonner dogmatische Studien 10)*, Würzburg: Echter-Verlag 1997, 163-187.
- RUSTER, Thomas: *Distanzierte Beobachtung. Niklas Luhmanns „Religion der Gesellschaft“*, in: Herder Korrespondenz 55, 2 (2001), 90-96.
- SCHAEFFLER, Richard: *Philosophische Einübung in die Theologie*, Bd. 1, Freiburg: Alber 2004.
- SCHERR, Albert: *Werte und Normen*, in: Ders. (Hg.): *Soziologische Basics. Eine Einführung für Pädagogen und Pädagoginnen*, Wiesbaden: VS-Verlag 2006, 187-192.
- SCHILDMANN, Ulrike: *Normalismusforschung über Behinderung und Geschlecht. Eine empirische Untersuchung der Werke von Barbara Rohr und Annedore Prengel (=Konstruktionen von Normalität 4)*, Opladen: Leske und Budrich 2004.
- SCHIMANK, Uwe: *Einleitung*, in: GIEGEL, Hans-Joachim, SCHIMANK, Uwe (Hgg.): *Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 7-21.
- SCHIMANK, Uwe: *Theorie der modernen Gesellschaft nach Luhmann – eine Bilanz in Stichworten*, in: GIEGEL, Hans-Joachim, SCHIMANK, Uwe (Hgg.): *Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 261-298.
- SCHMID, Michael: *Evolution. Bemerkungen zu einer Theorie von Niklas Luhmann*, in: GIEGEL, Hans-Joachim, SCHIMANK, Uwe (Hgg.): *Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 117-153.
- SCHMIDT, Jan C.: *Die Positivierung des Unbestimmten in den nachmodernen Naturwissenschaften*, in: HETZEL, Andreas (Hg.): *Negativität und Unbestimmtheit. Beiträge zu einer Philosophie des Nichtwissens. Festschrift für Gerhard Gamm*, Bielefeld: transcript 2009, 119-137.
- SCHMITT, Carl: *Die staatsrechtliche Bedeutung der Notverordnung, insbesondere ihre Rechtsgültigkeit*, in: Ders.: *Verfassungsrechtliche Aufsätze aus den Jahren 1924-1954. Materialien zu einer Verfassungslehre*, Berlin: Duncker & Humblot 1958, 235-260.
- SCHMITT, Carl: *Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität*, 6. Aufl., Berlin: Duncker & Humblot 1993 [1922].
- SCHMITT, Carl: *Über die drei Arten des rechtswissenschaftlichen Denkens*, 2. Aufl., Berlin: Duncker & Humblot 1993.
- SCHNÄDELBACH, Herbert: *Das Gesicht im Sand. Foucault und der anthropologische Schlummer*, in: HONNETH, Axel et al. (Hgg.): *Zwischenbetrachtungen. Im Prozess der Aufklärung. Festschrift für J. Habermas*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1989, 231-261.
- SCHNARRER, Johannes Michael: *Norm und Naturrecht verstehen Eine Studie zu den Herausforderungen der Fundamenteethik*, Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag 1999.
- SCHNEIDER, Peter: *Ausnahmestand und Norm. Eine Studie zur Rechtslehre von Carl Schmitt (=Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 1)*, Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1957.
- SCHNEIDER, Wolfgang Ludwig: *Sinnverstehen und Intersubjektivität – Hermeneutik, funktionale Analyse, Konversationsanalyse und Systemtheorie (=Grundlagen der soziologischen Theorie 3)*, Wiesbaden: VS-Verlag 2004.
- SCHNEIDER, Wolfgang Ludwig: *Religion und funktionale Differenzierung*, in: SCHWINN, Thomas, GREVE, Jens, KRONEBERG Clemens (Hgg.): *Soziale Differenzierung. Handlungstheoretische Zugänge in der Diskussion*, Wiesbaden: VS-Verlag 2011, 182-210.
- SCHÖLLGEN, Werner: *Grenzmoral, soziale Krisis und neuer Aufbau*, Düsseldorf: Bastion-Verlag 1946.

- SCHÖLLGEN, Werner: Die soziologischen Grundlagen der Katholischen Sittenlehre, Düsseldorf: Patmos 1953.
- SCHÖNWALD-KUNTZE, Tatjana: Freiheit als Norm? Moderne Theoriebildung und der Effekt Kantischer Moralphilosophie, Bielefeld: transcript 2010.
- SCHRAGE, Dominik: Subjektivierung durch Normalisierung. Zur Aktualisierung eines poststrukturalistischen Konzepts, in: REHBERG, Karl-Siegbert (Hg.): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006, Frankfurt/M. – New York: Campus 2008, 4120-4129.
- SCHRAMM, Michael: Systemtheorie und Sozialethik. Methodologische Überlegungen zum Ruf nach Verantwortung, in: MERKS, Karl-Wilhelm (Hg.): Verantwortung – Ende oder Wandlung einer Vorstellung? Orte und Funktionen der Ethik in unserer Gesellschaft, Münster: LIT-Verlag 2000, 1-31.
- SCHRAMM, Michael: Religion und moderne Gesellschaft. Kontingenzeröffnung als soziale Funktion der Kirche, in: NOTHELLE-WILDFEUER, Ursula, GLATZEL, Norbert (Hgg.): Christliche Sozialethik im Dialog. Zur Zukunftsfähigkeit von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft. Festschrift zum 65. Geburtstag von Lothar Roos, Bonn: Vektor-Verlag 2000, 153-165.
- SCHRAMM, Michael: Kontingenzeröffnung und Kontingenzmanagement - Christliche Sozialethik als theologische Systemethik, in: Jahrbuch für christliche Sozialwissenschaften 43 (2002), 85-125.
- SCHRAMM, Michael: Normative Konflikte und moralische Interessen. Zur Governance ethischer Kontingenz in modernen Gesellschaften, in: WIELAND, Josef (Hg.): Governanceethik und Diskursethik - ein zwangloser Diskurs (=Studien zur Governanceethik 5), Marburg 2007, 113-135.
- SCHREIBER, Oliver: Luhmann featuring Foucault? Eine diskurstheoretische Irritation der Unterscheidung von Semantik und Sozialstruktur, München: AMV-Verlag 2009.
- SCHÜTZ, Alfred, LUCKMANN, Thomas: Strukturen der Lebenswelt, Bd. 1, 5. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994.
- SCHÜTZ, Anton: Luhmanns unheimliches Argument, in: KOSCHORKE, Albrecht, VISMANN, Claudia (Hgg.): Widerstände der Systemtheorie. Kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann, Oldenbourg: Akademie-Verlag 1999, 97-111.
- SCHÜTZEICHEL, Rainer: Soziologische Kommunikationstheorien, Konstanz: UVK-Verlag 2004.
- SCHWINN, Thomas: Perspektiven der neueren Differenzierungstheorie, in: Ders., GREVE, Jens, KRONEBERG, Clemens (Hgg.): Soziale Differenzierung. Handlungstheoretische Zugänge in der Diskussion, Wiesbaden: VS-Verlag 2011, 421-432.
- SCULLY, Jackie Leach: Genetic technology, disability and difference, in: CAROLL, Amber, SKIDMORE, Chris (Hgg.): Inventing Heaven?, Bedford: Sowler Press 1999, 54-65.
- SCULLY, Jackie Leach, REHMANN-SUTTER, Christoph: When Norms Normalize: The Case of Genetic „Enhancement“, in: Human Gene Therapy 12 (2001), 87-95.
- SEARLE, John R.: The Construction of Social Reality, London: Penguin Books 1995.
- SEELMEYER, Udo: Das Ende der Normalisierung? Soziale Arbeit zwischen Normativität und Normalität, Weinheim: Juventa-Verlag 2008.
- SELLMANN, Matthias: Religion und soziale Ordnung. Gesellschaftstheoretische Analysen, New York – Frankfurt/M.: Campus 2007.
- SHORT, James F., STRODTBECK, Fred L.: Group Process and Gang Delinquency, Chicago: Univ. Press 1965.
- SIGWART, Christoph: Logik, Tübingen: Mohr Siebeck 1873.
- SIMMEL, Georg: Einleitung in die Moralwissenschaft, 4. Aufl., Frankfurt/M.: Suhrkamp 1964.
- SIMMEL, Georg: Vom Heil der Seele, in: KRAMME, Rüdiger (Hg.): Gesamtausgabe Georg Simmel, Bd. 7, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995, 109-115.
- SIMON, Herbert: Administrative Behaviour. A Study of Decision-Making Processes in Administrative Organization, 4. Aufl., New York: Macmillan 1997.
- SIMON, Josef: Der einzelne Fall in Ethik und Recht. Anmerkungen zu Kants Moralphilosophie, in: DIERKSMEIER, Claus (Hg.): Die Ausnahme denken. Festschrift zum 60. Geburtstag von Klaus-Michael Kodalle in zwei Bänden, Bd. 1, Würzburg: Königshausen & Neumann 2003, 117-126.
- SMITH, Adam: Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen, München: dtv 1999.
- SMITS, M.: Taming monsters: The cultural domestication of new technology, in: Technology in society 28,4 (2006), 489-504.
- SÖDING, Thomas: Einheit der Heiligen Schrift? Zur Theologie des biblischen Kanons (=QD 211), Freiburg i.Br.: Herder 2005.

- SONNEMANN, Ulrich: Sabotage des Schicksals, in: Ders.: Negative Anthropologie, Springer: zu Klampen-Verlag 19-360.
- SONNTAG, Susan: AIDS and Its Metaphors, Harmondsworth: Penguin Books 1989.
- SORENSEN, Roy: Art. "Vagueness", The Stanford Encyclopedia of Philosophy (Fall 2008 Edition), hg. von ZALTA, Edward, online abrufbar unter <http://plato.stanford.edu/archives/fall2008/entries/vagueness> [Zugriff am 26.02.2013].
- SPAEMANN, Robert: Christliche Spiritualität und pluralistische Normalität, in: *Communio* 26 (1997), 163-170.
- SPAEMANN, Robert: Die Bedeutung des Natürlichen im Recht, in: HÄRLE, Wilfried, VOGEL, Bernhard (Hgg.): "Vom Rechte, das mit uns geboren ist": Aktuelle Probleme des Naturrechts, Freiburg/Br.: Herder 2007, 322-334.
- SPENGLER, Christian: Koordination. Entwurf eines systemischen Normalitätskonzeptes, in: *Familiendynamik* 22 (1997), 156-179.
- SPITTLER, Gerd: Norm und Sanktion. Untersuchungen zum Sanktionsmechanismus, Freiburg i. Br.: Walter-Verlag 1967.
- STAR, Susan L., GRIESEMER, James R.: Institutional Ecology, ‚Translation‘ and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley’s Museum of Vertebrate Zoology, in: *Social Studies of Science* 19 (1989), 387-420.
- STEGMAIER, Werner: Mit Ausnahmen umgehen: Zur Praxis der ethischen Orientierung. Eine Skizze, in: DIERKSMEIER, Claus (Hg.): Die Ausnahme denken. Festschrift zum 60. Geburtstag von Klaus-Michael Kodalle in zwei Bänden, Bd. 1, Würzburg: Königshausen & Neumann 2003, 127-142.
- STEHR, Johannes: Normalität und Abweichung, in: SCHERR, Albert (Hg.): *Soziologische Basics. Eine Einführung für Pädagogen und Pädagoginnen*, Wiesbaden: VS-Verlag 2006, 130-134.
- STEHR, Johannes: Normierungs- und Normalisierungsschübe – Zur Aktualität des Foucaultschen Disziplinbegriffes, in: Ders., ANHORN, Roland, BETTINGER, Frank (Hgg.): *Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit*, Wiesbaden: VS-Verlag 2007, 29-40.
- STICHWEH, Rudolf: Semantik und Sozialstruktur. Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung, in: *Soziale Systeme* 6 (2000), 237-250.
- STIGLER, George J.: The Optimum Enforcement of Laws, in: *Journal of Political Economy* 78 (1970), 526-536.
- STRUB, Christian, Sanktionen des Selbst. Zur normativen Praxis sozialer Gruppen, Freiburg: Alber Verlag 2005.
- SUTHERLAND, Edwin H., CRESSEY, Donald R.: *Principles of Criminology*, 5. Aufl., Chicago – Philadelphia – New York: Lippincott 1955.
- SUTTER, Tillmann: Interaktionistischer Konstruktivismus. Zur Systemtheorie der Sozialisation, Wiesbaden: VS-Verlag 2009.
- TANNENBAUM, Frank: *Crime and Community*, London – New York: Columbia Univ. Press 1953.
- TARDE, Gabriel: *Die Gesetze der Nachahmung*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003.
- THOMAS VON AQUIN: *Summa Theologiae*, in: BUSA, Roberto (Hg.): *Sancti Thomae Aquinatis Opera Omnia*, Bd. 2, Stuttgart – Bad Cannstatt: Frommann 1980.
- TROELTSCH, Ernst: Die Bedeutung des Begriffs Kontingenz, in: Ders.: *Gesammelte Schriften*, 2. Bd., Tübingen: Mohr Siebeck 1913, 769-778.
- TUGENDHAT, Ernst: *Probleme der Ethik*, Stuttgart: Reclam 1986.
- UHLE, Paul, WAGNER, Ernst: *Handbuch der allgemeinen Pathologie*, 3. Aufl., Leipzig: Wiegand 1863.
- VEITH, Hermann: *Das Selbstverständnis des modernen Menschen. Theorien des vergesellschafteten Lebens im 20. Jahrhundert*, Frankfurt/M. – New York: Campus 2001.
- VERWEYEN, Hansjürgen: *Theologie im Zeichen der schwachen Vernunft*, Regensburg: Pustet 2000.
- VOGD, Werner: *Systemtheorie und rekonstruktive Sozialforschung. Eine empirische Versöhnung unterschiedlicher theoretischer Perspektiven*, Opladen: Budrich-Verlag 2005.
- VOSENKUHL, Wilhelm: *Die Möglichkeit des Guten. Ethik im 21. Jahrhundert*, München: Beck 2006.
- VOWINKEL, Annette: *Das Relationale Zeitalter. Individualität, Normalität und Mittelmaß in der Kultur der Renaissance*, München: Fink 2011.
- WALDSCHMIDT, Anne: Risiken, Zahlen, Landschaften. Pränataldiagnostik in der flexiblen Normalisierungsgesellschaft, in: LUTZ, Petra (Hg.): *Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung*, Köln: Böhlau 2003, 95-107.
- WALDSCHMIDT, Anne: Normalität, in: BRÖCKLING, Ulrich (Hg.): *Glossar der Gegenwart*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2006, 190-196.

- WALZER, Michael: Drei Wege der Moralphilosophie, in: Ders.: Kritik und Gemeinsinn, Frankfurt/M.: Fischer 1993.
- WATKINS, Frederick: The Problem of Constitutional Dictatorship, Cambridge: Univ. Press 1940.
- WEBER, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss einer verstehenden Soziologie, 5. Aufl., hg. von WINCKELMANN, Johannes, Tübingen: Mohr-Siebeck 1972.
- WEILAND, René: Jenseits der Gerechtigkeit. Carl Schmitt, Gustav Radbruch und die Unverfügbarkeit des Rechts, in: PIRCHER, Wolfgang (Hg.): Gegen den Ausnahmezustand. Zur Kritik an Carl Schmitt, Wien: Springer 1999, 285-302.
- WERBER, Niels: Von Feinden und Barbaren. Carl Schmitt und Niklas Luhmann, in: Merkur 49 (1995), 949-957.
- WERBER, Niels: Die Normalisierung des Ausnahmefalls. Giorgio Agambens kleine Weltgeschichte der politischen Souveränität, in: Merkur 7 (2002), 618-622.
- WERBER, Niels: „Torture or only Mistreatment?“ Normativität, Normalismus und Normenreflexion nach Abu Ghraib, in: PONTZEN, Alexandra, PREUBER, Heinz-Peter (Hgg.): Schuld und Scham (=Jahrbuch Literatur und Politik 3), Heidelberg: Winter 2008, 239-252.
- WERBER, Niels: Die Geo-Semantik der Netzwerkgesellschaft, in: DÖRING, Jörg (Hg.): Spatial turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, 2. Aufl., Bielefeld: transcript 2009, 165-184.
- WERNER, Micha H.: Ethische Implikationen der Grenzziehung zwischen Gesundheit und Krankheit, in: Ethik und Unterricht 4 (2001), 11-15.
- WILLIAMS, Bernard: Ethik und die Grenzen der Philosophie, Hamburg: Rotbuch-Verlag 1999.
- WILLIAMSON, Timothy: Vagueness, London: Routledge 1994.
- WINDELBAND, Wilhelm: Präludien, Tübingen: Mohr-Siebeck 1883.
- WINDELBAND, Wilhelm: Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, 6. Aufl., Tübingen: Mohr-Siebeck 1912.
- WIRTZ, Thomas: Entscheidung. Niklas Luhmann und Carl Schmitt, in: KOSCHORKE, Albrecht, VISMANN, Claudia (Hgg.): Widerstände der Systemtheorie. Kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann, Oldenbourg: Akademie-Verlag 1999, 175-197.
- WISWEDE, Günter: Soziologie abweichenden Verhaltens, Stuttgart: Kohlhammer 1973.
- WITTGENSTEIN, Ludwig: Philosophische Grammatik, Werkausgabe Bd. 4, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1984.
- WITTGENSTEIN, Ludwig: Philosophische Untersuchungen, Werkausgabe Bd. 1, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1984.
- WORTMANN, Hendrik: Zum Desiderat einer Evolutionstheorie des Sozialen. Darwinistische Konzepte in den Sozialwissenschaften, Konstanz: UVK Verlag 2010.
- WUNDERLICH, Carl R. A.: Das Verhalten der Eigenwärme in Krankheiten, Leipzig: Wigand-Verlag 1868.
- WUNDT, Wilhelm: Ethik, 2 Bde., Bd. 2, 2. Aufl., Stuttgart: Enke 1869.
- YELLE, Robert: The Trouble with Transcendence: Carl Schmitt's „Exception“ as a Challenge for Religious Studies, in: Method and Theory in the Study of Religion 22 (2010), 189-206.
- ZINTL, Reinhard: Der Homo Oeconomicus: Ausnahmeerscheinung in jeder Situation oder jedermann in Ausnahmesituationen?, in: Analyse und Kritik 11 (1989), 52-69.
- ZIRDEN, Heike: Erfindung der Normalität, in: LUTZ, Petra (Hg.): Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung, Köln: Böhlau 2003, 28-29.
- ZIZEK, Slavoj: Welcome to the Dessert of the Real. Five Essays on September 11 and Related Dates, London: Verso 2002.
- ZULEHNER, Paul M.: Mitverantwortung in der Kirche als Gemeinschaft, in: GRÜNDEL, Johannes (Hg.): Leben aus christlicher Verantwortung. Ein Grundkurs der Moral, Bd. 3, Düsseldorf: Patmos 1992, 194-215.